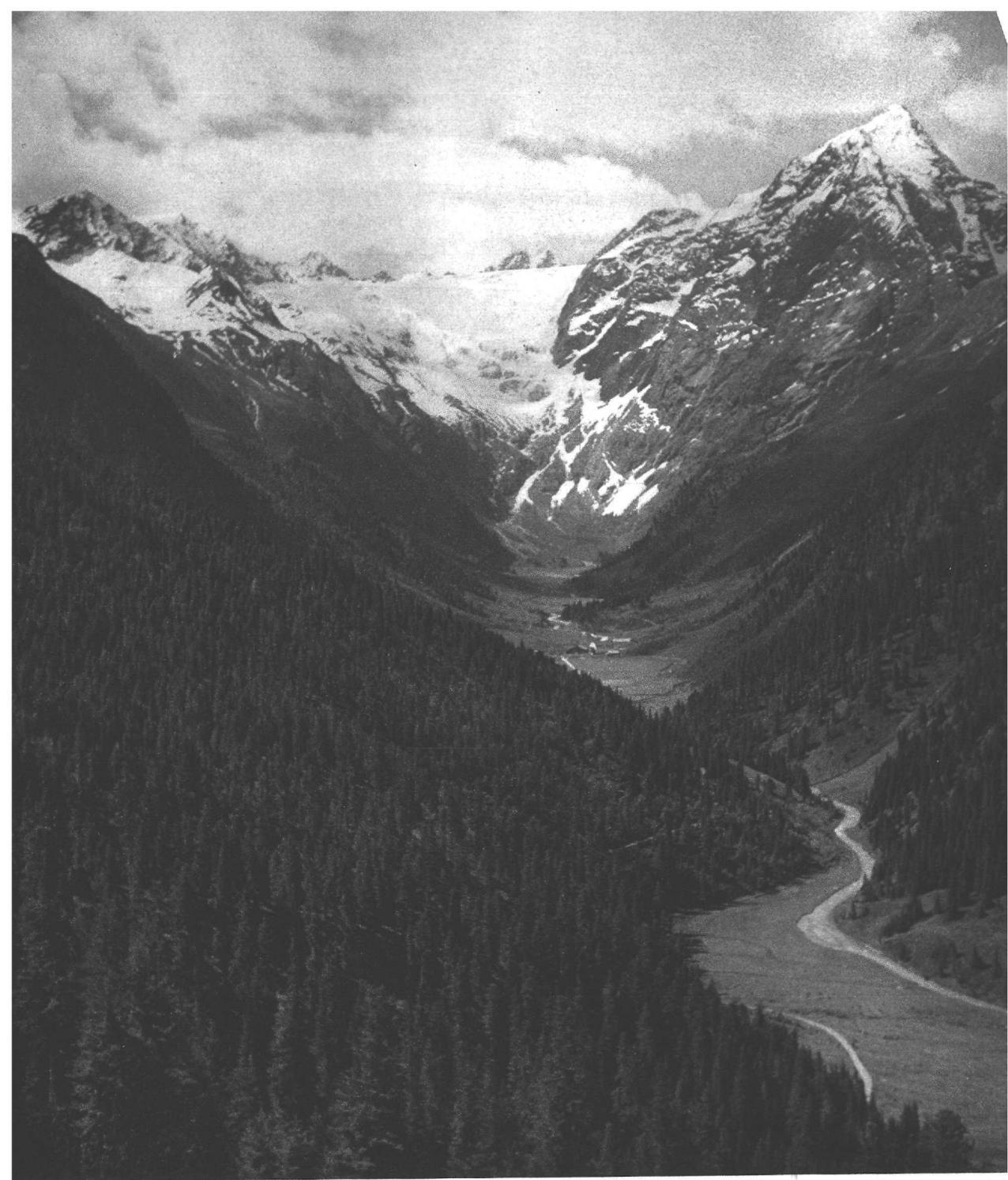


Zeitschrift des
Deutschen Alpenvereins

Band 70
Jahrgang 1939





Lichtbild Schäg

Tiefdrud Bruchmann

Der Talschluß von Lifens mit dem Fernerkogel (Stubai)

Zeitschrift
des
Deutschen Alpenvereins

(Jahrbuch)

Ergänzungsband zu den Mitteilungen des DAV.

Geleitet von Hof. Jul. Schäg

Jahrgang 1939

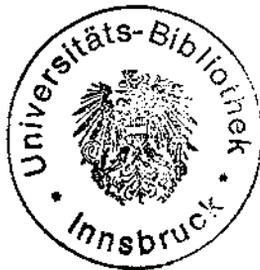
Band 70

Verlag F. Bruckmann, München

(10. 70. 1/79, 2. Ex. 1/1.)

1

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben



Druck von Adolf Holzhausens Nfg., Wien
Liefdruck und Druckstöcke von F. Brudmann KG, München

Inhaltsverzeichnis

Text:

	Seite
1. Dr. Arthur Seyß-Inquart: Der Auftrag	1
2. Graf von der Schulenburg, Berlin: Deutscher und Osterreichischer Alpenverein — Deutscher Bergsteigerverband — Deutscher Alpenverein	4
3. Meinhard Schild, Wien: Der neue Weg	7
4. Edgar Traugott, Wien: Berg-Vagabondage	10
5. Rudolf Schwarzgruber, Wien: Die Gangotrigruppe (Westlicher Garhwalhimalaja)	21
6. Hans Vobeck, Berlin: Zentral-Kurdistan 1937	32
7. Eugen Eisenmann, Stuttgart: Die Ruvenzori-Rundfahrt 1937/38 des Zweiges Stuttgart	40
8. Bergfahrten und Forschungen im Ala Dag (Südostanatolien) (Hans Spreizer, Hermann Heide, Siegfried Tritthart, Sepp Pucher, Walter Pleunigg)	50
9. Max Storz, München: Unbekannte Berge in Schutt und Sand	58
10. Fritz Schmitt, München: Unsere Bergführer	69
11. Ludwig Steinauer, München: Drei Teufelsgrate	91
12. Gunther Langes, Bozen: Die Alpenfront im Weltkrieg	99
13. Otto von Lutterotti, Innsbruck: Joseph Anton Koch, der Maler des Hochgebirges	105
14. Hermann Wopfner, Innsbruck: Das Brot der Bergbauern	113
15. Ernst Zinner, Bamberg: Tiroler Sonnenuhren	132
16. Otto Steinböck, Innsbruck: Der Gletscherfloh	138
17. Karl Söldhaus, Wien: Die Tierwelt des Hochgebirges in ihren Beziehungen zur Eiszeit	148
18. Manfred Straka, Graz: Das untersteirische Berg- und Hügel land	158
19. R. v. Reibelsberg, Innsbruck: Durchs Wipptal	167

	Seite
20. Hans R i e n e, Bozen: Inner-Alten und seine Berge	177
21. Richard H e u b e r g e r, Innsbruck: Die Räter	186
22. Franz H u t e r, Wien: Die Besiedlung des „Landes im Gebirge“	194
23. Otto S t o l z, Innsbruck: Sellrain, Landschaft und Geschichte	199

Bild in Kupferdruck:

Der Fallschluß von Eisens mit dem Fernerfogel (Stubai). Lichtbild Jos. Jul. Schäs, München	Titelbild
---	-----------

Bilder in Kunstdruck:

Tafel	gegenüber Seite
1 Im Gangotrigebiet des Garhwalhimalaja. Lichtbild Rudolf Schwarzgruber, Wien	28
2 Der Gipfelaufbau des Dazuli Parbat. Lichtbild Rudolf Schwarzgruber, Wien . .	29
3 Der Schibling oder Matterhorn Peak. Lichtbild Rudolf Schwarzgruber, Wien . .	29
4 Der Schibling von Süden. Lichtbild Rudolf Schwarzgruber, Wien	29
4 Der Chandar Parbat. Lichtbild Rudolf Schwarzgruber, Wien	29
5 Kurdisches Fürstenschloß. Lichtbild Hans Bobek, Berlin	36
5 Motiv aus Van. Lichtbild Hans Bobek, Berlin	36
5 Zeltorf der Kurden. Lichtbild Hans Bobek, Berlin	36
6 Sat-Dag-Hauptgruppe. Lichtbild Hans Bobek, Berlin	37
7 Geliashin und Dschilo-Dag-Nordwand. Lichtbild Hans Bobek, Berlin	37
8 Blick vom Rücken zwischen den beiden Karen gegen Breite Wand. Lichtbild Hans Bobek, Berlin	37
8 Kifara-Gruppe. Lichtbild Hans Bobek, Berlin	37
9 Trägertypen (Ruvenzori). Lichtbild Eugen Eisenmann, Stuttgart	44
9 Ruvenzoriträger mit Last. Lichtbild Eugen Eisenmann, Stuttgart	44
9 Wafonjofrau mit ihrer schweren Last. Lichtbild Eugen Eisenmann, Stuttgart . .	44
10 Die Nordabstürze der Bakergruppe mit Bujuhufee. Lichtbild Eugen Eisenmann, Stuttgart	45
10 Blick von der Klutespize zur Hans Meyer-Spize. Lichtbild Eugen Eisenmann, Stuttgart	45

11	Margherita-N.-Wand. Lichtbild Eugen Eisenmann, Stuttgart	45
11	Margherita- und Alexandraspize. Lichtbild Eugen Eisenmann, Stuttgart	45
12	Kleiner See am Ruwenzori. Lichtbild Eugen Eisenmann, Stuttgart	45
12	Senecie unterhalb des Ruwenzis. Lichtbild Eugen Eisenmann, Stuttgart	45
12	Das Hauptlager am Bujuhusee. Lichtbild Eugen Eisenmann, Stuttgart	45
13	Der Ma Dag von Maden aus. Lichtbild Hermann Heide, Klagenfurt	52
14	Durch die Steppe den Bergen entgegen. Lichtbild Walter Pleunigg, Klagenfurt	53
14	Jürüken. Lichtbild Hermann Heide, Klagenfurt	53
15	Klagenfurterturm. Lichtbild Hermann Heide, Klagenfurt	53
15	Paschingerspize und Rünnespize. Lichtbild Hermann Heide, Klagenfurt	53
16	Blick aus der Eshewit-Nordwand. Lichtbild Walter Pleunigg, Klagenfurt	53
16	Blick aus der Borsdag-Nordwand. Lichtbild Walter Pleunigg, Klagenfurt	53
17	Das Wadi Utrassh. Lichtbild Max Storz, München	68
17	Der Dattarkeffel. Lichtbild Max Storz, München	68
18	Dattar-Westkette. Lichtbild Max Storz, München	69
18	Dattar-Ostkette. Lichtbild Max Storz, München	69
18	Dattar-Nordkette. Lichtbild Max Storz, München	69
19	Der Um Anfei. Lichtbild Max Storz, München	69
19	Der Djebel Dattar. Lichtbild Max Storz, München	69
19	Durchblick vom Wadi Belih zur Dattar-Ostkette. Lichtbild Max Storz, München	69
20	Der Abu Dohhan. Lichtbild Max Storz, München	69
20	Die El Schaib-Gruppe. Lichtbild Max Storz, München	69
20	Das Wadi el Utrassh, Wadi Dattar sowie Wadi Belih und die Dohhan-Berge (Rundbild). Lichtbild Max Storz, München	69
21	Bilder von Bergführern	84
22	Bilder von Bergführern	85
23	Bilder von Bergführern	85
24	Bilder von Bergführern	85
25	Wetterstein-Teufelsgrat und Hochwanner. Lichtbild Jof. Jul. Schäß, München	92
26	Täschhorn-Teufelsgrat. Lichtbilder Ludwig Steinauer, München	93
27	Blick vom Teufelsgrat des Montblanc du Tacul auf Peutereygrat. Lichtbild Ludwig Steinauer, München	93

28	Pte. Médiane von der Pt. Carmen aus gesehen. Lichtbild Ludwig Steinauer, München	93
28	Nig. du Diables am Montblanc du Tacul. Lichtbild Ludwig Steinauer, München	93
29	Der Montblanc von der Grandes Jorasses aus. Lichtbild Ferd. Peringer, Wien .	93
30	Der westliche Teil der Gletscherfront in der Ortlergruppe. Lichtbild M. Senn, Innsbruck	100
31	Unterstand „U-Süd“ im Dolomitenfels der Marmolata. Bild O. Lichtbildstelle Wien	101
32	Unterstand „U-Nord“ im Dolomitenfels der Marmolata. Bild O. Lichtbildstelle Wien	101
33	Die „wohnlüche“ Gletscherpalte. Bild O. Lichtbildstelle Wien	101
33	Leiteraufstieg zu einem Stützpunkt auf einem Dolomitengipfel. Bild O. Lichtbildstelle Wien	101
34	Joseph Anton Koch, Das Jungfraumassiv	108
35	Joseph Anton Koch, Das Hospiz am Grimselpaß	109
35	Joseph Anton Koch, Der Grindelwaldgletscher	109
36	Joseph Anton Koch, Mönch und Jungfrau	109
37	Joseph Anton Koch, Der Schmadribach-Wasserfall	109
38	Haus mit erkerartigem Backofenvorbau in der Nachbarschaft Fuchsmoos (Pitztal). Lichtbild Hermann Wopfner, Innsbruck	124
38	Backofen auf einem Berghof von Mülten. Lichtbild Hermann Wopfner, Innsbruck	124
39	Backofen auf einem Berghof in Kappl. Lichtbild Hermann Wopfner, Innsbruck .	125
40	Sonnenuhr. Lichtbild Ernst Zinner, Bamberg	132
41	Sonnenuhren. Lichtbilder Ernst Zinner, Bamberg	133
42	Abbildungen zu „Steinböck, Der Gletscherfloh“	140
43	Schmelzwasser auf dem Gletscher. Lichtbild Leonhard Schlag, München	141
44	Zwei Verbreitungskärtchen zu „Goldhaus, Die Tierwelt des Hochgebirges in ihren Beziehungen zur Eiszeit“	156
45	Zwei Verbreitungskärtchen zu „Goldhaus, Die Tierwelt des Hochgebirges in ihren Beziehungen zur Eiszeit“	157
46	Bachernkamm von Gams aus. Lichtbild S. Wennig, Wien	164
46	Landschaft der Windischen Büheln in der Nähe der heutigen Reichsgrenze. Lichtbild Maximilian v. Karnitschnigg, Graz	164

47	Blick von Johannisberg in der Kollos gegen Donatsberg. Lichtbild Maximilian v. Karnitschnigg, Graz	165
47	Windisch-Graz mit Ursulaberg. Lichtbild S. Wennig, Wien	165
48	Schloß Matrei (Trautson). Lichtbild Karl Dornach, Innsbruck	172
49	Blick von Pfons talaus. Lichtbild Raimund v. Klebelsberg, Innsbruck	173
49	Am Weg nach Mauern. Lichtbild Raimund v. Klebelsberg, Innsbruck	173
50	Mauern bei Steinach gegen die Serlespitze. Lichtbild Karl Dornach, Innsbruck	173
50	Steinacher Kalvarienberg gegen Gschnitz. Lichtbild Much Heiß, Innsbruck	173
51	Im Nöthlacher Gelände: Blick gegen Wolfendorn. Lichtbild Raimund v. Klebelsberg, Innsbruck	173
52	Im Nöthlacher Gelände: St. Jakob in Talatsch. Lichtbild Raimund v. Klebelsberg, Innsbruck	173
52	Ruine Strahberg bei Gossensaß. Lichtbild Raimund v. Klebelsberg, Innsbruck	173
53	Walgenzin im Eisaktal unter Sterzing. Lichtbild Raimund v. Klebelsberg, Innsbruck	173
53	Flanz ob Mauls. Lichtbild Raimund v. Klebelsberg, Innsbruck	173
54	Im Ultental. Lichtbild Wolfram Knoll, Bozen	180
55	Eggenspitzen. Lichtbild Wolfram Knoll, Bozen	181
55	St. Gertraud mit Eggenspitzen und Zufrittspitze. Lichtbild Wolfram Knoll, Bozen	181
56	Im Ultental. Lichtbild Wolfram Knoll, Bozen	181
56	Einertaleralm gegen Nontscherjoch—Hoher Dieb. Lichtbild Karl Felderer, Bozen	181
57	Muderspizen von der Almenspitze aus. Lichtbild Karl Felderer, Bozen	181
57	Querbergspitzen. Lichtbild Karl Felderer, Bozen	181
57	Almenspitze von Ofen. Lichtbild Karl Felderer, Bozen	181
58	Eisens mit dem Fernerkogel, nach einem Stich von 1789	204
59	Gries im Sellrain. Lichtbild G. A. Külle, Innsbruck	205
59	Rothenbrunn im Sellrain. Lichtbild Richard Müller, Innsbruck	205
60	Saggen im Sellrain. Lichtbild Richard Müller, Innsbruck	205
60	Pragmar. Lichtbild Richard Müller, Innsbruck	205
61	Blick von der Fünftalcher Scharte. Lichtbild G. A. Külle, Innsbruck	205
61	Rühtal. Lichtbild G. A. Külle, Innsbruck	205
62	Eisener Fernerkogel. Lichtbild G. A. Külle, Innsbruck	205

	Seite
Vier graphische Blätter von Heini Schwendt, Bozen	3, 20, 90, 112

Bilder im Text:

	Seite
1. Kartenskizze der Gangotrigruppe	31
2. Kartenskizze: Zentral-Kurdistan	35
3. Kartenskizze: Kilimandscharo	41
4. Kibo, von Süden gesehen. Zeichnung	43
5. Kartenskizze: Ruwenzori	46
6. Mawenzi, von Westen gesehen. Zeichnung	47
7. Kartenskizze: Der Ala Dag im Taurus	54
8. Kartenskizze: Qattarberge (Ägyptisch-Arabische Wüste)	60
9. Blockdiagramm der Ägyptisch-Arabischen Wüste von Dene bis Hurgada	61
10. J. A. Koch, Gebirgslandschaft aus der Schweiz	111
11. Zeichnungen zu „Wopfner, Brot der Bergbauern“	130
12. Zeichnungen zu „Wopfner, Brot der Bergbauern“	131
13. Zeichnungen zu „Steinböck, Der Gletscherfloh“	139
14. Karte des untersteirischen Berg- und Hügellandes	163
15. Kartenskizze zu „Kiene, Inner-Alten und seine Berge“	178

Beilage:

Karte der Stubaier Alpen, Blatt II, Sellrain

1 : 25.000

Druck von Freitag & Berndt, Wien

Der Auftrag

Von Dr. Arthur Seyß-Inquart

Mit dem Anschluß der ostmährischen Alpenländer wurde Deutschland wieder ein Reich von den Bergen bis zum Meer. Es gewann in seinem erweiterten staatlichen Rahmen einen neuen Raum nicht nur im wirtschaftlichen, sondern wesentlich im landschaftlichen und lebendig nationalen Sinne: die völkische Grundlage des Staates wurde reicher um die Menschen, die ein langes Schicksal und eine harte Geschichte zu jenem „Osterreicher“ geprägt hatte, wie ihn der illegale Nationalsozialist verstand und mit Stolz in sich fühlte: für den nicht der „Heurige“ oder das „Dirndl“ bezeichnend sind, sondern für den der um jedes Stück seiner Scholle hart ringende Bergbauer ein Gleichnis sei, und den zuletzt und zutiefst seine Bewährung in der jüngsten Not im Kampf um das Reich als eine kämpferische und politisch bewußte Gestalt bestätigte. Mit den Grenzen fielen die Hemmungen und Hindernisse, die der vollen Auswirkung jener fruchtbaren Polarität entgegenstanden, welche die Kraft der Nation aus den weiten Spannungen innerhalb des einheitlich deutschen Raumes und Volkstums zieht. Diese Kraft wird ewig sein und das Reich sichern, wenn das politische Leben der Nation aus diesem Bewußtsein der fruchtbaren Spannung zwischen den Polen ihres völkischen Lebens wächst. Konzentration der Führung ist über die staatliche hinaus eine nationale Notwendigkeit: sie bedeutet hier die Aufgabe, die nationalen und politischen Kräfte der Ränder in die zentrale Wirksamkeit einzubeziehen.

Der Deutsche, der nicht in den Bergen lebte und sie um ihrer Schönheit oder um des Kampfes willen aufsuchte, war seit je jenem natürlichen Verhältnis und seiner Wirksamkeit besonders und ohne Vorurteil aufgeschlossen. Es liegt im Erleben der Berge, die auch dem binnendeutschen Bergsteiger nie nur Urlaubsziel sondern Heimat waren, daß für die deutschen Bergsteiger immer nur die Wirklichkeit der „Volksbürgerschaft“ vor dem Begriff der „Staatsbürgerschaft“ Gültigkeit hatte. Ohne Problematik, einfach aus ihrem Erleben des deutschen Landes empfanden und wollten sie großdeutsch. Dasselbe mußte gelten und galt vom Anfang an für den Alpenverein. Er konnte mit tiefer Freude seinen Namen seinem Wesen anpassen und sich „Deutscher Alpenverein“ nennen, als das Jahr 1938 die tatsächliche Einheit deutscher Volksbürgerschaft und Staatsbürgerschaft gebracht hatte, für die er immer wirkte.

Neben dieser gleichsam in die Breite gerichteten Wirksamkeit des Alpenvereins, die dem Heimaterlebnis in den Bergen entspricht, steht der neue, in seinem Wesen politische Auftrag des Deutschen Alpenvereins, der seinen Grund in der tiefen Wirksamkeit des Bergsteigens als einer bestimmten Lebensform hat. An die Stelle jener erfüllten politischen Zielsetzung trat die neue, die den Alpenverein mit einer großen Verantwortung weit über seine bisherige Bedeutung hinaushebt, die er zwar in weitestem Rahmen, aber doch nur als Verein hatte.

Wie die Berglandschaft besondere volkstümliche und stammhafte Formen bildet, so prägt das Bergsteigen durch das Erlebnis des Kampfes und der gewaltigen Landschaft eine besondere Haltung und Härte des Bergsteigers. Die tiefen Gleichnisse: „Das deutsche Volk werde ein Volk von Bergsteigern“ und „Bergfahrt ist Not“ haben ihren Grund und ihr Ziel in jener Aufgabe aus der polaren Spannung des deutschen

Raumes und des deutschen Wesens sowohl wie in dieser prägenden und erziehenden Wirksamkeit des Bergsteigens.

Der Deutsche Alpenverein erfüllt im Rahmen der vom Nationalsozialistischen Reichsbund für Leibesübungen getragenen Erziehung des deutschen Volkes durch körperliche Ertüchtigung, aber auch über diesen Rahmen hinaus entsprechend dem umfassenden und die Zukunft der Nation bestimmenden Plan und Willen zur politischen und weltanschaulichen Erziehung des ganzen Volkes die Aufgabe, das Bergsteigen als ein wesentliches Mittel dieser Erziehung einzusehen. Mit meiner Berufung zum Führer des Deutschen Alpenvereins habe ich diesen Auftrag und die Verantwortung für seine Erfüllung übernommen, die ich meinen Mitarbeitern und allen deutschen Bergsteigern als Verpflichtung weitergebe: die bildende Kraft unseres Bergerlebens in jedem Sinne in das ganze deutsche Volk zu tragen und damit unseren höchsten persönlichen Gewinn an die Nation zur Steigerung ihrer gesamten Lebenskraft und Führungsstärke weiterzugeben.



Deutscher und Österreichischer Alpenverein Deutscher Bergsteigerverband Deutscher Alpenverein

Von Graf von der Schulenburg, Berlin

Als der Reichssportführer im Jahre 1933 beauftragt wurde, die Leibesübungen des deutschen Volkes neu zu gestalten, konnte es keinen Zweifel darüber geben, daß ein so weitreichendes und bedeutungsvolles Gebiet wie das des Bergsteigens irgendwie in Zusammenhang mit dieser Neuordnung gebracht werden mußte.

Es ist müßig, die Frage zu stellen, ob der für dieses Aufgabengebiet zuständige Deutsche und Österreichische Alpenverein sich in erster Linie mit Bergsteigen befaßte oder ob andere kulturelle Aufgaben im Vordergrund seiner Arbeit standen. Wichtig war die Tatsache, daß die Reichssportführung nie und nimmer die ungeheuren Werte, die gerade das Bergsteigen auf dem Gebiet der Leibeserziehung schafft und schaffen kann, unbeachtet lassen konnte.

Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, die Bedeutung des D. u. Ö. A. V. aufzuweisen und all die Verdienste zu nennen, die sich diese Gemeinschaft um die Erschließung der Alpenwelt erworben hat. Es muß aber gesagt werden, daß der D. u. Ö. A. V. es sich als Verdienst zurechnen kann, Hunderttausenden aus allen deutschen Gauen das Erlebnis der Bergwelt vermittelt zu haben. Diese Hunderttausende kamen nicht nur aus bergnahen Gebieten, sondern aus allen Teilen des großen Deutschen Reiches. Hier kann man wirklich sagen, daß eine Gemeinschaft Mühe und Aufopferung nicht gescheut hat, um das herrliche Besitztum, das ihr die Natur geschenkt hatte, wirklich zu erwerben. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Es ist Wesis des ganzen deutschen Volkes geworden, und es kennzeichnet auch diese Gemeinschaft, daß sie sich niemals an staatliche Grenzen gebunden fühlte, sondern daß sie in den ganzen Jahren ihrer Arbeit das gesamte Deutschland umfassen wollte.

Was lag näher, als diese Organisation mit den Aufgaben und Anforderungen zu betreuen, die der nationalsozialistische Staat auch an das Bergsteigen stellen mußte. Hier ergaben sich aber mancherlei Schwierigkeiten, die bedingt waren durch die politischen Verhältnisse: Der D. u. Ö. A. V. war eine zwischenstaatliche Organisation, die zwei Regierungen unterstellt war -- im Reich einer Regierung, die großdeutsch fühlte und handelte, in Österreich einer Regierung, die sich zum Exponenten gerade der Feinde dieses Großdeutschlands mißbrauchen ließ. In diesen kritischen Jahren war es eine Notwendigkeit, eine kulturell so wertvolle Organisation wie den D. u. Ö. A. V. nicht nur zu erhalten, sondern ihm auch eine Wirkungsmöglichkeit im damaligen Österreich zu sichern. In ihm und seinen Reihen wurde seit seiner Gründung das Gemeinsame bejaht, das Trennende bekämpft, und er war deshalb ein wertvoller Helfer im Kampf um Großdeutschland. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine auch nach außen hin sichtbare Prägung dieser Gemeinschaft als nationalsozialistische Kampforganisation in dieser Zeit ihren Bestand in Österreich nicht nur gefährdet, sondern unmöglich gemacht hätte. Aus diesem Grunde mußte die Reichssportführung ihr Augenmerk darauf rich-

ten, daß diese Gemeinschaft, wenn auch nicht nach außen hin sichtbar, so doch ihrer inneren Struktur nach den Zielen diene, die jeder wahrhaft Deutsche in bezug auf das deutsch-österreichische Verhältnis verfolgen mußte. Die Männer, die in diesen Jahren verantwortlich für den D. u. S. A. B. gehandelt haben, können mit Stolz von sich sagen, daß sie nie von dieser Linie abgewichen sind.

Es mußte nun ein Weg gefunden werden, um die altreichsdeutschen Bergsteiger auf andere Weise zu erfassen, ohne daß die Gesamtorganisation gefährdet wurde. Aus diesem Grunde wurde vorgesehn, die altreichsdeutschen Zweige des Alpenvereins in einem Verband zusammenzufassen.

Der Reichssportführer beauftragte deshalb Notar Paul Bauer damit, die Fachsäule XI des Deutschen Reichssportführerringes aufzubauen, die Wandern, Alpinistik, Selten und Freikörperkultur umfassen sollte. Notar Bauer war durch seine zwei Rundfahrten zum Rantsch bereits der Öffentlichkeit bekannt. Seine von unermüdlichem Kampfgeist und hohem Idealismus getragene Einstellung zum Bergsteigen ließen ihn als den geeigneten Mann für diese Aufgabe erscheinen. Daneben und nicht zuletzt sprachen seine Erfolge für ihn. Der Weg, der von diesem ursprünglichen Deutschen Wanderverband zum Deutschen Bergsteigerverband und zum B-Verband im Deutschen Reichsbund für Leibesübungen führte, soll in seinen näheren Einzelheiten hier nicht beschrieben werden. Es ist aber notwendig, darauf hinzuweisen, daß die verantwortlichen Männer dieses Verbandes das Vertrauen, das ihnen der Reichssportführer schenkte, in höchstem Maße erfüllt haben. Mit wenig Mitteln und einer Mindestzahl von Mitarbeitern haben sie alle organisatorischen Aufgaben gemeistert. Sie haben darüber hinaus unermüdlich ihre nationalsozialistische Zielsetzung in allen Teilen lebendig werden lassen.

Zurückschauend auf die Jahre der geteilten Arbeit soll offen zugegeben werden, daß es nicht ohne Schwierigkeiten ging und gehen konnte; auf der einen Seite der Bergsteigerverband als Mitglied des nach nationalsozialistischen Prinzipien aufgebauten DRK, auf der anderen Seite die zwischenstaatliche Organisation des D. u. S. A. B., die aus oben genannten Gründen auch gezwungen war, an ihren alten parlamentarischen Gebräuchen festzuhalten. Es muß aber ebenso offen betont werden, daß die hier und dort auftretenden Meinungsverschiedenheiten immer wieder durch die Zielsetzung überwunden wurden, die beiden Seiten im letzten gemeinsam war. Denn darüber ist kein Zweifel, daß in beiden Organisationen die Männer, die sich mit Leib und Seele dieser Arbeit verschrieben hatten, ihren geliebten deutschen Bergen und damit ihrem Volk, ihrem Deutschland in erster Linie verhaftet waren.

Um das Zusammenarbeiten zu erleichtern, wurde im Jahre 1936 die Bildung eines Reichsdeutschen Sektionentages beschlossen. Zu seinem Vorsitzenden wurde der unvergessene und um das Gebiet des Alpinismus hochverdiente Notar Rigele ernannt. Leider war es ihm nicht vergönnt, seine vermittelnde und ruhreiche Tätigkeit lange auszuüben. Er starb am 10. Oktober 1937 in den Bergen.

Das Genie des Führers brachte dann im März 1938 die für alle Zeiten endgültige Klärung durch die Wiedervereinigung der alten deutschen Ostmark mit dem Altreich. Das, wofür die besten deutschen Männer in der Ostmark seit Generationen gearbeitet hatten, das Ziel, das auch der D. u. S. A. B. seit seiner Gründung als vornehmstes auf seine Fahnen geschrieben hatte, war über Nacht erreicht worden.

Es war selbstverständlich, daß diese Entwicklung auch die Gestaltung des D. u. S. A. B. und des Deutschen Bergsteigerverbandes grundlegend bestimmen mußte. Die Voraussetzung für ein getrenntes Nebeneinander-Arbeiten bestand nicht mehr. Die durch politische Verhältnisse bedingte Rücksicht auf Satzungen, Parlamentarismus u. a. m., die viele Nationalsozialisten als Schönheitsfehler des D. u. S. A. B. angesehen hatten, war nicht mehr notwendig. Auf der anderen Seite war es klar, daß die Aufgaben für die Zukunft nicht erfüllt oder geringer geworden waren, sondern im Gegenteil eine noch gesteigerte Bedeutung gewannen.

Nachdem die trennenden Grenzen endgültig gefallen waren, bestanden keinerlei politische Hindernisse, Männern und Frauen aus allen deutschen Gauen das Erlebnis der gewaltigen deutschen Alpenwelt zu vermitteln. Hierzu ist es notwendig, daß schon der Jugend die körperlichen und geistigen Voraussetzungen mitgegeben werden, die befähigen, Herr über die Bergwelt zu sein. Es war der Wunsch des Reichssportführers, daß die Bedeutung dieser Aufgabe und die Bedeutung der für diese Aufgabe verantwortlichen Organisation auch durch ihre neue Führung zum Ausdruck kam. Aus diesen Erwägungen heraus hat der Reichssportführer den damaligen Reichsstatthalter, jetzigen Reichsminister Dr. Seyß-Inquart, die Führung des Vereins zu übernehmen. Trotz der Fülle der anderen Arbeiten, die er zu bewältigen hatte, unterzog sich Dr. Seyß-Inquart dieser Aufgabe. Seit Jahren — trotz schwerer Behinderung durch eine Verletzung — ein begeisterter Bergsteiger, kannte er die Probleme, die hier zu bewältigen waren, und wußte er die Bedeutung dieser Aufgabe zu schätzen. Ihm zur Seite traten als seine Stellvertreter der bisherige Führer des Deutschen Bergsteigerverbandes, Notar Bauer, der hier in größerem Rahmen seine Ideen weiter verfechten kann und wird; auf der anderen Seite Dr. Weiß, der als Mitglied des Stuttgarter Verwaltungsausschusses in den letzten schwierigen Jahren vorbildliche Verwaltungsarbeit geleistet, darüber hinaus aber für die politischen Notwendigkeiten immer die nötige Weitsicht bewiesen hatte.

Die neue Führung hat die besten Traditionen des alten D. u. S. A. B. mit übernommen: die Liebe zu den Bergen und den immerwährenden Kampf um ihre Erschließung und um die Erhaltung der majestätischen Unberührtheit ihrer Gipfel. In ihr ist weiter erhalten geblieben der Opfer Sinn der vielen Tausende und Hunderttausende, die im Laufe der Jahre weder Geld noch Mühe scheuten, um diese Aufgabe zu erfüllen.

Es gibt im Dritten Reich keine Organisation, die eine Aufgabe erfüllen kann, ohne auch äußerlich nationalsozialistisch ausgerichtet zu sein; dafür, daß auch diese äußerliche Ausrichtung auf die Erfordernisse der Partei geschaffen wird, ist ebenfalls die neue Führung Bürge. Es wird hier wie auch bei anderen Organisationen Schwierigkeiten geben, auch hier werden Meinungsverschiedenheiten auftreten können. Sie werden überwunden werden im Bewußtsein der hohen Verantwortung, die hier zu tragen ist; und in gemeinsamer Arbeit an der Erfüllung der Aufgaben und an der Verwirklichung der Zielsetzungen wird sich erweisen, daß der Weg vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein und vom Deutschen Bergsteigerverband zum Deutschen Alpenverein nicht nur zu einer geschlossenen äußeren, sondern zu einer tiefen und fruchtbaren inneren Einheit führte.

Der neue Weg

Von Meinhard Schild, Wien

Jener feierliche Akt vom 14. März 1938, mit welchem sich der Deutsche und Österreichische Alpenverein im Einklang mit den politischen Ereignissen zum „Deutschen Alpenverein“ erklärte, war nicht nur die selbstverständliche Feststellung des Abschlusses einer Entwicklung, die folgerichtig aus der höchsten Zielsetzung des Alpenvereins in seiner fast siebenjährigen Geschichte wuchs und sie erfüllte: Zugleich ist in ihm mit dem umfassenden und ausschließlichen Anspruch, der in dem Namen „Deutscher Alpenverein“ liegt, die neue zukunftsbedingte Stellung des Alpenvereins auch gegenüber seiner Vergangenheit vorbezeichnet, die ihre sichtbare Festlegung auf der Friedrichshafener Hauptversammlung 1938, ihre Prägung aber seither in der Arbeit der Vereinsführung erfuhr, die unter dem neuen Auftrag handelte.

Es ist die tiefste Bestätigung der ganzen Geschichte des Alpenvereins und seiner politischen Haltung in den letzten schwierigen Jahren, daß sich sein Hineinschreiten nicht nur in neue Formen, sondern vor allem in eine neue Pflicht und Verantwortung, die Annahme einer völlig neuen Zielsetzung als stetiger Weiterweg und nicht als Umbruch, nicht einmal als „Übergang“ vollziehen konnte. Diese äußere Ruhe und innere Folgerichtigkeit des Vorganges mochte sogar zu Täuschungen darüber führen, daß es sich hier um eine wesentliche Entscheidung handelte. Nur so konnte die Meinung weite Verbreitung finden, daß mit der Schaffung des Großdeutschen Reiches der Alpenverein seines politischen Charakters von selbst entkleidet sei, an dessen Stelle nunmehr andere Aufgaben, wie etwa die große des Naturschutzes, treten müßten. In solchen Meinungen wie überhaupt in einer gewissen Unsicherheit der ersten Monate ist sichtlich der weitergehende bewußte oder unbewußte Zweifel darüber enthalten, ob dem Deutschen Alpenverein mit jener Entkleidung nicht auch seine innere Daseinsberechtigung im neuen Staat genommen wäre.

Tatsächlich jedoch ging die Entscheidung in entgegengesetzter Richtung vor sich: An die Stelle der auch politischen, im übrigen weit verzweigten Aufgaben trat die zentrale politische Zielsetzung des planmäßigen und verantwortlichen Einsatzes des Bergsteigens als eines hervorragenden Mittels der weltanschaulich-politischen Erziehung, nach der alle anderen Aufgaben auszurichten sind. Dies ist ein Auftrag, für den der Deutsche Alpenverein der Nation verantwortlich ist und der daher wie ihm selbst jedem deutschen Bergsteiger bewußt sein muß.

Vor diesem Bewußtsein stehen mancherlei Hemmungen: Das Bedauern, daß nun „auch das Bergsteigen“, das man gerne als ein Reservat der „persönlichen Freiheit“ gesehen hätte, eine politische Angelegenheit sei; in ihm finden einander meist schlecht verhohlenen politischen Ressentiment oder Gleichgültigkeit, mit denen wir uns nicht auseinandersetzen haben, aber auch Mißverständnisse über den neuen Begriff des Politischen sowohl wie über das Wesen der Persönlichkeit. Daneben die Befürchtungen, daß das Bergsteigen durch die neue, wenn auch als notwendig und folgerichtig erkannte Entwicklung in seinem Gehalt und damit in seiner erziehenden Wirksamkeit beeinträchtigt werden könnte. Zum dritten sind Unklarheiten und Spannungen unvermeidlich, solange

der Deutsche Alpenverein als Träger jenes Auftrages, der höchste und gebundene Verantwortlichkeit erfordert, auf der anderen Seite nur als Mitgliederorganisation betrachtet und Beschränkungen in seinen Ansprüchen und in seiner Wirksamkeit unterworfen wird, weil man — auch ohne schlechten Willen — seinen neuen politischen Charakter nicht höher denn als einen äußeren Stempel zu werten geneigt ist. Schließlich wird vielfach in einer zurückgezogenen Enge, die sich gerne bescheidet, als Einschränkung und nicht als Ausweitung die zutreffende Feststellung empfunden, „daß wir nicht mehr nur für uns selbst da sind“.

So scheint es jedenfalls angebracht, den neuen Weg des Deutschen Alpenvereins abzustechen, wobei es sich nicht darum handeln kann, ihn erst festzulegen, sondern nur ihn sichtbar zu machen. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß dieser Weg weder willkürlich noch aufgezwungen, sondern daß er notwendig und folgerichtig ist.

Die deutsche Nation ist in einer gewaltigen Mobilmachung begriffen, die alle Kräfte bewegt, sichtet, bindet und einsetzt. Dieser „totalen Mobilmachung“ ist eigentümlich, daß sie keinem „Wofür?“ dient, sondern ein Zustand ist, der unsere Zukunft bestimmt und bedingt. Es ist ein tiefes, aber verbreitetes Mißverständnis, diese umfassende Rüstung als einen „Übergang“ anzusehen und die Ablösung der gegenwärtigen „kriegerischen“ durch „friedliche“ Zeiten zu erwarten oder gar abzuwarten. Richtig ist daran unsere Zeit als eine kriegerische empfunden, wesentlich falsch aber ist hier die Aufstellung eines „friedlichen“ Gegensatzes zu ihr: Es ist keine deutsche Zukunft denkbar, die nicht von einer der gegenwärtigen entsprechenden Anspannung und Ausschöpfung aller und besonders der tiefsten, vielfach verborgenen, verdeckten und verschütteten Kräfte getragen wäre. Die Aufgaben wachsen: darüber tut Klarheit not.

Diese Mobilmachung ist die tiefste und entscheidende innere Aufgabe der Nation vor der Zukunft. Sie ist nach außen Leistungssteigerung auf allen Gebieten, nach innen aber und zuvor: Lebenssteigerung. Daher gelten die bedeutendsten Anstrengungen der Erziehung, der Züchtung des Gesunden und Starken, der fordbauenden Prägung einer Haltung, die aus sich mächtig und die aus dem Bewußtsein ihrer selbst lebensbewußt und fest ist; deren Weltanschauung allein bestimmt wird vom eigenen Zentrum des gesunden Blutes und vom eigenen Ursprung der guten Rasse; jener Haltung, wie sie der Weltkrieg im deutschen Frontsoldaten wachrief und schmiedete, aus der das neue Deutschland wuchs und die das kriegerische Antlitz seiner Gegenwart und Zukunft prägt. Die Größe dieser Aufgabe muß begriffen werden; und daß sie nur von einem totalen Willen getragen und erfüllt werden kann, der keine Schwäche und Ermattung kennt noch zu befürchten hat.

Dieser Wille muß die tiefste gestaltende Kraft aus der ewigen Fruchtbarkeit der lebendigen Spannung vom Führer zur Gefolgschaft, von der Gemeinschaft zur Persönlichkeit ziehen. Beide sind daher in gleicher Richtung Ziel jener Erziehung und Züchtung: die Gemeinschaft des gesunden und die Auslese des besten Blutes. Dieses Ziel immer wieder erreichen heißt: die Stetigkeit einer echten Führung und damit die Zukunft der Nation sicherstellen.

Gefahr erzieht zum Kampf, Not zur Notwendigkeit, Müßen zum Können: Im Kampf, im Abenteuer, in der Illegalität — im Flugzeug, auf hoher See und in den Bergen wächst der Typus des Kriegers, der Held im realistischen Sinne, den nicht sein Opfer auszeichnet, sondern seine Haltung; er fordert nicht „Du sollst“ und „Werdet gut“, sondern: Werdet hart!

In der totalen Mobilmachung sind neben allen anderen die tiefsten Mittel der Erziehung die Lebensformen des Kampfes. Zu ihnen gehört — in natürlicher Begrenzung zwar, doch unbeschränkt — das Bergsteigen, das nicht zufällig in der Seilschaft eines der schönsten Gleichnisse jener fruchtbaren Polarität von Führer und Gemeinschaft besitzt.

Die im ganzen von der Partei und ihren Gliederungen getragene weltanschauliche und politische Erziehungsarbeit wird für das besondere und weite Gebiet der Leibes-

übungen und der Erziehung nach dem Grundsatz, daß ein gesunder Geist nur in einem gefunden Körper wohne, vom Nationalsozialistischen Reichsbund für Leibesübungen vertreten. Das Bergsteigen erzieht unmittelbar und nicht nur auf dem Umweg, den jener Satz bezeichnet; dies ist neben dem äußeren einer weiten Verzweigung aller seiner Aufgaben der innere Grund für die Sonderstellung des Deutschen Alpenvereins innerhalb des NSRL. Unbeschadet dieser Sonderstellung hat der Alpenverein an der engen Verbindung zwischen Partei und NSRL. auf dessen wie auch auf eigenen Wegen teil. Dies gilt nicht allein für den grundsätzlich politisch bestimmten Führungsaufbau, sondern für die gesamte Wirksamkeit, die ohne jene Verbindung nicht vorzustellen ist; vielmehr hat die zu Anfang bezeichnete zentrale politische Zielsetzung des Deutschen Alpenvereins sowohl ihren Grund wie ihre Wirkung eben in seinem Verhältnis zur Partei und ihren Gliederungen.

Erziehen heißt vor allem und zutiefst: an der Jugend und für die Jugend wirken. Die Vereinbarung zwischen Reichsjugendführung und Deutschem Alpenverein vom 30. Mai 1939, welche die Richtlinien der bergsteigerischen Ausbildung in der Hitler-Jugend bezeichnet, und der dazu erlassene Aufruf des Führers des Deutschen Alpenvereins, in welchem diese Aufgabe in den Mittelpunkt der ganzen Arbeit des Deutschen Alpenvereins gestellt wird, sind Ereignisse von kaum schon abzuschätzender Tragweite: Das Bergsteigen ist in den umfassenden Erziehungsplan der deutschen Jugend aufgenommen; es wird bewußt als ein Mittel der Erziehung eingesetzt.

An diesem wichtigsten vor allem, doch auch an vielen anderen Beispielen ist die Richtung des Weges abzusehen, den das Bergsteigen und der Deutsche Alpenverein gehen; unter ihnen ist eines der frühesten die behördliche Stellung des Alpenvereins im Bergführerwesen und eines der jüngsten und bedeutendsten sein Verhältnis zur \mathbb{H} und zur Wehrmacht, in dem das Bergsteigen als Mittel der Mannschafts- und Führerbildung und der Wehrerziehung unmittelbar zur Wirkung gelangt.

Wie das Bergsteigen selbst zu der unbezogenen, von überströmender Lebenskraft getriebenen Betätigung des Einzelnen, Starren im Raum der Gefahr den Charakter der bewußten und gewollten Rüstung, Kraft- und Lebenssteigerung gewann, so wuchs der Deutsche Alpenverein längst aus dem Rahmen und dem Wesen eines Vereins in den Bereich des höchsten Auftrages, den die Nation vergibt, und der höchsten Verantwortung, die ihre Zukunft fordert.

Dies ist eine Verpflichtung, die weder Experimente noch eine Bescheidung zuläßt, sondern einen entschiedenen Willen und ein starkes Bewußtsein verlangt.

Berg=Vagabondage

Von Edgar Traugott, Wien

Diese „Blätter zwischen Firm und Frühling“, deren erster Teil hier veröffentlicht wird, wurden im Jahre 1935 von einem jungen Nationalsozialisten in Österreich geschrieben. Sie geben somit unmittelbaren und daher gültigen Aufschluß über die Gleichspannung und Wesensverwandtschaft des Bergsteigerlebens und des politischen Lebens, das im illegalen Kampf um Österreich hart und tief ausgeprägt wurde.

Es ist eine eigene Sache mit mir und meinen Plänen; denn ich habe mein eigenes Glück. Nicht, daß es mir das leichter macht! Wahrhaftig nicht! Aber es hat seine eigene Art, mit mir umzugehen und — natürlich — ich mit ihm. Wir kennen uns beide.

Seine erste Tücke ist die Perspektive. Immer scheint alles ganz fern und unwahrscheinlich, was ich von ihm verlange. Aber sowie ich mich nicht schrecken und trotzdem nicht locker lasse, weil ich es vielleicht gerade deshalb am meisten liebe — dann kommen erst viele Seitensprünge und Ausflüchte. Und sowie ihm endlich auch das nichts mehr hilft — da kommt plötzlich, knapp, bevor ich es halte, der große Kurzschluß und zerschlägt mir alles. Auf diesen Kurzschluß kann ich mich verlassen. Doch wie ich daraus auch nur einen Funken Mut und Hoffnung rette, so ist's gewonnen. Es geht immer drum, wer's am längsten aushält von uns beiden.

Und so ist's eben diesmal auch gegangen. Aber — — ich hab's länger ausgehalten — wieder einmal.

Und es mußte ja wohl auch so kommen. Denn ich hatte es auch schon verflucht not, endlich wieder einmal auszubrechen. —

Es kann mich zuweilen eine ganz wilde und unbändige Sehnsucht nach den Bergen fassen, ein schier leibliches Begehren, das man plötzlich in allen Gliedern spürt, so wie man es nur noch nach einer Liebe oder nach einem Kampfe fühlen kann; nur härter, weiter — und blau, nicht rot.

Das faßte mich immer, sowie ich jetzt hinausging und rings über der gewellten, braunen Erde, aus der schon der Frühling dampfte, die Berge sah — blau, gleißend in der söhnligen Luft und noch bis in die Täler voll Schnee. Ein Land, nach dem man sich sehnen kann — in unserer Welt; ein fernes, weites, abenteuerliches Land, in dem man noch leben kann, gehen, sehen, über weite Räume hin schauen. Nur in den Bergen liegen noch in manchen Kesseln und auf manchen Rücken Reste jener Unmittelbarkeit, mit der man sonst nur in der Kindheit und im Traume Räume und Landschaften erlebt. „Jrgendein“ Berg oder See, eine Wiese mitten allein und einsam im Weltraum, frisch und glänzend wie eine Insel, heraufgetaucht aus dem Meer des Fremden und Bedrohlichen, auf dessen dunklem Hintergrund es erst seinen Glanz erhält. Ein Lehrer in einem weltverschlagenen Bergdorf schrieb einmal nach einer rauschenden Abfahrt, die wir zusammen hatten, ins Hüttenbuch: „Und das Leben ist doch schön.“ Das ist ein guter und starker, ein echter Bergspruch. Mehr kann man nicht sagen hernach. Und deshalb brauchen wir auch immer die große Landschaft, und das sind die Berge, als unsere große Bestätigung. In den Bergen haben wir recht. Seefahren und Bergsteigen ist not! Nämlich uns.

Und jetzt ist es endlich wieder einmal soweit mit mir. Und hinauf aufs Rad, den ungeheuren Rucksack wie einen abenteuerlichen Ballon darauf. Na, nur mit dem Davonfliegen hat sich's dabei. Sakra! Und die Bretter zu beiden Seiten! Los!

Es ist ein sonderbares Gefühl der Gefasstheit und Abenteuerlichkeit, das einen im Ausbruch erfasst und dessen Erinnerung erst am stärksten beglückt. Ein nüchterner, kühler Morgen. Dämmerung. Es ist alles bereit und gerüstet; wartet nur noch auf dich. Die Bewagtheit und „Unmöglichkeit“ des ganzen Unternehmens tritt einem plötzlich besonders deutlich und bedenklich, aber mit einem dunklen Lustgefühl vor die Augen: Teufel, da wirst dich schon brauchen können diesmal!

Und daß man allein ist, ganz allein und gerade wie vor einem Sprung ins Unbekannte, das steigert das Ganze um etliche Male. Das Alleingehen hat zwei Dinge für sich, die locken und drohen zugleich: Gefahr und Einsamkeit. Man erlebt alles stärker allein: freilich auch die Verlassenheit, die Gefahr, die Bedrängnis, die Niederdrückung. Man muß schon auf sich selber stehen können — und das sicher. So erreichte ich in den Bergen etwa an späten, blauen, trügerisch glatten Nachmittagen im schönen späten Winter Grenzen jener Verlassenheit und Verlorenheit, über welche sich Worte verbieten oder dort, wo sie aufgestellt werden, als Zeichen stehen, für die keine Aussicht besteht, daß sie jemals gefunden und gedeutet werden. Hierher gehört auch das, was ich die Ode vor dem Ausbruch nenne, in der ein angespannter Wille angehalten wird und Zeit gewinnt, in den Abgrund von Ziel- und Sinnlosigkeit zu blicken, der unter ihm liegt.

Es ist heute eine Kunst, die gekonnt und gekostet werden will, zu vagabundieren; aus dem Tempo unserer Städte mit dem Rhythmus von Wasser und Wetter, der Wegstunden und der Tageszeiten wieder vertraut zu werden. Und endlich eines und das Größte: wieder Fernen zu erleben. Man meinte, die Ferne zu fangen und zu erjagen, als man unsere Verkehrsmittel schuf. Es ist aber so gegangen wie allen Jägern, man hat sie auch getötet. So eng und selbstverständlich, ohne Wunder und Abenteuer ist die Welt geworden, erwürgt in dem Netz von Verkehrslinien und Verbindungen zwischen fünf Weltteilen und Weltmeeren und ihren paar Duzend Weltstädten und Welthäfen. Es bleibt für Leute von unserem Schlag schier kein Raum mehr zum Almen. So wird wohl nichts übrigbleiben, als uns neue Welten oder unsere Welt neu zu entdecken. Denn allein dort, wo sich der härteste und kälteste Machtwille auf die blanke Realität richtet, nicht um sich an dem heißen und begehrenden Herzen zu begegnen, sondern zu steigern, allein dort wird die höchste Überlegenheit erreicht. Der Anruf des Frühlings, der Geschlecht um Geschlecht zu Wander-, Werbe- und Heerfahrten bemog, geht auch an uns nicht vorbei. Wir haben uns wieder unser „abenteuerliches Land“, unsere Ferne entdeckt. Ob es nun der dunkelblaue Glanz der Fjorde oder das ferne Gleisen der hohen Gletscher war, so ist sich das entschlossene Herz niemals im Zweifel über die Richtung, nach der es sich zu wenden hat, sowie es zu seiner kriegerischen Frühlingsfahrt rüstet.

Es gibt für den Wandernden noch so unendliche Entfernungen, lockende Fernen, bedrückende Fernen, Heimweh, Fernweh, Weite. Was ist so ein Land, so ein elender, winziger Landkartenfleck doch weit! Was bedeutet das nicht: in einem fremden Land! Wie ein Wall liegt ringsum die Entfernung, abgeschlossen, undurchdringlich, gefährlich, ein großer Widerstand für eine große Sehnsucht. Man hat sich's zu leicht gemacht. Wer nirgends daheim ist, ist auch nirgends fremd. Es ist zu wenig Kraft in ihrem Leben und zu viel Gelegenheit. Man erträgt das lebendige, warme Antlitz der Landschaft nicht, man verhüllt es mit der starren Totenmaske der Aspekte von Fremdenorten.

So denkt man manches hin und her, während man fährt, wehrt sich gegen Einbrüche und fordert sie heraus, kämpft mit ihnen, wird bedrängt und überwindet sie.

Landstraße, Landstraße, Flecken, eine Stadt, endlich kommen die Berge näher, das Tal fluskauf, eine erste Kette, der Paß, weiter Quertal um Quertal: endlich ist man so richtig im Schwung.

Ein anderes von den ganz großen Erlebnissen einer Bergfahrt ist das kriegerische. Es ist der Kampf in einer reinen und starken Form, der sich hier offenbart: der Kampf ohne Haß, der Kampf aus Mut. Das gefährliche Bündnis zwischen Schicksal und Zufall, das nur der echte Mut mit freiem Willen schließt, ist hier auf eine bedenkliche Schneide und Schärfe getrieben. Jede echte Bergfahrt gleicht einem Feldzug. Der Marsch, die Strapazen, die männliche, harte Entbehrung, das Nebeneinander von Größe und Mühe, die zusammengebissenen Zähne in der drohenden, die blitzschnelle, geschmeidige Bewegung in der heranspringenden Gefahr, die Stumpfsinnigkeit endloser, vernebelter Wege — und dann: der Anspruch an den einzelnen, die unbarmherzige Verantwortung. Es gibt kein: „Das kann doch nicht!“ und „Das muß doch!“. Doch. Das kann alles und das muß gar nicht. Die Füllsel einer allgemeinen und moralisierten Sicherheit sind aus dem Profil der Welt hinweggewischt. Der Überlegene, das Raubtier bewegt sich freier so in ihr. Schuld? Was hilft schon auch der gute Wille hier. Der Zufall, die List, die Kraft, die Erfahrung, die Geistesgegenwart, der Augenblick, die Gelegenheit und der instinkt-sichere Angriffsmut auf der einen und auf der anderen Seite die Schwäche, die Unerfahrenheit, die Bergeßlichkeit, das sind die Faktoren, mit welchen in dieser unbarmherzigen Rechnung operiert wird. Spurenlesen, Wege finden, Gelände beherrschen, Orientierung und Strategie: früh schon sucht der biedere Bürger seinen spielenden Jungen der Teilnahme an diesen Dingen zu entziehen, um ihn davor zu behüten, jemals jene Hegezäune der bürgerlichen Gesellschaft zu überschreiten, innerhalb derer an die unbedingte Überlegenheit und Providenz des Wachmannes und des Schulmeisters geglaubt werden soll. Er soll nie lernen, worauf natürliche sowie politische Macht beruht. Der „Ernst“ liegt wo anders, nämlich darin, ihren Schutz sowohl zu gebrauchen als auch zu genießen. Doch eben jener Haltung vermag nie zu entraten, wer jemals an eine frischere Luft kam: der Soldat, der Jurist, der Koloniale, der Illegale wie auch, in einem anderen moralischen Raum, der Verbrecher.

Es ist daher nicht erstaunlich, daß in dieser Umgebung die kriegerische Haltung ihre Überlegenheit erweist. Es ist weiter nicht erstaunlich, daß ihr Instinkt in einem härteren Gelände seine Erziehung sucht. Er trachtet, beispielhaft und spielerisch in einer entlegenen Landschaft offen jene Gesetze zu erblicken, die in einer anderen Welt ebenso wirksam, doch bloß verhüllt und unübersehbarer sind: Berge erziehen. Der gute Wille verliert seinen Wert, die großen Worte, die Beteuerung, die Pathetik ihr Interesse; das ist unsere Erziehung. Wir glauben nicht daran, daß ein erhöhtes Leben möglich sei ohne diesen unbarmherzigen, prozenden Unterbau von Vitalität, der ihm erst seine Herrschaft und Souveränität garantiert — so wenig Berge ohne ihre Wurzeln sind — es müßten denn Wolken sein.

Es ist da das so typisch kriegerische Symptom der Rüstung; jener Rüstung, welche dem Männlichen so zugeordnet ist wie dem Weiblichen der Schmuck, jener Rüstung, welche sich der Bürger vergebens bemüht, als „Ausrüstung“ abzutun; denn sie ist nicht allein in ihrer Zweckmäßigkeit, sondern auch in ihrer Kampfsymbolik begründet. Durch jene wird sie in ihren Ausdrucksformen wechselnd bestimmt, diese liegt ihr unveränderlich und ebensofehr zugrunde, als das Männliche in einem Geschlechte zum Ausdruck kommt. Es kann darauf so wenig verzichten, als es seine Art bejaht. Daher gehört es zu den Merkmalen unserer schwächeren Vergangenheit, daß die tapferste und unbeirrteste, gesündeste Haltung bei Knaben gefunden wurde.

Es ist ein Schlag, ein Augenblick, mit dem plötzlich ein Gerät, ein Stück, beliebig ein Uberschwung oder eine Seitentasche als Rüstung und Waffe erkannt und empfunden wird.

Und es ist ein Kennzeichen jeder echten Ausrüstung, daß sie der Gefahr und der Verlässlichkeit ihrer Funktion verbunden ist. Ihre Zweckmäßigkeit entspricht nicht der Bequemlichkeit, sondern der Auslese und Anpassung für ein Gelände, dem sie bestimmt ist. Ein Riemen, ein Seil, ein Stück, das versagt, springt sogleich aus der Reihe der Zufälle als Schicksal hervor, an dem Tod und Leben hängt. Doch es ist ein persönliches und kameradschaftliches Verhältnis, das uns mit diesen Dingen verbindet. „Haben schon etliches gemacht miteinander, han?“ denkt man und sieht nachdenklich auf seine Bretter, während man nach der großen Fahrt den nassen Schnee abpuszt. Oder man prüft beschaulich seine Jacke zwischen den Fingern und meint: „Ist auch schon allerhand Sonne und Regen drüber gegangen.“

Inzwischen ist es dem Berg näher an den Leib gegangen. In dem Dorf, von dem aus es losgehen soll, trinkt man in irgendeinem Gasthof ein Glas Milch als dünnen Vorwand, um für sein Rad einen gebührenden Stall zu bekommen. Ob ich heut' noch bis zur Hütte wolle, meint leutselig der Wirt, das werde wohl spät werden. „Ja, ja“, sag ich und „dank schön!“ und haue ab. Wie sich der Mann das vorstellt!

Gleich oberhalb des Tales fängt der Schnee an. Die erste Alm wird sachkundig untersucht und für richtig befunden. Eine ganz neu gebaute, noch offene Hütte, auf der noch der bunte Siebelbaum steht, wird ausersuchen. An allen Wänden pfeift zwischen den rohen Blockbäumen der Wind herein. Etlliches Reifig ist schon drinnen, neues wird dazugebrochen, zu einem Berg getürmt und betrachtet: „Satra, wann's neta net eppan recht kalt wird bei der Nacht!“ Dann kommt nach der Arbeit noch ein kräftiges Abendmahl, und endlich ins Lager. Die Taschenlampe, Uhr, etliche dürre Zwetschen und den Kurvenggeist in Reichweite. Ich bin ganz zufrieden mit mir, während ich so den Tag überdenke.

Es ist nicht leicht und mühsam, in der Mühe und Bewegung von Tag und Tur jene Sammlung zu finden, welche für diese Blätter nötig ist. Und warum ich dieses sonderbare Tagebuch führe? Es muß wohl ein tieferer Grund da sein: vielleicht ist es das Bedürfnis einer wesentlicheren Unterhaltung, das so seine Erfüllung findet. Die Eindrücke rings um uns sind stark. Wir sind nicht bescheiden genug, um sie nur als „Reiseeindrücke“ und Anregungen zu erfassen. Wir sind selbst in Bewegung und fühlen in der Einsamkeit am stärksten, daß wir Grund haben, uns vor uns selbst zu hüten. Denn wir gefährden uns auch selbst. Es ist uns der Ausweg der Außenwelt verschlossen, der Spiegel, vor dem wir uns unserer selbst in unserer Gestalt versichern könnten. Es wächst alles zu einer ungeheuren Größe, was in uns ist, das Starke und das Schwache, das Helle und das Dunkle, die Erhebung der Einsamkeit und die Bedrückung der Verlassenheit. Und dieser ganze Vorgang geht um so stärker vor sich, als wir mit einem Schläge aus dem kurzen Takt der Stadt und des Alltags in den langen und großen Atem und Rhythmus einer einsamen Landschaft verschlagen wurden. In jenen Rhythmus, vor dem sich nicht ohne Grund mit einer tiefen und dunklen Furcht und einer entsetzten Geschäftigkeit all die Schwärme „naturliebender“ Sommerfrischler zu retten suchen. Sie werden dem Geist einer Landschaft niemals begegnen, der plötzlich aus Wäldern und Bergen ein dämonisches Antlitz gewinnt. Die Rangordnung des Erlebens besteht.

Freilich, große Gefahren sind auch nur unter großen Kräften möglich. Und in der Einsamkeit stehen unsere großen Gefahren sowie unsere großen Kräfte. Doch sind wir Bergsteiger lieber noch ein Abgrund als ein plattes Land.

Der nächste Morgen ist wunderbar. Es war eine gute Nacht. Die Glieder sind wohlrig steif, wie ich aus der Hütte trete. Im Tale ziehen ein paar Nebel. Ich gehe über den feuchten Apterfleck, auf dem die Hütte steht. Es ist herrlich, das Waschen mit dem firnigen Schnee. Dann pack ich noch das Wenige und mach mich auf den

Weg. Ich habe nicht viel vor heute. Will mich nur wieder einmal am Berge freuen. Und ihn etliches mehr fragen als die allgemeinen Redensarten der markierten Wege. So tipple ich längs einem Graben hin. Wird' wohl drüber müssen da! Aber drunten übersperrt ich ihn auf einer Brücke, und jetzt ist er da tief eingeschnitten und voll Wasser. Feuchte Kletterei das! Mit dem Ballonrucksack, den Brettern und all dem Zeug eine saubere Sache! So geht mit Geduld und Spucke der halbe Vormittag drüber hin, dann noch etliche Stunden Weg, und ein Stück unter der Schutzhütte ist eine schöne Alm. Ich springe von der Wächte hinab, die sie rings wie ein Wall umgibt, der fast so hoch ist wie ihr Giebel, und nachdem ich mich einquartiert habe, mache ich mich auf der Bank vor der Türe breit, die gerade wunderbar ausgeapert ist. Die Sonne ist schon ganz warm, aber draußen auf der Wächte oben raucht weiß der Schnee vor dem blauen Himmel: Schützengräben gegen den Wind. Ein wunderbar starkes Glück des Daseins auf den Bergen überfällt einen. Es ist ein wenig föhnig. Am Gegenhang des Nachbarmassivs gehen die Lawinen. Das ist ein starker Anblick. Man wird die Größe des Berges gewahr, die Härte der Elemente, ihre Gewalt.

So verschlemme ich die schönsten Mittagesstunden in der Sonne. Nur zwei Bücher dulde ich in den Bergen neben mir: das eine die Edda, das andere der Zarathustra, das nördlichste und das südlichste, das älteste und das jüngste Buch der Deutschen. Beide haben bei mir ihre Probe bestanden. Und wie wenig man ja auch zum Lesen kommt, so verfehlt doch allein ihre Gegenwart nicht ihre Wirkung.

Endlich krabble ich mich wieder hoch, klettere auf die Wächte, auf der die Bretter zur Wacht und zum Trocknen in der Sonne stehen. Ungeknallt und dann noch einige wunderbare Abfahrten über den Almboden und durch den lichten Hochwald hin. Nordseite und Pulverschnee. Bis ich zurückkomme, ist die Sonne schon untergegangen. Ich habe hohe Zeit, mich in der Dämmerung noch halbwegs in der Hütte einzurichten. Schnell ist es kühl und dunkel. Es sind zwei unsinnig kurze Betten da, eins mit einem Strohsack und eins mit bloßem, altem, staubigem Stroh. Das kommt als Decke in das andere Bett. — Aber die Hütte hat jetzt im Dunklen ein gewaltig anderes Aussehen bekommen. Die Kammern sind erdrückend niedrig. Man hat das Gefühl, als ob man die Decke im Nacken tragen müßte. Und die Finsternis ist zäh und dicht, die Taschenlampe wehrlos dagegen. In ihrem Schein tauchen am Kopfende ein paar schreiend bunte, hölzerne Heiligenbilder auf, ein schmiereriger roter Rosenkranz. Man kann sich gut vorstellen, wie in der Herdstelle das Rastermandl hockt und glöht. Wie schwer und angebunden das Leben zu sein vermag!

Doch es verhält sich damit wie mit allen Gespenstern. Es überwindet sie allein, wer stark und strahlend genug bleibt, sie abzuwehren, das heißt, sie entweder zu leugnen oder, noch besser und tapferer, sie zu verachten. Die andern werden von ihnen überwunden. Denn es gibt auch gegen sie keinen andern Schutz als die eigene Kraft. Und es ist meine Überzeugung, daß es sich dabei mit den Gespenstern unserer Zeit, wie sie etwa in Bakterien aller Art und dergleichen verkörpert sind, nicht anders verhält als mit andern.

In der Nacht werde ich plötzlich wach. Es ist elend kalt. Das staubige alte Stroh deckt nicht mehr, es fällt bei jeder kleinsten Bewegung ab. Dafür dringt es durch den Kragen bis unter das Hemd und in die Ärmel. Die Windjacke als Decke ist naß und jetzt steif gefroren. Taschenlampe: zwei Uhr morgens. Sauber ungemütlich. — So döst man lange. Endlich schläft man wieder ein.

Der nächste Morgen ist trüb und leicht bedeckt. Die Stimmung nicht besonders. Allerhand Weg heute noch! Das Zeug ist alles feucht. Endlich: los! Zunächst einmal zur Hütte! Ich möchte den schweren Rucksack dort lassen und nur mit kleinem Gepäck auf den Gipfel, dann hier zurück. „Da hinauf wollen S' heunt?“ sagt der Hüttenwirt und luegt verdächtig in die Höhe. „— — — ja!“ „Na ja, hinauf geht's ja wohl, aber die Abfahrt ist nicht ratsam. Es stehen noch etliche Lawinen aus, in den Gängen

da.“ „Sakral“ So schulterte ich das Ungeheuer von einem Rucksack wieder und geh's an. Der Schnee ist hart und nicht trittfest. So muß man mit den Brettern fest dreinhauen, um Stand zu bekommen. Die Hänge sind steil. Am jeden Schritt wird gekämpft. Und dabei ein elend unsicheres Gefühl unter den Füßen. Könnte einem wohl den Atem verschlagen, so etliche hundert Meter, wenn einen etwa die Lahn hinunterlegen wollte.

Doch man wirft der Lawine zu Unrecht Heimtücke vor. Für den Unerfahrenen freilich wird sie heimtückisch; darin ist sie nicht allein. Aber für den, der weiß, warum es geht, stellt sich nur an die Stelle des Kampfes mit der Gefahr wie im Schneesturm das Spiel mit der Gefahr, dessen Entscheidungen sich ohne Kraftaufwand und Anstrengungen erst durch die vollzogene Katastrophe ankündigen.

Trotzdem bleibt gerade in den Bergen die Gefahr in jeder Gestalt das stärkste und männlichste Erlebnis, welches ein Herz zu spannen vermag. Es ist eine seltsame und gewaltige Inbrunst und Versicherung des Lebens, die wir aus ihr gewinnen, soweit wir ihr gewachsen sind. Denn etwas anderes ist jene entsetzliche Bedrängnis, sobald einer von ihr überwunden erscheint, nachdem er die Reserven seiner Salkung erschöpft hat. Zwischen beiden liegt jene Verdüsterung, welche den Raum des Grauens erfüllt. Es ist etwas anderes, in dem Verhältnis einer geistigen und heldischen Feindschaft gegen sie wie gegen den Tod zu stehen, in der sich unser Selbstbewußtsein hebt und spannt, und es ist etwas anderes, in dem Verhältnis einer furchtbaren und unerbittlichen, willkürlichen Herrschaft unter ihr zu stehen, die uns vernichtet, indem wir ihr zu entfliehen trachten. Diese kalte und dennoch berauschende Gefährtheit, mit der wir vor ihr stehen, indem wir vor dem Berg, der Wand, im Sturme stehen und ihre Feindschaft erfahren, ist eine der vermessensten Stellungen des Übermutes, welche dem Menschlichen möglich ist. Sie ist zugleich eine Stellung, in der wir unsere letzte Schärfe und Spannung zu erreichen vermögen. Man hält sie durch oder bricht zusammen; es gibt hier keine Kompromisse, wenngleich Erschütterungen. Denn in Angriff und Verteidigung bewegt sich das Leben.

Nach etlichen Stunden Schinderei war ich endlich über die Nase hinweg auf das Gletscherplateau gekommen. Na, wach war ich jetzt endlich geworden, aber dennoch nicht ganz auf der Höhe. Es ist nichts niederdrückender, als wenn man, insbesondere in verschneiten Bergen, für Strecken unverhältnismäßig viel Zeit und Mühe braucht, über die das Auge geradezu spielend hingeleitet, weil es keinerlei Hindernis und Unterbrechung erfährt. Zugleich litt ich an einem ganz elenden Durst, gegen den weder Schnee noch Zuckerln nützten. Den, der nicht ganz sicher in sich selber hängt, drückt es aufs neue nieder, daß diese kleinen und äußeren Dinge ihn in einer gewaltigen Landschaft beeinträchtigen können. Doch wer länger in den Bergen ist, der kommt auch darüber hinaus. Er verlernt die kleine Verachtung des Leibes.

Eine gute Raft. Speck, Wurst, ausgetrocknetes Brot, an dem man so lange und kräftig kauen kann, ein guter Schluck. Dann etliche Stunden Plateauwanderung. Bergauf, bergab. Ausgezogen hat sich's. Es enthüllt sich ringsum eine jener gewaltigen Landschaften, welche beweist, daß die Welt uns Anspruchsvollere und Unzweckmäßigere nicht verrät.

Und dann zur Hütte!

Man wird ja hier heroben wohl oder übel zu Menschen getrieben. Und es läßt sich zunächst gar nicht so übel an. Die warme Hüttenstube, ein heißer Tee, Ruhe. Es sind nicht viele Leute da. Und doch wird zuviel geschwätzt. Es wird alles besprochen und verglichen, wie mit Rehen des Gespräches gefangen. Skiwachsel und Gletschersalben, Berge und Turen durcheinander, Abenteuer und Zufälle. Es ist nicht so, daß mir der Sinn für die objektive Leistung fehlte, die im Vergleiche bestimmt wird. Doch wird sie allein durch die Idee gerechtfertigt, welche sie wertet, oder durch den Wettkampf, der sie herausfordert. Im Geschwätz wird sie erniedrigt. Es ist ein

unfairer Versuch, durch Worte und Betrachtungen Taten und Entscheidungen zu überwinden. Er ist gegen die Inbrunst und Ehrfurcht des Lebens, es ist ein Versuch gegen das Wunder. Je stärker und eigener einer erlebt, desto weniger will er sich vermischen. Er verliert nie das Bewußtsein davon, daß das Wesen der Dinge niemals durch den Vergleich berührt werden kann. Und beruht unsere Erkenntnis auf ihm — um so schlimmer für sie.

Wer am stärksten erlebt, der schweigt oder stammelt; es sei denn, es eignet ihm jene Stärke der Sprache, wie sie nur zwischen Frontsoldaten, Abenteurern und Bergsteigern erreicht wird, in welcher sich hinter einem Worte, einem Namen eine ungeheure und unabsehbare, aber dennoch ganz exakt umschriebene Fülle und Gewalt verbirgt: Namen von Schlachten, Namen von Bergen, Namen von Ländern. Es ist ein magisches Wort, auf das hin das Leben selbst reagiert. Es ist die stärkste Intensität der Sprache, die zwischen Menschen erreicht werden kann. Sie ist jedem freilich nur unter jeinesgleichem möglich.

Der nächste Morgen ist von einer Schönheit, die in einen kühlen, starken Rausch versetzt, wie sie nur in den Bergen und am bewegten Wasser möglich ist; nur weicher, flüssiger am Wasser und härter, gespannter in den Bergen.

Ich fühle sogleich beim Erwachen, daß sich irgendwo eine neue Quelle eröffnet hat; eine neue und prickelnde Kraft strömt durch die Glieder mit dem Blut: eine neue Quelle des Herzens.

Der Gipfel. Es ist ein ungeheurer Anspruch der Herrschaft und der Bereitschaft, der Ebenbürtigkeit, der uns auf Bergen gestellt wird. Und wir verzichten mit Verachtung auf all das Entzücken eines wortreichen Touristenpublikums, das in die Berge kommt, ohne in sie zu gehören, das ihren Anblick als Genuß empfindet, den es zu empfangen hat. Sie sind allzu gewandt, allzu entzückt, doch auch allzu klein. Es ist ein Appell da, der sie nicht anspricht; er geht über sie hinweg. Sie finden Berge nur als Schönes, das sie zu betrachten, nicht als ein Lebendiges, vor dem sie sich zu erweisen haben.

Es ist noch ein anderes, das uns den Bergen verbindet. Sie sind ein Gleichnis unseres Herzens. Sie sind der Übermut der Erde; ihr Reichtum, ihr Überfließen, ihre Verschwendung. Sie sind lebendige Beweise dafür, daß die letzte und wahre Überlegenheit nicht der Zweck verleiht, sondern die Kraft; die Kraft, die überströmt.

Es ist ein Rausch und Übermut, der uns auf den Gipfeln erfasst, eine Vermessenheit; — und diese Worte lassen wir uns nicht einmal verleumden. Wir sind uns der Gefahr wohl bewußt, die in jeder Hybris liegt. Nur daß für uns noch nicht jede Gefahr einen Einwand bildet. Am Ende, daß wir sie lieben.

Ich stand in diesem Winter minutenlang im Gipfelsturm auf einer Spitze der Niederen Tauern und lachte. Lachte über die Worte Fausts, die mir dabei eben zufielen:

Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte!
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente! —

Wie sehen diese Stellungen aus solchen Höhen aus!

„Wahrlich, ein Segnen ist es und kein Lästern, wenn ich lehre: Aber allen Dingen steht der Himmel Zufall, der Himmel Unschuld, der Himmel Ohngefähr, der Himmel Übermut.“ (Zarathustra, Vor Sonnenaufgang.)

So sprechen wir.

Und während wir über die gigantischen blauen Wellen des Gebirges hinsehen, das auch hier seine Verwandtschaft mit jenem Elemente erweist, das ihm allein an Kühnheit, Weite und kühler Größe entspricht, nämlich dem Meere, fühlen wir uns an einer gewaltigen Waage. Es ist eine gefährliche und auszeichnende Kraftprobe mit den Elementen, die wir hier bestehen: sie in ihrer Gewalt noch als Größe und Bestätigung unseres Selbst zu finden oder als Sde und eine Bedrohung

unseres Ich. Denn so lautet der Gegensatz. In die Tiefe nämlich, wie sie uns etwa aus dem unbegrenzten Meer, der Ebene und dem Gebirge, der Wüste, dem astronomischen Raume entgegenschlägt, verwandelt sich die Größe in demselben Augenblick, als sie unsere Kraft übersteigt.

Ich liebe die Gelassenheit der echten Herrschaft. Sie ist heute fast nur mehr in seltenen Landschaften möglich, auf hohen Bergen. So schwinde ich durch die sanften Kugeln des abgedachten Gletschers. Die Luft ist hart.

In einer Mulde am Rande des Plateaus mache ich Rast. Eine Rast des Glücks. Die Sonne steht schon höher, der Vormittag strömt blau und kühl über das Gelände. In der Mulde ist sie beglückend heiß, während draußen der Sturm weiß über den Gletscher raucht. Die Berge sind der Sitz der Gegensätze. Eine Landschaft, in welcher unter einer unwahrscheinlichen, blauen Klarheit die eisige Kälte des Schneesturms nur durch eine Wächterkante von der feurig-harten Glut einer benachbarten Sonne geschieden wird, erscheint uns als ein erhabenes Gleichnis. Die Schleier weicherer Schichten sind hinweggewischt und die Unbarmherzigkeit kosmischer Tatsachen läßt sich erahnen. Anders lernt man so auf die Welt und in die Täler schauen, milder und härter, liebender und unbarmherziger, selber voller Gegensätze.

Berge sind königliche Häuser. In einer mächtigen Pforte tritt der Gletscher zwischen den Torfäulen aufstrebender Wände hervor. Es ist ein ungeheures Gleichnis, das mich immer wieder in den Bergen und insbesondere an manchen Formen des hohen Kalkgebirges mit einer leibhaftigen und tiefen Inbrunst ergreift, sie als die Reste und Ruinen gewaltiger Bauten und Paläste zu sehen, die irgendwelche Urweltriesen und Riesengötter sich geschaffen hatten. Als Reste, vor denen wir uns noch zu erweisen hätten; denn jedes echte Haus verlangt, daß man ihm irgendwie verwandt und jedes königliche, daß man ihm gewachsen sei. Das versteht jeder, der es liebt, durch die Mitte weiter Hallen und Treppen zu gehen; nicht am Geländer, nicht wie der Passant. Es ist ein Vorrecht, durch große Räume mit jener großen Haltung zu gehen, die sie verlangen. Und es genügt nicht, Wege und Gänge, Schliche allein — zu wissen. Es genügt für Kammerdiener und Museumsbesucher. Nicht anders ist es in den Bergen. Und das Gleichnis Zarathustras, wo er sich einen Schreitenden und Erkennenden nennt, der nur von Gipfel zu Gipfel geht, ist mir von je als ein gewaltigster und heraklitischer Gedanke erschienen. Wir fühlen noch die Berge als einen Anspruch, vor dem wir uns zu bewähren haben, darzutun, daß die Art und Haltung jener königlichen Riesen noch nicht ausgestorben sei, welche sie sich erbauten.

Und es entsprechen diesen Bergen allein jene heroischen Täler des Urgebirges, welche dazu angetan sind, die Wirklichkeit aller Helden und Sagen durch ihr bloßes Dasein zu bestätigen. Sie sind von einer eddischen Macht und Wucht, und ich vermag etwa nie durch eines jener gewaltigen Täler zu gehen, über dessen mächtige Schultern sich die Wasser stürzen, ohne mich des Helgilliedes zu erinnern:

In alten Zeiten, als Nare sangen,
Heilige Wasser rannen von Himmelshöhn ...

Es wird inzwischen wieder aufgebrochen. Der Gang ist steiler und kühner geworden, die Fahrt wird wilder und heißer. Es sind seltene Freuden, die, stark und wild, der Schußfahrt verglichen werden könnten. Sie scheint uns das stärkste Gleichnis der Tat: die augenblickliche Entschlossenheit, die gespannte Bereitschaft, das tiefe Glück zwischen den Gefahren: so ist sie. Ein extremes Glück der Bewegung, wie jedes wahre Glück, das keinerlei Beziehung zur Zufriedenheit besitzt, dessen Gleichnis allein der Glanz einer Welle, der Augenblick einer Blüte, das Versprechen eines Blickes ist und dessen Vergänglichkeit uns nicht als ein Einwand, sondern als eine Erhöhung und Auszeichnung des Lebens erscheint. Es ist eine Bergerkenntnis, daß ein Gipfel es nur dadurch ist, daß rings um ihn Abgründe lagern; daß er um so

kühner, höher, gewagter ist, je steiler, tiefer, furchtbarer jene sind. Daß die Welle nur einen Augenblick glänzt, indem sie ihren Kamm erhebt, das erscheint uns als ihre kostbarste Schönheit, es sei denn, daß wir den Sturm noch mehr lieben, der sie höher und kühner heraufstreibt.

Es ist ein neuer Sinn, den die Stier verleihen, und die Unmittelbarkeit, mit der er unseren Willen und unser Urteil anspricht, bezeichnet seine Sicherheit und Kraft. Wer ihn nicht besitzt, ist keiner Vorstellung teilhaftig, wie intensiv Schnee erlebt, erfüllt, erfahren werden kann. Der Firn der flimmernben Südmulden rauscht, an denen der Hang wie in gewaltigen Stufen und Katarakten niederströmt; rauscht, um plötzlich jenseits der Schattenkante in einen klirrenden Harsch überzugehen, über den man prellend abklirrt.

Es ist ein Fest des Leibes, und die Freuden, welche uns aus dem Leibe zufließen, gehören zu den stärksten, tiefsten, wildesten, ursprünglichsten. Sie fließen aus dem tiefsten Born. Der Schwung und seine Beherrschung, die Spannung und der Übermut darüber hinweg, die Gefahr und ihre Verachtung vermischen sich zu einem heißen Rausch, der nur durch die brausende Luft gekühlt wird, die uns entgegenströmt. Die Herrschaft über den Leib ist eine der tiefsten und stärksten, welche uns gegeben sind, und indem hier das Leben aus dem Brunnen des Tieres und des Unbewußten emporstrudelt, erahnen wir seine Tiefe und Gefahr, so wie auf hoher See erst die bewegteren Wellen unter dem blauen Azur der Oberfläche jenen dunklen Purpur des Abgrundes erahnen lassen, welchen ein fernes und abenteuerliches Leben phantastisch erleuchtet.

Die lange Abfahrt härtet den Willen, sie steigert die Begierde, sie offenbart unsere Unersättlichkeit. Wir haben nicht mehr Zeit, zurückzusehen. Die Leidenschaft ist erwacht. Wir verachten die Schönheit eines Anblicks vor dem Rausch der Fahrt. Daß die Schönheit vorüberrauscht, ein Vergänglichstes, ein Augenblick, ein Überfluß, das ist unsere letzte Steigerung. Der plätschernde Genuß hat sich in die strömende Leidenschaft verwandelt, so wie aus dem wohlgelungenen, sich bestreuenden Schwung zuweilen jener Schuß geworden ist, in dem wir den Luftwiderstand wie eine Mauer am Leibe empfinden.

Das müssen schon Almböden sein, das sind verschneite Latschenfelder, an den Hängen greift jetzt schon der Hochwald heran, das ferne, weiße Gipfelmeer verlixt hinter dem Gegenhang des Nachbarmassivs. Nun geht es durch die freien Hänge zwischen den Wäldern in die hohe Sohle des Seitentales. Die Bretter rennen den letzten Hang hinunter zwischen den braunen Aferzungen. Reißten den letzten Kristiania. Stehen.

Ah! Es ist das lange Atemholen, das tiefe Glück eines gestillten Durstes, einer befriedigten Leidenschaft, die noch von keinem Zweifel angegriffen ist, einer Kraft, die sich ausgeströmt hat. Die Knie zittern. Ein Blick auf den Gipfel zurück, der ist fern und blau — bezwungen. Ja, bezwungen und dennoch unberührt, unberührbar, so wie es der Partner jedes Verhältnisses ist, dem eine große Distanz seinen Rang und seinen ausgezeichneten Reiz verleiht. Sei es eine Freundschaft über Berge und Abgründe hinweg, eine Sternfreundschaft oder eine Liebe zu jenen Frauen, welche entschwinden, während sie gewähren, aber versprechen, indem sie entschwinden. An den höchsten Stellen des Lebens wird erst erkannt, welcher mäßigen Rang der Wert der Sicherheit besitzt.

So stehe ich eine ganze Weile, nach vorne in die Stöcke gehängt, und luge hinauf. Dann schmale ich ab. Mit einer unendlichen Liebe und Dankbarkeit nehme ich die Bretter auf. Streichle sie, während ich sie abwische und untersuche. Dann gehe ich noch ein Stück mit langen, steifen Schritten über ein paar Wiesen, bis ich einen schönen Fleck in der Nachmittagssonne finde.

Und nun kommt — — ja, auch das bloße Glück des „Fragens“ kann jene Stärke erreichen, die sonst nur in der Stillung eines unerträglichen Durstes berührt wird. Aber

es ist gut so, daß es nur nach den gewaltigsten Anspannungen und Entbehrungen erreicht werden kann. Es ist ein Lohn. Es scheidet die Begehrlichkeit der Schlemmer und Gourmets aus. Gleichwohl mir die Schlemmerei immer noch sehr viel sympathischer ist als das Leckertum, so wie der Rausch erfreulicher ist als die „Gemütlichkeit“. Das ist jener Einschuß von Kraft, welcher der Barbarei eignet.

So sitze ich da, die Beine weit und steif auf dem Boden auseinandergestreckt und dazwischen den Rucksack, dem eins um das andere entsteigt. Endlich bin ich satt, aber ich bleibe noch etwa eine Stunde so liegen.

Dann mache ich mich auf. „Es muß wohl sein, sakral!“ Jetzt spüre ich, wie die Knochen doch etwas schwerer geworden sind. Aber es ist eine beglückende Müdigkeit. Es geht jetzt das Tal hinaus. Zunächst ist der Weg etwas mühsam, der zwischen Morast und schmutzigen Schneereifen wechselt, in die man knöchel- oder auch knietief einbricht. Dann wird es besser.

Die Inbrunst und der Reichtum des Frühlings, von dem man mit einem Schläge, sobald man seinen Bereich betritt, spürt, wie er in alle Täler strömt und an den Hängen hochbrandet, gehört zu einem der wunderbarsten und innigsten Erlebnisse, sobald man aus dem blauen und harten Reich der Berge und des Eises kommt. Und die Schärfe ihrer Grenze, wie neben den Schneeflächen die Krokusfelder liegen und durch die verhärtete Rinde des letzten Harthes die Schneerosen brechen, gehört zu jenen wunderbaren Gegensätzen der Berge. Man fühlt plötzlich, wie einem die laue Flut des empordrängenden Lebens um die Knie spült. Zu beiden Seiten des Weges liegen die bunten Flecke des Frühlings, und ich denke an manche Fahrer, welche zuweilen die Bretter bekränzen, wenn sie durch die blühenden Almen niedersteigen.

Es bedeutet einen jener Augenblicke, an denen einem der Reichtum des Lebens und der Welt besonders deutlich und beglückend zum Bewußtsein kommt, auf der Kuppe solcher Ausläufer zu stehen, welche wie Vorgebirge dem Massiv vorgelagert erscheinen und von dem sich beide Reiche, das des Winters und des Sommers, überblicken lassen. Es eignet dem einen ein Schimmer von Blau, welcher sich von den strahlenden Schneeflächen über die Felsen bis zu dem harten Dunkel der winterlichen Hochwaldsichten erstreckt, während sich das Gemeinsame der saftigen Farbensymphonie des Frühlings vielleicht in einem durchschimmernden Rotbraun erkennen läßt, das sich von den aufgebrochenen Äckern über die keimenden Getreidespitzen und die braunen Wiesen bis zu den Knospen des Buchenwaldes zieht, die sich wie ein rötliches Netz über den hellgrauen Untergrund des Astgewirrs weben. Ich denke plötzlich mit einer starken Freude an die bäuerlichen Kultspiele, in denen Sommer und Winter gegeneinander kämpfen und in deren Gleichnis das Leben stark und dunkel gebannt ist. Wir lieben die ungelentke Kraft, mit der hier der Mensch, zuerst mit den magischen Waffen der Gestaltung gerüstet, gegen die dunkle und bedrängende Welt auszieht, um sie sich auf eine innigere Weise zu erobern; gleichwohl mir die Not seiner Bindung nicht mehr empfinden. Der Winter ist uns nicht mehr allein der Starrende, sondern auch der Strahlende, nicht allein mehr die böse, sondern auch die kühne, die männliche — die preisenswerte Gefahr.



Die Gangotrigruppe

(Westlicher Garhwalhimalaja)

Von Rudolf Schwarzgruber, Wien

Mit diesem Aufsatz soll der deutschen Bergsteigerschaft Kunde gebracht werden von einem bisher kaum beachteten Gebiet in jenem Gebirge, das noch ein Jahrhundert lang den Bergsteigern unerschöpfliches Neuland bieten kann.

Lage der Gangotrigruppe, Anmarschverhältnisse

Die Bezeichnung Garhwalhimalaja ist nicht so sehr ein geographischer als eher ein staatlicher Begriff. Die Staatengebilde, die sich zwischen Sutlej und Nepal ausbreiten, werden gewöhnlich Garhwalstaaten genannt, und die Züge des großen Gebirges, die durch diese Staaten streichen, bezeichnet man mit dem Sammelnamen Garhwalhimalaja. Die Flüsse, die nach ihrer Vereinigung den Ganges, den heiligen Strom der Hindus, bilden, kommen aus den Gletschern dieser Berge: der Alaknanda im Osten und der Bhagirathi im Westen, und es ergibt sich daraus eine Teilung des Garhwalhimalaja in eine östliche und in eine westliche Gruppe. Der Himalaja ist hier außerordentlich schmal und in einer Breite von 250 km sind die Ketten so zerrissen, daß man die ursprüngliche Streichrichtung Nordwest—Südost nicht mehr feststellen kann. Das Gebirge zerfällt in einige Gruppen, deren Streichen zum Teil der Hauptachse quergestellt ist, und wenn man von einer östlichen Gruppe spricht, so muß man bei dieser wieder zwei voneinander getrennte Berggruppen unterscheiden: im Süden die Nanda Devi und ihre Trabanten und im Norden den Kamet und seine nach Süden ausstrahlenden Ketten. Jede dieser beiden Gruppen hat eine Nord-Süd-Streckung, die der Breite des Berner Oberlandes von der Grimsel bis zum Lötschenpaß gleichkommt, und jede birgt in sich wunderbare Berggestalten, die schon seit langem die Augen der Bergsucher auf sich gezogen haben. Das östliche Garhwal hat vor der Westgruppe vor allem voraus, daß zwischen Nanda Devi- und Kametgruppe eine Jahrtausende alte Karawanenstraße führt, die den Zugang zu den Gletschern bedeutend erleichtert.

Der Garhwalhimalaja liegt zwischen 31 und 32° nördlicher Breite, und die nördlichsten Berge stehen fast genau auf der Staatsgrenze zwischen Indien und Tibet. Der Monsun setzt einen großen Teil seiner Feuchtigkeit in den Hügeln ab, die südlich dem Himalaja vorgelagert sind. Im allgemeinen kommt er im Garhwal später als z. B. im Sikkim, und die in den Hills gemessenen Regenmengen zeigen, daß sie bedeutend weniger ergiebig sind als am Rantsch.

Die alten Handelswege über den 5070 m hohen Niti- und über den fast ebensoviel begangenen Manapaß (5450 m) haben es mit sich gebracht, daß die östliche Garhwalgruppe heute sehr bekannt ist. Hier hat das Bergsteigen im Himalaja die schönsten Früchte getragen und hier ist es auch, wo vor mehr als 80 Jahren zum erstenmal deutsche Bergsteiger auftraten. Zwei der Gebrüder Schlagintweit aus München versuchten im Jahre 1855 den Kamet zu ersteigen und kamen zu der für diese Zeit ganz

unglaublichen Höhe von 6700 m. Die Berge des östlichen Garhwal waren seit je ein Sammelpfad der englischen Bergsteiger, die mit der Eroberung der Nanda Devi (7820 m) und des Kamet (7755 m), die bisher die höchsten erstiegenen Gipfel geblieben sind, ihre Tüchtigkeit bewiesen haben. Aber auch andere Völker, die wir als Bergsteiger bis jetzt wenig kannten, treffen wir hier: die Japaner erstiegen 1936 den 6850 m hohen Nanda Kot, und 1939 ist eine polnische Expedition in der Nanda Devi-Gruppe tätig.

Wenn man das umfangreiche Schrifttum über den Garhwalhimalaja sichtet, so muß die Vernachlässigung der westlichen Gruppe auffallen. Sicherlich bietet die Gangotrigruppe, wie sie nach ihrem größten Gletscher benannt wird, in Metern gemessen keine so großen Ziele wie ihre Nachbarschaft im Osten, aber dies allein erklärt nicht das Aschenbrödelbafeln dieser Berge. Entscheidend ist sicher, daß von den begangenen Handelswegen keiner an die Gletscher heranzuführt und daß infolgedessen diese Berge länger unentdeckt blieben als die im Osten. Politisch gehört die Gangotrigruppe zum Tehri-Stat, der unter der Herrschaft des Maharadscha von Tehri, Naranda Kirty Shah, steht.

Der Bergsteiger, der von Europa kommt, verläßt in Delhi den „Western Frontier“, der von Bombay nach Peshawar fährt, und steigt in direkte Wagen, die ihn nach Dehra Dun bringen. Hier endet die Bahn, und eine prachtvolle breite Kunststraße führt nach Mussorie hinauf, das etwa 2000 m hoch liegt. Dieser Ort, eine Sommerfrische für die englischen Beamten und begüterten Inder, liegt, wie alle Hill-Stationen, auf jenen Hügeln, von wo aus man bei klarem Wetter großartige Blicke auf die mehr als 100 km entfernten schneebedeckten Siebentausender genießt. Lebensmittel von europäischer Güte gibt es sowohl in Dehra Dun wie auch in Mussorie in jeder Menge. Träger stehen in Mussorie für Expeditionen in ausreichendem Maße zur Verfügung, und diese Leute haben sich bei unserer Fahrt als brav, leistungsfähig und ehelich erwiesen.

Aber die Eindrücke, die auf uns während des 260 km langen Marsches von Mussorie bis zum Hauptlager auf uns wirkten, könnte ich seitenlang schreiben. Aber die Wälder, die Menschen, die Schmetterlinge, die Affen, die Eidechsen, die Vogelwelt, über die Tempel und natürlich über die wunderbare Sicht auf das Hochgebirge ließe sich lange erzählen, aber davon ist in diesen Blättern schon zu lesen, seit deutsche Bergsteiger wieder in den Himalaja fahren. Und überdies könnte auch die geschickteste Feder doch nicht die Vorstellung des Erlebens vermitteln, das der Wanderer, der zum erstenmal in dieses Land kommt, gewinnt. Ich werde ganz sachlich von dem berichten, was für Nachfolger wichtig zu wissen ist.

Der Anmarsch unserer Mannschaft, die aus sieben Europäern, sieben Sherpas und neunzig Lokaltägern bestand, dauerte von Mussorie bis zum Hauptlager, das in 4450 m Höhe am rechten Ufer des Gangotrigletschers errichtet wurde, sechzehn Tage. Zwei Tage davon wurden als Erholung für die Kulis eingeschoben, aber dieser Weg ließe sich auch mit nur einem Rasttag bewältigen. Es gibt zwei Möglichkeiten, das Bhagirathital zu erreichen, und in letzter Zeit benützt man öfter den längeren Weg, der wegen der leichteren Verpflegungsmöglichkeiten für größere Karawanen vorgezogen wird. Es ist dies der sogenannte Ostweg, der über die Hügellämme in einer Höhe von etwa 2000 bis 2400 m fast genau nach Osten verfolgt wird und von dem man nach zwei Tagemärschen zum Fluß absteigt. Der Bhagirathi wird in einer Höhe von 750 m erreicht, und von da ab geht es im allgemeinen immer den Fluß entlang. Dieser uralte Pilgertweg ist tadellos erhalten und besonders in den großartigen Schluchten zwischen Haril und Gangotri kunstvoll in die Felsen gebaut. In Abständen von etwa 10 bis 15 km gibt es Rasthäuser, die wir allerdings selten benützten, wir zogen es vor, daneben im Selt zu schlafen. Für Karawanen ist es von Bedeutung, daß die Träger bei diesen Rasthäusern in Läden alles erhalten, was sie zu ihrem bescheidenen Unterhalt brauchen. Der einzige größere Ort, den man während des Anmarsches zu

den Gletschern durchwandert, ist, fünf Tagemärsche von Mussoorie entfernt, U t a r R a s h i, wo auch die Postlinie endet. S a r s i l, wo in 2600 m noch herrliche, im ganzen Tehri-Staat berühmte Äpfel reifen, ist die letzte größere Siedlung. Hier müssen sich die Träger für die noch vier bis fünf Tage dauernde Wanderung in das Gletschergebiet mit Lebensmitteln versehen, weil in G a n g o t r i diese nicht immer zu erhalten sein werden. Bei dieser Tempelsiedlung, die nur im Sommer bewohnt ist, endet der Weg, aber da im Sommer 1938 in 3700 m Höhe eine Pilgerhütte in der Nähe des Gletschertores, das die Hindus „Gaumukh“ (Ruhmaul) nennen, gebaut wurde, wird es in Zukunft auch dorthin einen Pfad geben. Diese Hütte ist für spätere Unternehmungen bergsteigerischer Art von Bedeutung, denn es ist damit möglich geworden, die Freilager für die Träger bis zum Hauptlager ganz zu vermeiden. Wir lagerten allerdings noch einmal in 4150 m, aber es wäre denkbar, daß man ohne dieses Zwischenlager auskommen könnte, wenn von der Pilgerhütte sehr früh aufgebrochen wird. Der Weg wird am besten immer am orographisch linken Ufer des Gletschers gewählt und führt über Moränen und Moränentäler, unschwierig langsam ansteigend, bergan. Unangenehm können die reißenden Gletscherbäche werden, wenn man sie gegen Abend oder am Nachmittag zur Zeit der stärksten Schneeschmelze durchschreiten muß.

Am Karten stehen dem Bergsteiger die Blätter 53 I, J, M, N des Indischen Vermessungsdienstes zur Verfügung, aber sie sind reichlich veraltet und zum Teil völlig wertlos. In letzter Zeit ist das Gelände neu vermessen worden, und die neuen Karten dürften auch schon erhältlich sein. Es sind die Blätter 53 N/NW, 53 N/NE, 53 J/NE, 53 I/SE. Wir hatten durch das Entgegenkommen des India Survey in Dehra Dun nach der Expedition Einsicht in die noch nicht fertigen Karten nehmen können und erhielten auch einige Grundfarbendrucke. Diese Neuauflage ist unvergleichlich besser als die alte.

Die Gletscher

Wer zum erstenmal die Gletscher der Alpen sieht, ist vielleicht enttäuscht, denn man stellt sich die Farben viel leuchtender vor, als sie es in Wirklichkeit sind. Man liest oft von blau- und grünschillerndem Eis, aber in Wirklichkeit, besonders im Spätsommer, sind die Gletscher unter der Firngrenze meist eher grau als grün oder blau. Trotzdem ist der Anblick eines Eisstromes, der sich zwischen den Felsen oder zwischen grünen Matten zu Tal windet, unvergeßlich. Der Blick von den Aiguilles von Chamoni, die Tiefblicke vom Finsteraarhorn oder von der Dent du Géant sind dem Bergsteiger ein bleibendes Erlebnis.

Der P. 5276, ein Schuttberg, der einer der vorzüglichsten Aussichtsberge der Gangotrigruppe ist, gibt einen ausgezeichneten Einblick in die Gletscher dieses Gebietes. Der Bergsteiger steht hier etwa 1000 m über den Gletscherböden, und er übersieht den Unterlauf des Gangotrigletschers, den längsten Teil des Chaturangigletschers und einen großen Teil des Raktbarngletschers. Man blickt auf die drei größten Eisströme des westlichen Garhwal, aber — man sieht kein Eis! So großartig der Blick auf die Berge ist, so trostlos ist der Tiefblick auf die Talgletscher. Statt das Auge durch die hellere Farbe des Eises und die feine Ornamentik des Spaltenbildes zu erfreuen, gehört ein geschulter Blick dazu, in den braunen, roten, grauen und weißen Schuttströmen überhaupt Eis zu entdecken. Von großer Höhe betrachtet, sehen diese Gletscher wie ausgetrocknete Flußläufe aus, und oft ist in allernächster Entfernung der lebendige Teil des Eises nicht von der alten Seitenmoräne zu unterscheiden. Auf dem Gletscher selbst stehen regellos Schuttberge nebeneinander, und diese Hügel erreichen oft Höhen bis zu 30 m. Nicht selten liegen zwischen den Schutthügeln kleine Seen eingebettet, und wenn nicht hier und da auf besonders steilen Flanken der Schutt abgeglitten wäre, käme es einem beim Überqueren eines solchen Gletschers gar nicht zum Bewußtsein, daß man sich auf Eis und nicht auf einem Trümmersfeld befindet. Die Bedeckung der Gletscher mit Blockwerk reicht verschieden hoch. Auf dem Gangotri-

gletscher wird das Eis bereits in etwa 4700 m schuttfrei, auf dem Chaturangigletscher erst bei etwa 4900 m, und der Raktbarngletscher ist sogar bis 5200 m eine Steinwüste. An letzterem fanden wir die schönsten Beispiele des in tropischen und subtropischen Gebieten vorkommenden Zackenfirns. Über der 5200 m-Grenze ist dieser Gletscher mit wunderbaren, bis zu 2 m großen, unregelmäßigen Eistürmen und Zacken besetzt, die im hellen Sonnenlicht einen märchenhaften Anblick bieten. Diese Gebilde sind bald aus weißem Firn, bald aus fast durchsichtigem Eis. Am rechten Ufer des Raktbarngletschers sahen wir einen kleinen Seitengletscher, der, vom Westen kommend, den Hauptgletscher nicht mehr erreicht: er endet etwa 100 m vor und 50 m über dem Hauptgletscher. Soweit wir ihn überblicken konnten, ist er mit gewaltigen, bis zu 20 m hohen Eistürmen bedeckt, die aber nicht den Stracs unserer alpinen Gletscher gleichen, sondern riesenhaften Vergrößerungen der kleinen, zackigen Nadeln des Bücherschnees. Am Nordufer dieses Seitengletschers konnten wir auch eine Ablationschlucht bemerken: zwischen den lotrechten Eisflanken und den steilen, dunkelroten Felsen ist ein Zwischenraum von etwa 8 m, der zum Teil mit Felstrümmern bedeckt ist. Von etwa 5800 m an sieht die Oberfläche der Gletscher genau so aus wie in unseren Alpen.

Der größte Gletscher, der der ganzen Gruppe den Namen gegeben hat, ist der Gangotrigletscher. Er ist mehr als 30 km lang und damit der längste des Garhwalhimalaja. Das Gletschertor, Gaumukh (Ruhmaul), befindet sich in einer Höhe von 3900 m. Ein sehr bedeutender Eisstrom ist der Chaturangigletscher, der mit etwa 20 km fast an den Mteschgletscher herankommt. Er fließt vorläufig noch in den Gangotrigletscher, aber es sieht ganz so aus, als ob er bald das Schicksal des Raktbarngletschers teilen würde, dessen Gletschertor heute schon etwa 3 km weit vom Hauptgletscher entfernt ist. Der Raktbarngletscher, mit etwa 14 km der drittgrößte der Gangotrigruppe, endet in etwa 4500 m Höhe. Am linken Ufer des jugendlichen Bhagirathi fließen einige Gletscher nach Norden herab, die an Länge unsere heimatische Pasterze übertreffen oder ihr zumindest gleichkommen. Das Gletschergebiet dieser Berge, die wir Shivling-Ditwana-Gruppe nannten, haben wir nicht betreten.

Die Gletscher der Gangotrigruppe sind eine ideale Zusammenstellung fast aller in einem Hochgebirge vorkommenden Gletschertypen. Der große Gangotrigletscher und die meisten seiner Zuflüsse gehören dem Firnkessel- (Mustagh)-Typ an. Wenn man auf einem dieser langen Eisströme dem Gletscheranfang zuwandert, ist man als Bergsteiger, der in den Alpen groß geworden ist, überrascht, daß bei diesen gewaltigen Eisströmen das Firngebiet, das in unseren Alpen den Gletscher nährt, gänzlich fehlt. Dort, wo man weite Firnmulden erwarten könnte, stößt man auf bis zu 2000 m hohe Eis- und Felswände. Die Talschlüsse des Gangotrigletschers und der Satopanthgruppe sind typische Firnkessel. Der in unseren Alpen heimische Firnmuldentyp ist im Garhwal kaum in reiner Form zu finden; am ehesten könnte der Kedarnath- und der Raktbarngletscher als Firnmuldengletscher angesprochen werden, aber am richtigsten wären sie als Zwischentypen von Firnkessel- und Firnmuldengletscher zu bezeichnen. Prachtvolle Beispiele für Lawinengletscher (Turkestantyp) sind die Gletscher um den Matterhorn Peak, besonders die beiden im Nordosten dieses herrlichen Berges. Diese Gletscher werden nur von den Lawinen gespeist, die aus den 1800 m hohen Flanken des Berges herabstürzen. Ein Typ, der in unseren Alpen (Hochkönig) vereinzelt vorkommt, der Plateaugletscher (skandinavischer Typ), ist im Gangotri nicht zu finden.

Die Berge

Wenn man von der Stelle, wo wir unser Hauptlager aufgeschlagen hatten, nach Südwesten blickt, so bannet der dort aufragende Gipfel alle Blicke: es ist der 6538 m hohe Shivling, den die englischen Vermesser Matterhorn Peak nannten. Er hat eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem Zermatter Schaufstuck, nur werden seine Grate, je näher man kommt, immer steiler und glatter und nicht wie bei seinem „kleinen Bruder“

in der Nähe harmloser. Dieses „Matterhorn“ gab Anlaß zu weiteren Vergleichen der Gangotriberge mit den herrlichen Berggestalten des Wallis. Genau wie um Zermatt gibt es Felsberge und Gletscherberge wie Breithorn und Monte Rosa. Aber in der Gangotrigruppe, die eine Ausdehnung hat wie die Östaler und Stubai er zusammen, stehen Berge, zu welchen das Wallis keine Vergleichsmöglichkeiten hat. Man muß die wilden Granitinnen und Klöße des Bergell als Beispiel heranziehen, um dem Alpenkenner eine bescheidene Vorstellung von diesen Bergformen zu bieten. Schließlich gibt es noch einen Typ, der in den Alpen kein Gegenstück hat: das sind jene prachtvollen Gipfel, deren Flanken mit Nillenfirn verkleidet sind. Die Ostflanke des 6792 m hohen Vasuki Parbat z. B. zeigt diese merkwürdige Form der Schneebedeckung, die wir aus den tropischen, subtropischen Gebirgen und aus den Bergen des Feuerlandes kennen. Die relativen Höhen der Gipfel sind in der Gangotrigruppe nicht größer als die bedeutendsten Abstürze in den Westalpen. Der Chauthamba ragt noch etwa 2000 m über den Talfluß des Gangotrigletschers auf, der Satopanth und der Vasuki Parbat überragen den Chaturangigletscher um 2300 und 2100 m, der Bhagirathi-Nordgipfel das Hauptlager um 2100 m, und der Höhenunterschied zwischen dem Gipfel des „Matterhorn Peak“ und der Oberfläche des Gangotrigletschers ist etwa 2300 m.

Erschließungsgeschichte

Die Erschließungsgeschichte der Gangotrigruppe ist einfach. Da aus dem Becken des Gangotrigletschers kein Übergang nach Badrinath führt oder geführt hat und auch der 5946 m hohe „Birniepaß“ eine lange und mühsame Gletscherwanderung erfordert, kann man mit Sicherheit annehmen, daß vor dem Erscheinen der Beamten des Indischen Vermessungsdienstes der Mensch den Lämmergeiern, Wildschafen und Bären die Herrschaft nicht streitig gemacht hat. Die ersten Erschließer waren sicher die Vermesser, die um 1840 im Auftrage der englisch-indischen Regierung in die Täler des Himalaja eindringen. In dem Schrifttum, das dem deutschen Bergsteiger zugänglich ist, finden sich keine Anhaltspunkte, aus welchen man schließen könnte, daß der „Neuentdecker“ der Gruppe jemand anderer gewesen sei als Captain Birnie, der 1931 über jenen hohen Paß aus dem Arvatal herübergekommen ist, der seither seinen Namen trägt. Birnie wanderte aber die andere Seite dieses Passes nicht weit hinab, sondern kehrte, als er festgestellt hatte, daß die Gletscher zum Bhagirathi-Quellgebiet abfließen, wieder in das Arvatal zurück. 1933 begann die eigentliche bergsteigerische Erschließung des Gebietes: Marco Pallis, ein Schotte aus Liverpool, stellte mit seinen vier Gefährten die Selte etwas ober „Gaumnuth“ auf. Die Mannschaft wählte die Vormonsoonzeit und hatte, da sie erst am 10. Mai von Mussoorie aufgebrochen war und 1933 der Monsun sich bereits am 21. Juni im Hochgebirge bemerkbar machte, nicht sehr viel Zeit. Den ersten Erfolg erreichte sie mit der Ersteigung eines Gipfels, der als Schutberg nördlich des Bhagirathi-Nordgipfels aufragt. Marco Pallis gibt die Höhe dieses Berges mit 18.000 feet an (etwa 5500 m), aber die Höhen, die Marco Pallis nennt, sind mit Vorsicht zu betrachten. Die Karten, die damals zur Verfügung standen, sind auf Grund von Vermessungen gezeichnet, die vor mehr als 70 Jahren gemacht wurden. Die Ergebnisse der neuen Aufnahme, in die wir Einblick nehmen konnten, zeigen, daß die alten Berghöhen oft zu hoch angegeben waren. Ob alle Zahlen, die Marco Pallis für die erstiegenen Berge angibt, zu hoch gegriffen sind, mußte man erst nachprüfen. Wir haben nur in drei Fällen verglichen, und dabei ergaben sich ziemlich bedeutende Unterschiede: Marco Pallis nennt die Höhe des Mittelgipfels der Bhagirathigruppe mit 22.070 feet (6728 m), die entsprechende neue Zahl für diesen Gipfel ist aber 6454 m. Der „Matterhorn Peak“ wurde früher mit 6700 m angegeben, die neue Messung ergab 6538 m, und der nördliche Vorgipfel des Bhagirathi-Nord, dessen Höhe Marco Pallis mit ungefähr 18.000 feet bezeichnet, ist nicht höher als der auf der anderen Talseite aufragende P. 5276. Sehr schwierig ist natür-

lich auch die Namengebung der einzelnen Gipfel. Die alten Karten, die Marco Pallis benützte und auf welche wir auch noch zum Teil angewiesen waren, benennen die Gipfel ganz anders als die neuen. Die Bhagirathigruppe z. B. heißt in dem Bericht von Marco Pallis Satopanthgruppe, und als die Engländer ihren Versuch auf den „Snow Mountain“ machten, sahen sie im Norden einen Berg, den sie für den Kedarnath hielten; in Wirklichkeit befanden sie sich aber auf dem Kedarnath selbst. Es ist klar, daß auch die Gletscher in dem Bericht des Marco Pallis anders heißen als in den neuen Karten, und es wird erst dann Klarheit über die erstiegenen Gipfel kommen, wenn die Engländer auf Grund der neuen Auflagen ihre Angaben veröffentlichen. Es ist insolgedessen zwecklos, die Ersteigungen hier ausführlich anzuführen, da auf Grund dieser Aufzählung niemand die Lage der erstiegenen Gipfel auf den neuen Karten auffinden könnte. Ich zähle daher die Berge, die die Marco Pallis-Mannschaft erstieg oder zu ersteigen versuchte, kurz auf und füge die Höhenangaben bei, die Marco Pallis angibt. Der westliche Gipfel der in der alten Karte „Gaumukh Dhar“ bezeichneten Gruppe (6128 m, alte Karte) wurde von Kirkus und Hicks und der östliche (6311 m, alte Karte) derselben Gruppe von Hicks und Nicholson erstiegen. Marco Pallis selbst erstieg einen Schneegipfel, der auf Grund seiner Beschreibung leicht zu finden sein wird. Der Gletscher, den er als Zugang zu diesem Gipfel beging, ist jener, der als weißer Schuttstrom in den mit braunem Fels bedeckten Raktbarngletscher mündet. Er fließt fast gerade nach Süden, und über der Fiermulde, aus der der Gletscher abfließt, stehen zwei Gipfel. Der schneeige wurde von Marco Pallis allein erstiegen, während der Träger, der ihn bis zum Sattel begleitete, auf der Scharte blieb.

Sehr bemerkenswert ist der Versuch, den die Engländer auf den Kedarnath („White Mountain“) machten. Sie bauten vier Freilager, aber Schneesturm hinderte sie, den Gipfel zu erreichen. Das bergsteigerisch wertvollste Ergebnis ist die Ersteigung des „Zentral-Satopanth“, des Mittelgipfels der Bhagirathigruppe, dessen Gipfel mit 6454 m der höchste Punkt ist, den die Expedition 1933 erreichte. Kirkus und Warren erstiegen den Berg von der Gangotri-Seite her, und der Anstieg muß nach der Beschreibung, die Kirkus im „Himalayan Journal“ davon gibt, nicht leicht gewesen sein. Der Sturm auf den Berg, dessen Gipfel sie am 18. Juni erreichten, dauerte eine volle Woche. Wenn man damit die Schnelligkeit vergleicht, mit der 1938 Ellmauthaler und Messner den Nordgipfel derselben Gruppe, der etwas höher ist als der Mittelgipfel, vom Lager aus erstiegen, so liegt die Vermutung nahe, daß die Engländer den Berg von der schwierigeren Seite angepackt haben. Am Nordgipfel versuchten sich zur selben Zeit die übrigen Mitglieder der schottischen Expedition, und zwar auf derselben Seite, von welcher er fünf Jahre später erstiegen wurde. Sie wählten aber nicht, wie meine Kameraden, die unmittelbare Ostflanke als Anstieg, sondern sie wollten die Scharte zwischen Nord- und Mittelgipfel erreichen. Der frühe Monsuneinbruch machte einen Erfolg unmöglich, und damit endete die Tätigkeit der schottischen Bergsteiger im Sommer 1933. Es ist ein Zufall, daß diese Mannschaft als letzte Fahrt gerade jenen Berg angriff, der uns als erster Erfolg zufiel. Wir setzten also die Erschließung genau an jener Stelle fort, wo unsere Vorgänger sie beendet hatten.

Im Jahre 1934 kamen über den „Birniepaß“ zwei berühmte englische Bergsteiger aus Badrinath herüber und begingen den Chaturangigletscher bis zu seiner Einmündung in den Hauptgletscher. Aber Tillman und Shipton, deren Namen in hervorragendem Maße mit den Leistungen im Himalaja verbunden sind, zogen über den Paß wieder zurück, ohne eine Ersteigung ausgeführt zu haben.

1935 erschienen J. B. Auden und D. G. Macdonald in Darfil mit der Absicht, neben ihren wissenschaftlichen Arbeiten auch einige Berge zu versuchen. Sie wählten die Nachmonsunzeit, und zwar den Monat Oktober. Die Bergfahrten, die sie ausführen wollten, konnten sie nicht erfolgreich abschließen. Ihr Hauptaugenmerk hatten sie auf den Kedarnath gerichtet, aber sie suchten, da sie nur veraltete Karten zur

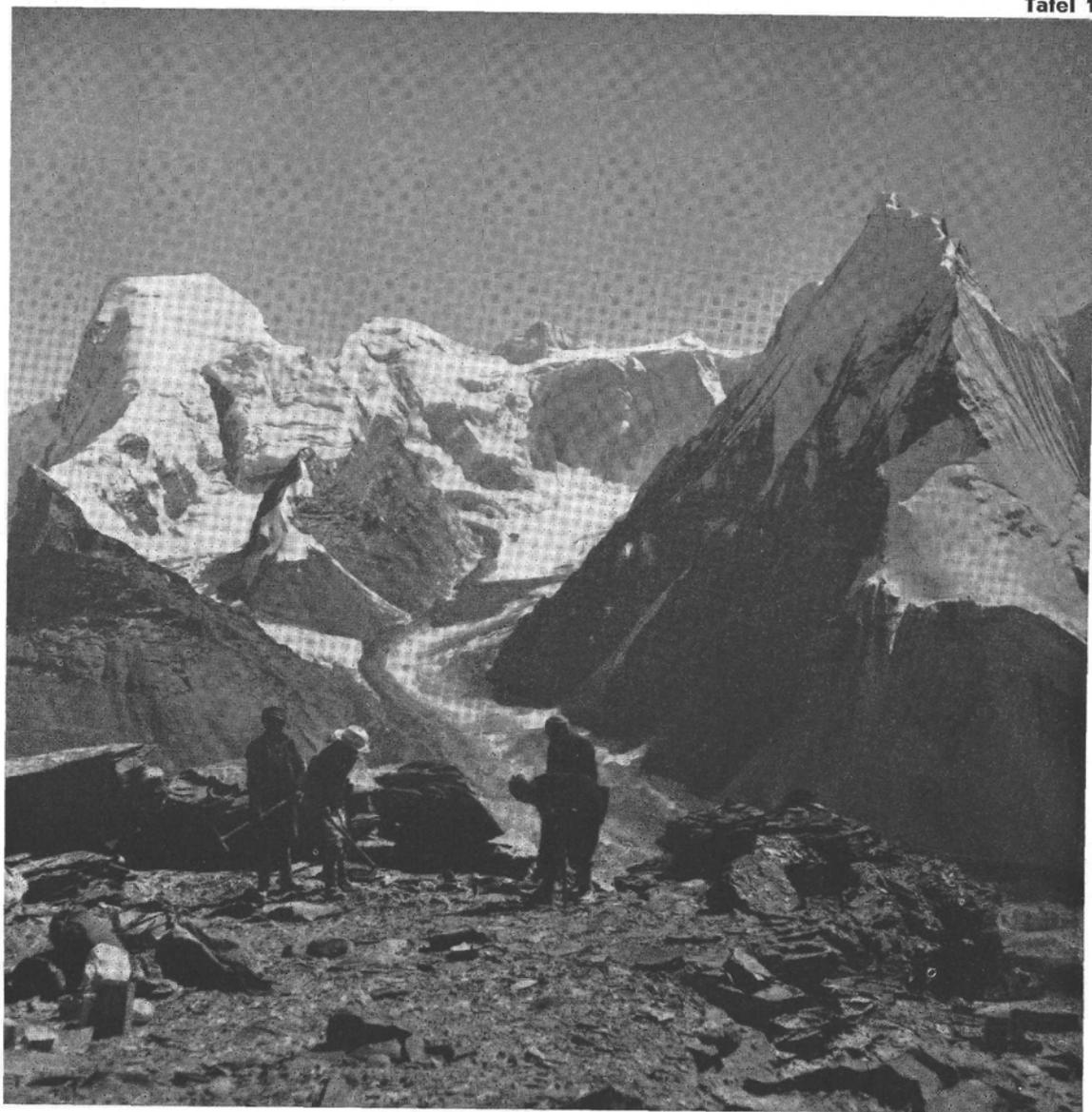
Verfügung hatten, den Berg viel zu weit nordöstlich. Sie glaubten, durch eines der Täler zwischen Gangotri und Harfil an den Kedarnath herankommen zu können, aber die Gipfel, die sie versuchten, erwiesen sich als unersteigbar. Am 23. Oktober fiel Neuschnee, und sie mußten damit ihre bergsteigerische Tätigkeit beenden.

1937 erhielt die Hochregion des Gangotrigletschers wieder Besuch: J. Martyn aus Vera Dun überschritt mit einem Gefährten den Birniepaß nach Badrinath, und im selben Sommer arbeitete der Chef des India Survey in der Umgebung des Hauptgletschers: Major D s m a s t o n erstieg bei dieser Gelegenheit einen sehr aufschlußreichen Gipfel am rechten Ufer des Chaturangigletschers. Die Ersteigung des 6405 m hohen Berges ist eine schöne Leistung, die sozusagen ganz nebenbei erzielt wurde.

Im Herbst des Jahres 1938 kamen Edi Ellmauthaler (Bischofshofen), Dr. Walter Frauenberger (Zell am See), Toni Meßner (München), Dr. Rudolf Jonas (Wien, als Arzt), Leo Spannrafft (Willach), Captain Whitehead (Lansdowne) als Verbindungs-offizier und Rud. Schwarzgruber (Wien) mit sieben Darjeelingträgern in die Gangotri-gruppe. In der Zeit vom 4. September bis 22. Oktober gelang es uns, die Erschließung der Gruppe um ein gutes Stück weiterzubringen. Am 8. September zogen Ellmauthaler und Meßner vom Hauptlager zur ersten Fahrt aus, und schon am nächsten Tag standen sie auf dem 6512 m hohen Nordgipfel der Bhagirathigruppe. Dieser Berg, der unmittelbar über dem 4450 m hoch gelegenen Hauptlager steht, wurde sozusagen im ersten Anlauf genommen: Von einem Zwischenlager in 5400 m an der Ostseite des Berges stiegen die Kameraden über Schutt zu einem Firnsfeld an, das bis zum Gipfel hinaufreicht. Die letzten 200 m war die Neigung des Hanges beträchtlich (über 50°), und die Schnee- und Eiseschaffenheit ließen es raskam erscheinen, Stufen zu schlagen. Aber den überwächten Grat erstiegen sie gegen 17 Uhr den Gipfel. Der Abstieg wurde noch am selben Abend angetreten, und in der Nacht erreichten sie ihre Zelte wieder. Dr. Frauenberger und Leo Spannrafft hatten sich den 6728 m hohen Chandar Parbat zum Ziel erwählt und brachen ebenfalls am 8. September auf. Der Anmarsch an den Fuß des Berges erforderte zwei Tage, und das erste Lager wurde in einer Höhe von etwa 5300 m, 10 km östlich des Hauptlagers, am linken Ufer des Chaturangigletschers, gebaut. Am Abend des nächsten Tages nächtigten die beiden in ihren Zelten in einer Höhe von 6000 m, und am 11. September ist auch der Gipfel dieses prachtvollen Schneehornes gefallen. Der Anstieg ging über den Westgrat, und auf dem beinhart gefrorenen Firn leisteten die Steigeisen vorzügliche Dienste.

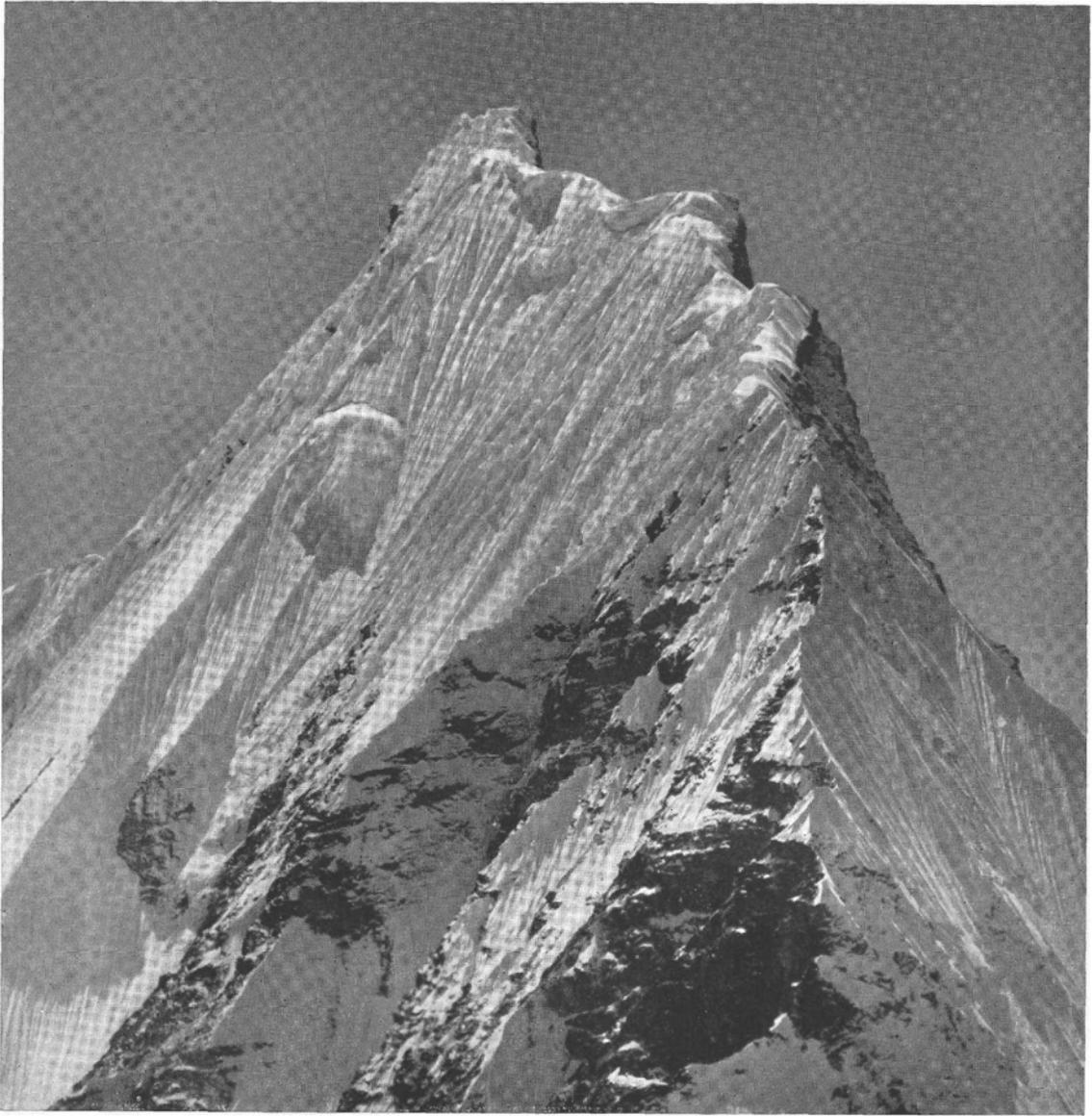
Die beiden ersten Erfolge waren so schnell errungen, daß wir uns den bergsteigerisch bedeutendsten Zielen zuwandten, nämlich den beiden Siebentausendern des Gangotri, dem Chaukhamba (7138 m), der oft auch Badrinath genannt wird, und dem Satopanth (7062 m). Aber in beiden Fällen entschied sich das Geschick gegen uns. Meßner und Spannrafft versuchten den Chaukhamba zuerst natürlich vom Gangotrigletscher aus, aber von dieser Seite ist der Gipfel nicht erreichbar. Meine Freunde verbissen sich in den Berg derart, daß sie es sogar auf sich nahmen, über den Birniepaß nach Badrinath zu wandern, um von dort einen Versuch über die 2500 m hohe Nordflanke zu machen. Diese von Eis- und Schneelaminen zerfurchte Firnwand ist wohl der einzige Weg zum Gipfel, aber er wird auch unter günstigsten Verhältnissen ein Spiel mit dem Leben bleiben. Meßner und Spannrafft kamen bis etwa 5800 m, als eine Eislavine ihre beiden Träger, die sich bis dahin vorzüglich bewährt hatten, so erschreckte, daß sie sich weigerten, den Weg fortzusetzen. So endete das erbitterte Ringen um den höchsten Gipfel der Gangotri-gruppe erfolglos. Nicht besser erging es Ellmauthaler und Frauenberger am Satopanth. Sie versuchten zuerst am Nordostgrat, später am Nordwestgrat vorzudringen, aber beim ersten Versuch ließ sie der Pulverschnee, der die steilen Grate bedeckte und in der steilen 800 m hohen Schlußwand zu Schneebrettern zusammengeweht war, nicht höherkommen, und am Westgrat sperrten unübersteigbare Türme den Weg. Pulverschnee und Schneebretter waren

auch die Ursache, daß ein von Ellnauthaler, Frauenberger, Captain Whitehead und Schwarzgruber unternommener Versuch auf den 6940 m hohen Redarnath scheiterte. In 6100 m mußten wir, nachdem einige Male Schneebretter losgetreten worden waren, erkennen, daß der Weiterweg unmöglich war. Wenn man bedenkt, daß durch die Bemühungen am Chaukhamba 32 Tage, am Satopanth 12 Tage und am Redarnath 4 Tage geopfert wurden, muß man sich beinahe wundern, daß noch soviel tatsächlich erreicht werden konnte. Am 19. und 20. September erstiegen Mesner und Spannraft am linken Ufer des Gangotrigletschers den 6198 m hohen Mandani Parbat, der nach Süden mit gewaltigen Steilflanken gegen die Hochwälder abbricht. Von einem Lager in etwa 5100 m Höhe erreichten sie über die mit tiefem Pulverschnee bedeckte Nordflanke durch einen sehr zerschrundeten Bruch den Gipfel. — Am rechten Ufer des Gangotrigletschers, gegenüber dem Mandani Parbat und fast genau nördlich von diesem, steht eine sehr schöne Felsnadel, die meinen Freunden aufgefallen war, als sie zum Angriff auf den Chaukhamba den Hauptgletscher hineingezogen waren. Der Berg fällt gegen den Gangotrigletscher mit einer 2000 m hohen Granitwand ab und muß Bergsteiger sofort in seinen Bann ziehen. Am 21. September erstand an der Einmündung des Maiandigletschers in den Gangotrigletscher ein Lager. Am nächsten Tage erreichten Mesner und Spannraft in gefährlichem Anstieg durch außerordentlich zerrissene Brüche einen Eisboden in etwa 6000 m Höhe und verbrachten dort die Nacht. Am 23. September erstiegen sie über eine Scharte und über den von dieser etwa 400 m hoch ansteigenden Südsüdwestgrat den 6721 m hohen Gipfel. — Der Kamm, der vom P. 5276 nach Westen zieht, nimmt in dieser Richtung immer mehr an Höhe zu. Die Erstigung eines der drei Gipfel der Chaturangigruppe, wie wir sie nach dem nördlich entlangziehenden Gletscher nannten, mußte neue Einblicke in das Gletschergebiet der nordöstlichen Gangotriberge bringen, und vor allem versprach der Blick in die etwa 12 km entfernte Satopanthgruppe für den Lichtbildner eine einzigartige Ausbeute. Am 29. September zogen Ellnauthaler, Frauenberger, Dr. Jonas und Schwarzgruber los. Die Lager standen in 4900 und 6000 m Höhe, und der Anstieg über den Südgrat bei beinhardttem Firn gestaltete sich bei dem einzigartig schönen Wetter zu einem großartigen Genuß. Am 1. Oktober standen wir bei völliger Windstille und herrlichem Sonnenschein auf dem 6395 m hohen Chaturangi-Mittelgipfel (der Westgipfel ist um 6 m höher). Großartig ist der Blick in die steilen Eis- und Felsgestalten der südlichen Nachbarschaft und hochinteressant der Tiefblick in das Gletschertal im Norden, wohin bisher noch keines Menschen Auges blicken durfte. Wir entdeckten etwa 12 km nördlich unseres Standplatzes einen Berg, der in seiner ebenmäßigen Gestalt auffallend dem Rixsteinhorn bei Zell am See ähnelt. Aber die Höhe dieses Gipfels konnten wir aus der großen Entfernung nur Vermutungen anstellen, da unsere alten Karten nicht so weit nach Norden reichten. — Nach dem vergeblichen Versuch auf den Redarnath machten wir uns zum „Rixsteinhorn“ auf den Weg. Vom Hauptlager mußten wir am rechten Ufer des Gangotrigletschers an den Westhängen des P. 5276 entlang absteigen und zogen dann im Tale des Raktbarngletschers an den Südhängen zum Gletschertor hinein. Am Abend des ersten Tages bauten wir unsere Zelte in einer Höhe von etwa 4800 m auf. Die Wanderung am nächsten Tag auf der rechten Moräne und auf dem Gletscher selbst stellte alles, was wir bisher in Hinsicht auf langsame Weiterkommen erlebt hatten, in den Schatten. Es war eine recht gute Leistung, daß wir an diesem 14. Oktober trotz des elenden, rufschigen Blockwerkes 10 km tal-ein kamen und am Abend in 5400 m ein zweites Lager auf einer Moräne, zwischen zwei Gletscherarmen, die mit blendendweißem Sackfirn bedeckt sind, bauen konnten. Durch Büferschnee und höher oben durch Spalten ging es am dritten Tag zum Lager 3 hinauf, das in 6100 m Höhe auf einem ebenen Gletscherboden errichtet wurde. Am 16. Oktober erreichten wir bei orkanartigem Wind, aber wolkenlosem Himmel, den Gipfel des Berges, der mit seinem richtigen Namen „Sri Kailash“ heißt und,



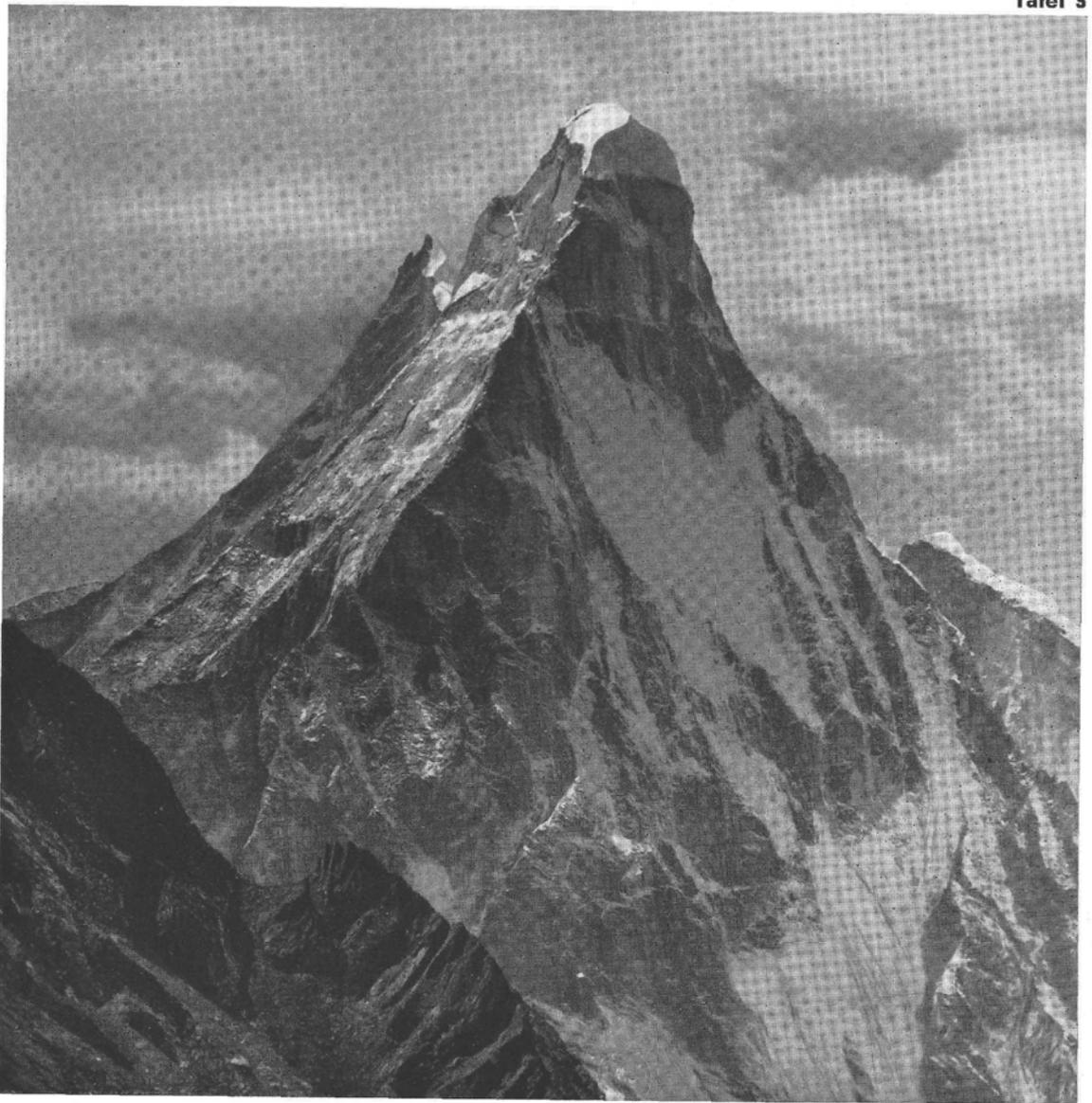
Lichtbild R. Schwarzgruber

Im Gangoत्रिgebiet des Garhwalhimalaja. Blick vom höchsten Lager am Chaturangi Peak gegen die Gruppe des Satopanth. Links Satopanth (7062 m), rechts der Bazuki Parbat (6792 m)



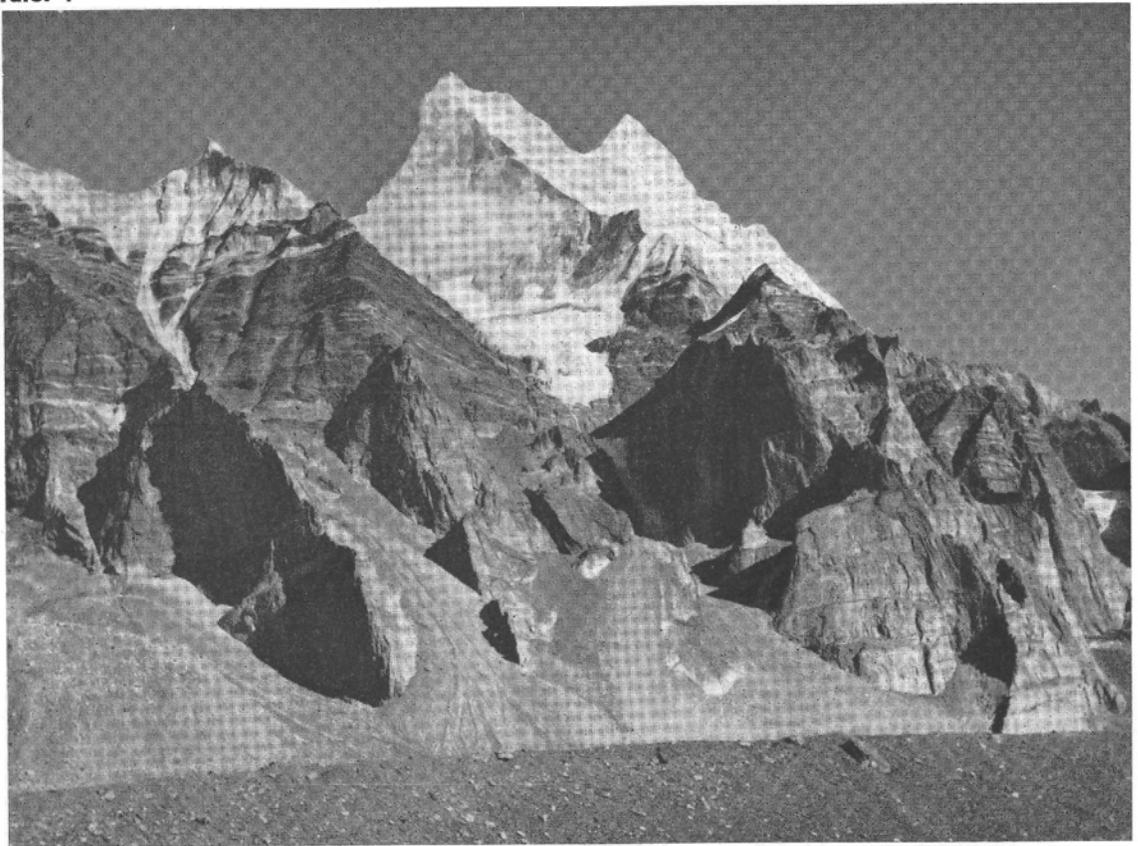
Lichtbild R. Schwarzgruber

Der Gipfelaufbau des Bazuki Parbat, ein prachtvolles Beispiel für Rillenfirn



Lichtbild R. Schwarzgruber

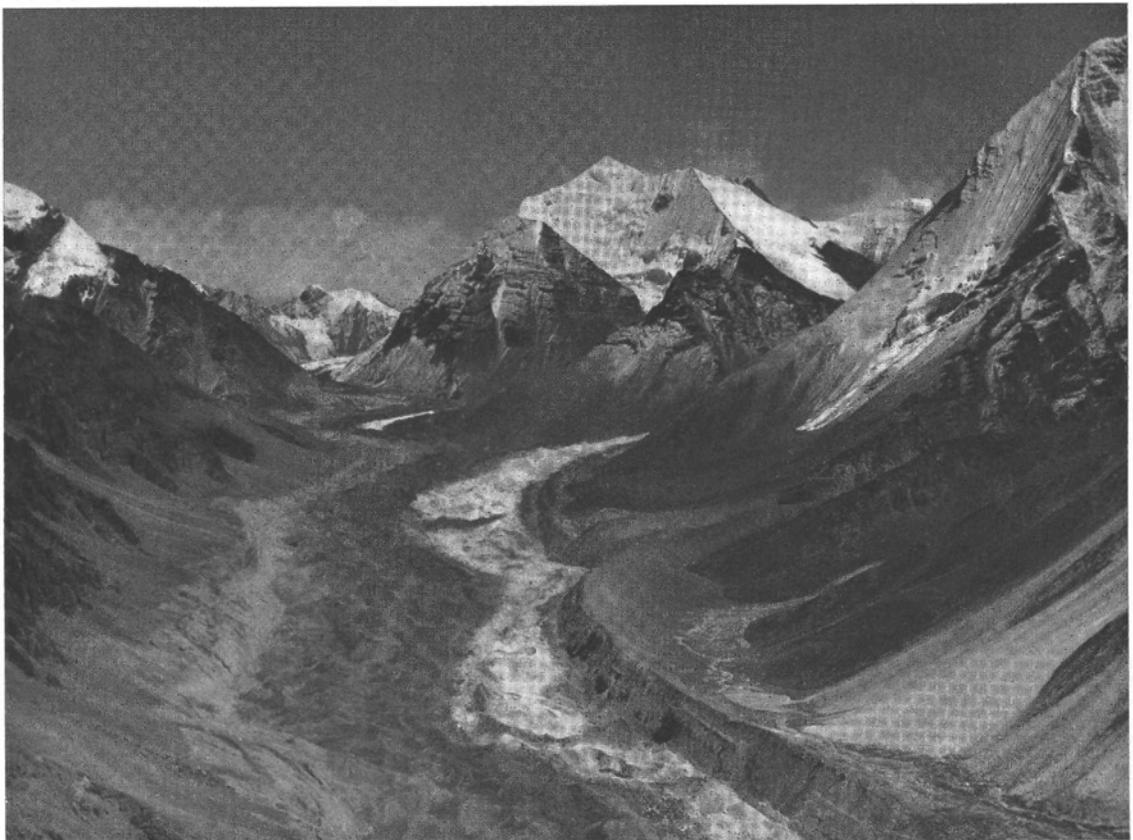
Der Ghibling oder Matterhorn Peak (6538 m) als Tele-Aufnahme



Der Shibling von Süden; hier zeigt er sich als Doppelgipfel

Lichtbilder R. Schwarzgruber

Der Chandar Parbat (6728 m) vom P. 5276 m aus gesehen; unten der Chaturangigletscher, typischer Schuttgletscher wie fast alle Gletscher im Gangotrigebiet



wie wir später in Dehra Dun erfuhren, 6932 m hoch ist. Der Blick auf die unbekanntenen und unerstiegenen Gipfel des Garhwal wird uns unvergeßlich bleiben, aber nicht minder großartig war der Tiefblick auf die 2000 m tiefer liegenden, gelben und braunen Hügel Tibets. Mit der Erstiegung des Sri Kailash beendeten wir unsere bergsteigerische Tätigkeit in der Gangotri-Gruppe. — Von zwei Fahrten soll noch kurz gesprochen werden, da Nachfolger davon vielleicht Nutzen ziehen können. Der Schivling, dieses großartige Ebenbild des Matterhorns, zieht den Bergsteiger natürlich mächtig an, und es ist klar, daß zwei von uns sich mit diesem Berg beschäftigen mußten. Ellmauthaler und Meßner machten sich gleich nach ihrer Rückkehr vom Bhagirathi-Nordgipfel auf, um die Nordwestseite des „Matterhorn Peak“, die einzige, die überhaupt in Frage kommt, zu untersuchen. Aber nach zweitägiger Erkundung war das Ergebnis so niederschmetternd, daß wir den Berg aus unserer Wunschliste strichen, ohne einen ernstern Versuch auf ihn gemacht zu haben. — Dr. Sonas und der Trägerobmann Pasang Sherpa machten eine zweitägige Fahrt zum Ursprung des Ghanahingletschers, der zwischen Kedarnath und Rarchakund nach Norden fließt. Für Bergsteiger, die die Absicht haben, Rarchakund (6632 m) oder Sonero Parbat (6315 m) zu ersteigen, ist es wichtig zu hören, daß von diesem Gletschertessel aus die Erstiegung dieser Gipfel kaum möglich sein wird.

Wetterverhältnisse in der Nachmonsunzeit und Zukunftsmusik

Das Wetter, das wir während unseres Aufenthaltes im Hauptlager hatten, war einfach herrlich! — Nicht ein einziges Mal mußte eine Fahrt deshalb unterbrochen werden, weil Regen, Sturm oder Schneefall das Erreichen des Gipfels vereitelt hätte. Die Randberge gegen Süden und Südwesten, z. B. Bartekunta, Kedarnath, Mandani Parbat usw., erhielten manchmal gegen Mittag und die frühen Nachmittagsstunden Nebel und Schneefall. Die Gipfel im Osten und Nordosten des Hauptlagers aber hatten fast immer gutes Wetter. Aber gerade die anscheinend unbedeutenden Niederschläge, welchen die Randberge ausgesetzt sind, können für uns Bergsteiger unangenehm und für den Erfolg einer Bergfahrt entscheidend werden. Von unserem Lager aus konnten wir beobachten, daß Neuschnee, der am Nachmittag oder in den Nachstunden gefallen war, in den ersten Vormittagsstunden auf der Südseite spurlos verschwand. Auf der Nordseite aber blieb er, obwohl wir tagelang keine Wolke am Himmel sahen, unverändert liegen, und der Wind, der auch an sonnigen Tagen bläst, macht aus diesem Pulverschnee gefährliche Schneebretter. In den Süd- und Westflanken fanden wir dagegen die allerbesten Verhältnisse: bis 6500 m war der Schnee derart gefroren, daß die Steigeisenzacken kaum Spuren hinterließen, und zwischen 6500 bis 7000 m trafen wir auf leicht spurbaren Firn. Es ist ein Mißgeschick, daß in der Satopanth- und südlichen Gangotri-Gruppe die meisten Berge nur vom Norden her zugänglich sind, so daß unsere Nachfolger die, was Schönwetter anbetrifft, sicher verlässlichere Nachmonsunzeit nicht recht mit demselben Erfolg werden nützen können wie wir, die wir noch eine Anzahl unerstiegener Berge vorfanden, die man vom Süden oder Westen angreifen konnte. Die bedeutenden Gipfel, die wir nicht ersteigen haben, es sind deren leider noch eine recht große Menge, werden kaum über die Südseite erobert werden. Wenigstens trifft dies zu bei den Bergen, die wir besucht, bzw. gründlich besichtigt haben. Chaukhamba, Satopanth, Kedarnath, Bhagirathi-Hauptgipfel (6865 m) oder Basuki Parbat (6722 m) von Süden zu versuchen, wäre gleichbedeutend mit einem ergebnislosen Zeitverlust. Aus diesem Grunde würde ich, wenn ich wieder ins Gangotri käme, die Vormonsunzeit wählen, da im Sommer der Schnee auch in den nordseitigen Hängen besser sein wird. Allerdings möchte ich nicht verschweigen, daß die Schneeverhältnisse am Anfang des September, also knapp nach Ende des Monsuns, nicht schlecht waren. Hätten wir damals z. B. sofort den Kedarnath angegriffen, so wäre uns höchstwahrscheinlich ein Erfolg beschieden gewesen.

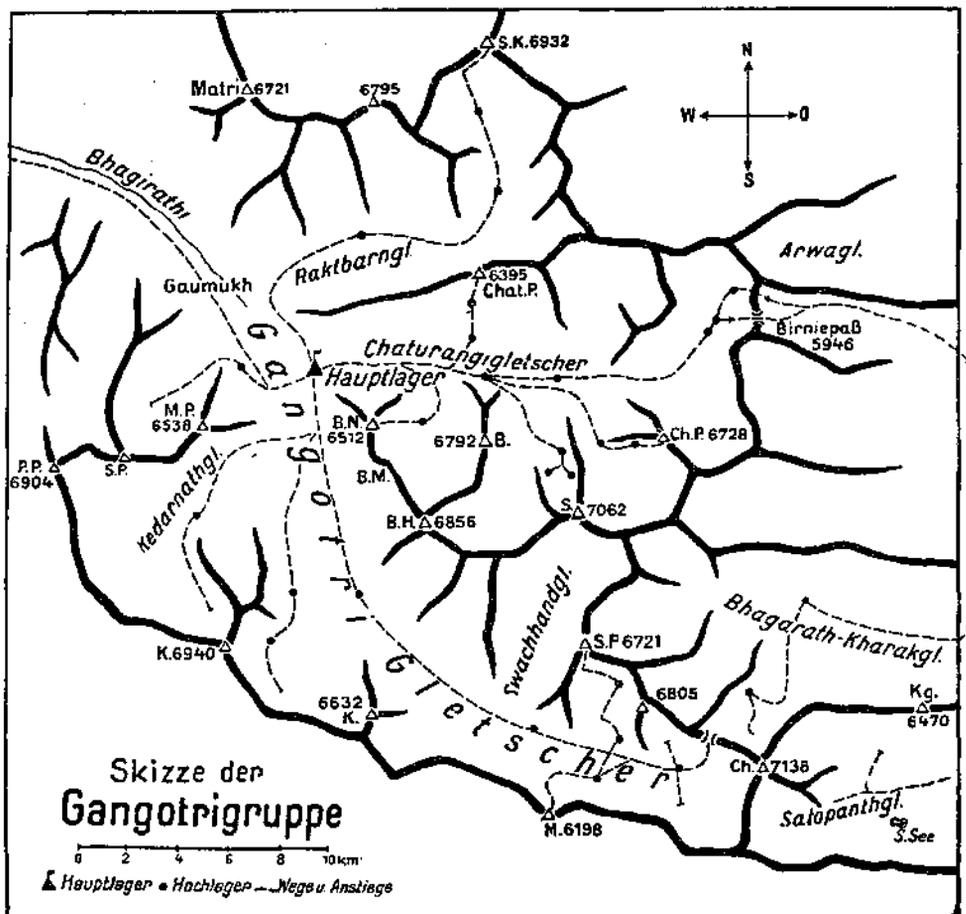
Endlich wird es für die Bergsteiger, die die Absicht haben, eine Expedition in das Gangotrigebiet zu unternehmen, wissenswert sein, wie wir über weitere Ziele und über das Erreichen dieser Ziele denken.

Ein Berg, der sicher unseren Nachfolgern zufallen wird, ist der Kedarnath, der am besten über den östlichen Vorgipfel zu erreichen ist. Der Abstieg in die Scharte zum Hauptgipfel wird Schwierigkeiten bieten, aber sie brauchen nur von den Bergsteigern, nicht aber von den Trägern überwunden zu werden. Der Weg, den wir bei unserem Versuch gewählt hatten, nämlich durch die große Gletschermulde zwischen Vorgipfel- und Bartekuntakamm, ist nicht zu empfehlen. Bereits in etwa 6100 m Höhe ziehen große Spalten durch die ganze Breite des Gletschers, die zu großen und zeitraubenden Umwegen zwingen. Eine zweite Aufgabe, wie sie vornehmer nicht gedacht werden kann, wäre die Erstbesteigung des Satopanth. Dieser Gipfel ist eine prachtvolle Berggestalt und würde allein ein Expeditionsziel darstellen! Seine Erstbesteigung wäre mit einer Mannschaft von vier Bergsteigern über den Grat, den Elmauthaler und Frauenberger zuerst versucht worden, in der Vormonatszeit möglich. Vorausgesetzt ist natürlich, daß die Schneeverhältnisse besser sind als bei unserem Versuch im September. Wilde Kerle sind der Bhagirathi-Hauptgipfel und der Basuki Parbat. Wenn überhaupt, so sind sie nur von der Nordseite her erstbesteigbar. Südlich des Chaturangigletschers ist der Chaturangi-Hauptgipfel (Ostgipfel), ein Ziel, das schon wegen des großartigen Blickes in die Satopanthgruppe gewählt werden sollte. Die Erstbesteigung des Berges wäre eine ideale „Einlaustour“. Der Anstieg ist sicher nicht leicht, aber er könnte ohne viele Träger gemacht werden, denn die Schneegrenze liegt bei etwa 5800 m. Bis dorthin ist mit ernstlichen Schwierigkeiten nicht zu rechnen, und der weitere Anstieg über die rein südseitigen steilen und messerscharfen Grate wird ein hoher Genuß sein. Gegen Norden stürzt die Chaturangigruppe gegen den Rakibarngletscher mit ungeheuren Wänden ab, und über diesem Gletscher stehen mindestens fünf Gipfel über 6500 m, die alle südseitige Anstiege haben. Sie sind sicher erstbesteigbar, wenn auch diese Berge etwas von der Bedeutung verloren haben, da der höchste von ihnen, der Sri Railash, bereits erstiegen ist. Eine Ausnahme macht der Matri (6721 m), der mit seiner an das Bietschhorn erinnernden Gestalt das Tal schon vor Gangotri beherrscht und der ebenso wie der unbenannte herrliche Gipfel zwischen Matri und Sri Railash ein prachtvoller Berg ist. Der „herrliche Unbekannte“ ist 6755 m hoch. Noch wilder als die Satopanthgruppe sind die Felskolosse, die südwestlich unseres Hauptlagers aufragen. Eine der furchtbarsten Berggestalten, die ich je gesehen habe, ist der Shiwling („Matterhorn Peak“). Er übertrifft den Zermatter Riesen nicht nur an Höhe, sondern auch an Wildheit des Aufbaues noch beträchtlich. Dabei ist er in einer Nachbarschaft, die so wild und steil ist, daß seine Gestalt gar nicht besonders auffällt, denn die anderen sind genau so unzugänglich und glatt wie er. Er ist in diesem Kreise sogar der niedrigste, denn die Nachbarn sind, um nur ein paar zu nennen, der Phatang Pitwana mit 6904 m und der Kronk Parbat mit 6772 m. Leider haben wir gerade diese Gruppe als die einzige von allen nicht besuchen können. Aber die flüchtigen Einblicke, die bei der Rundfahrt zum Shiwling und bei dem Erstbestigungsversuch auf den Kedarnath gewonnen werden konnten, zeigten, daß von den eingesehenen Seiten keine einen Erfolg auf irgendeinen dieser Berge verspricht. Von Lansdowne hatten wir dann noch Gelegenheit, mit dem Fernglas die Gipfel von Süden her zu beobachten, aber auch von dieser Seite zeigen sie nichts, was zu einem Versuche aufmuntern würde. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß eine Rundfahrt in die Täler, die von Gangotri und Gaumnath nach Südwesten ziehen, Möglichkeiten aufdecken könnte. Es wären dies die Täler des Rudugaira-, Kedarganga- und Virgupanthgletschers. Was den Chaukhamba betrifft, so ist es am besten, eine Erstbesteigung des höchsten Punktes der Gangotrigruppe aus dem Fahrtenplan auszuschneiden. Wer Absichten auf den Chaukhamba hat, soll sogleich das Lager am Bhagirathi-Nharat-Gletscher auf der Kedarnathseite aufschlagen. Natürlich gibt es am oberen Gangotri-

gletscher noch andere Ziele, z. B. den Rarchakund oder den Gipfel, den man von Muffoorie und Lansdowne links vom Chauthamba sieht. Dieser Jantukut ist die schönste Berggestalt, die ich je gesehen habe, und Mefner behauptet, daß er sicher erstiegsbar wäre. Seine Höhe ist 6805 m.

Das ist nur ein Teil von dem, was wir als Erbe unseren Nachfolgern übergeben können. In der Folge 1201 der „Österreichischen Alpenzeitung“ ist unsere Rundfahrt ausführlich beschrieben. Meine Kameraden und ich haben darin auf 60 Seiten unsere Erfahrungen in Hinsicht auf Bergsteigen, Verpflegung, Reise, Ausrüstung usw. niedergelegt, und in diesen Blättern findet sich auch eine genaue Kostenberechnung der Expedition. Wer immer die nächsten Bergsteiger in unserem ehemaligen Hauptlager auch sein mögen: sie werden in der Gangotrigruppe ein wunderbares Kleinod finden und von dort, wenn sie sich von der „Magie des Aichtausenders“ freimachen können, auch vollkommen befriedigt zurückkehren.

Ein Hinweis auf das Schrifttum mußte wegen Raumangel unterbleiben. (Die Schriftleitung.)



6721 — Unbenannter Gipfel; S. R. 6931 — Sri Nailash; Chat. P. 6895 — Chaturangi Peak; M. P. 6538 — Schibling (Matterhorn Peak); S. P. — Sumera Parbat, 6681 m; P. P. 6904 — Bhatang Pittwana; K. 6940 — Kedarnath; R. 6632 — Rarchakund; M. 6198 — Mandani Parbat; Kg. 6470 — Kunaling; Ch. 7138 — Chauthamba; S. P. 6721 — Swachhand Peak; B. H. 6856 — Bhagirathi-Hauptgipfel; B. M. — Bhagirathi-Mittelgipfel, 6458 m (von der Marco Pallis-Mannschaft erstiegen); B. N. 6512 — Bhagirathi-Nordgipfel; S. 6792 — Bazuki Parbat; S. 7062 — Satapanth; Ch. P. 6728 — Chantab Parbat

Zentral-Kurdistan 1937

Die Rundfahrt des Deutschen Alpenvereins und des Akad. Alpenklubs Innsbruck in die Hochgebirge Südost-Anatoliens

Von Hans Bobek, Berlin

Es ist heute nicht mehr ganz leicht, einer Auslandskundfahrt junger Bergsteiger, denen naturgemäß nicht das schwere finanzielle Geschütz großer Expeditionen zu Gebote steht, ein in bescheidenerem Rahmen doch erstklassiges Ziel zu setzen. Soll doch das Gebiet gleichzeitig verhältnismäßig nahe, aber auch möglichst bergsteigerisches Neuland sein, und sollen doch die Berge selbst den Einsatz rechtfertigen und lohnen. Ich denke, daß die Kurdistan-Rundfahrt des Akad. Alpenklubs Innsbruck, die mit wesentlicher Unterstützung des Deutschen Alpenvereins unternommen wurde, in dieser Hinsicht ausgezeichnetes erreicht hat. Es kam noch hinzu, daß es sich auch wissenschaftlich um ein äußerst lohnendes Gebiet handelte, so daß ungeachtet der kurzen Zeit, die zur Verfügung stand, auch recht wertvolle Forschungsergebnisse gewonnen werden konnten¹⁾.

Die zentralkurdischen Hochgebirge sind ein wildes, schwer zugängliches Bergland im äußersten südöstlichen Zipfel der Türkei, der sich zwischen Iran und Irak vorschiebt. Sie gehören dem östlichsten Teil des Taurusgebirges an, an der Stelle, wo dieser westöstliche Gebirgszug sich anschickt, in die südöstliche Richtung der südwestiranischen Ketten umzubiegen. Hier liegen die höchsten Berge der Türkei (Geliashin, 4170 m, Suppa Dural-Hauptgipfel, 4060 m), wenn man von den gewaltigen Feuerbergen des ostanatolischen (früher armenischen) Hochlandes abieht: dem Großen Ararat (5156 m), dem Suphan Dag (4200 m). Schon der Kleine Ararat (3914 m) und der Erdschias (Ercisus) Dag (3916 m) bleiben dahinter zurück, ebenso wie alle Gipfel des westlichen und mittleren Taurus (Demir Kazık, 3910 m) und der Pontischen Ketten (Katschar, 3937 m).

Das Gebiet als solches ist schon seit langem verhältnismäßig gut bekannt, dank dem Eifer einiger Briten und Amerikaner, die vor nunmehr fast 100 Jahren im Auftrag ihrer Kirchen die Verbindung mit den hier versprengten christlichen Brüdern von der Sekte der Nestorianer herstellten. Aber die Kenntnis, die aus den Reisen eines Grant und Ainsworth und späterer erwuchs, beschränkte sich doch im wesentlichen auf die Haupttäler und betraf vor allem die Lebensverhältnisse und religiösen Gewohnheiten der Bergbewohner. Die Gebirgsstöcke selbst wurden erst um die Jahrhundertwende von dem britischen politischen Offizier F. R. Maunsell gequert, der dabei auch einige Vorhöhen der höchsten Gruppe des Dschilo Dag (Zelu, neutürkisch

¹⁾ Vgl. hierüber: H. Bobek, Forschungen im Zentralkurdischen Hochgebirge zwischen Van- und Armiasee (Südost-Anatolien und West-Azerbaican), Petermanns Geogr. Mitteilungen 1938. Hier auch die auf der Rundfahrt aufgenommenen Kartenstücken 1:50.000 unserer Arbeitsgebiete sowie eine Übersichtskarte 1:100.000 und geologisch-morphologische Übersichtskärtchen. Ferner: H. Bobek, Die gegenwärtige und eiszeitliche Vergletscherung des Zentralkurdischen Hochgebirges, Zeitschrift für Gletscherkunde 1939 (mit 2 Karten).

Eilo Dag) erstieg und sich ohne Erfolg auch am Geliashin versuchte. Ihm verdanken wir die erste Kartenskizze der beiden Hauptgruppen Dschilo und Sat Dag. Gebirgswanderungen unternahm hier später auch der britische Kapitän B. Dickson, und im Weltkrieg drang eine russische Abteilung tief ins Gebirge ein, worüber ein Bericht vorliegt. Trotzdem konnte von einer bergsteigerischen oder wissenschaftlichen Erschließung nicht die Rede sein. Nach dem Weltkrieg war das Gebiet zunächst hermetisch abgesperrt. Erst 1936 querte der schwedische Geograph S. Frödin das Gebirge wieder, auf einer Pashroute südlich des Van-Sees, weit westlich von unseren Gruppen¹⁾.

So lag denn bergsteigerisch und weitgehend auch wissenschaftlich so gut wie Neuland vor uns. Wir kosteten in vollem Maße die hohen Freuden der Erschließertätigkeit in wenig bekannter Bergwelt. Sie erhielten übrigens ihre besondere Würze dadurch, daß gerade die Hauptgruppe seit mehr als zwanzig Jahren von ihren Bewohnern verlassen ist — ein Paradies des Wildes und ein Schauplatz ungehinderten Wirkens der Naturgewalten. Stück um Stück erliegen ihnen die Menschenwerke, die ungezählte Generationen mühevoll aufgebaut und der Natur abgerungen hatten. Alle Dörfer liegen in Ruinen, Wege und Stege sind verfallen. Denn diese Täler waren die Heimat der erwähnten Nestorianer, eines neuhyrisch sprechenden Volkspalters aus vorislamischer Zeit, der sich im Schutze der unangreifbaren Berge inmitten von Kurden, Türken und Arabern bis auf unsere Tage halten konnte. Auch ihnen, wie den Armeniern, ist jedoch der Weltkrieg zum Verhängnis geworden. Abel beraten von russischen Agenten, trat dieses Bergvolk von etwa 100.000 Köpfen auf die Seite der Gegner der Türkei. Als die Russen im Frühjahr 1915 Armenien räumen mußten, hatte auch ihre Stunde geschlagen. Sie verteidigten sich den Sommer über auf ihren schwer zugänglichen Almen. Im Herbst schlugen sie sich samt ihren Familien und Herden durch nach dem benachbarten iranischen Aserbeidschan, wo sie am Westufer des Urmia-Sees bis 1917 eine Art selbständigen Staates errichteten, der, angelehnt an die Russen, ein Glied in der großen Umfassungsfront unserer Gegner bildete. Nach dem Zusammenbruch des zaristischen Rußlands im Herbst 1917 mußten sie auch dieses Gebiet räumen und begaben sich in den Schutz der Engländer, denen sie unter dem Namen „Assyrer“ wertvolle Dienste als Hilfstruppen leisteten, solange die Mandatsregierung im Irak bestand. Die nachfolgende arabische Regierung hat ihnen ihre Dienste im Kampf gegen die aufständischen Kurden freilich übel gelohnt. Sie wurden entwaffnet und in Konzentrationslager gesteckt. Unruhen hatten mehrere Massaker zur Folge. Ihre Reste, etwa 25.000 Menschen, sollten schließlich mit Hilfe des Völkerbundes am Orontes in Französisch-Syrien angesiedelt werden.

Es ist begreiflich, daß uns dieser Zustand des an und für sich schwer passierbaren Gebirges bedeutende Schwierigkeiten bereitete, um so mehr, als wir nicht einmal einen ortskundigen Führer für dieses von den Kurden gemiedene „Tote Gebirge“ aufreiben konnten.

Unsere Gebirge zeichnen sich durch eine ganz außerordentliche Schroffheit aus. Der hochgehobene Gebirgsblock ist von zahlreichen Tälern schluchtartig zerschnitten, die auf die sehr tief liegende Mesopotamische Ebene ausmünden. Die Wasserscheide ist dabei weit nach Norden zurückgeschoben, so daß die eigentliche Firsklinie des Gebirges von den größeren Tälern durchbrochen wird. Es bestehen hier Höhenunterschiede von 2500 bis 3000 m zwischen Talsohle und Rammhöhe. Die Taloberläufe sind weniger tief eingesenkt und geben dazwischen breiteren Gebirgsrücken und -schwelle Raum, so daß man eine südliche zerschlungelte Ramm- und Kettenzone („Ketten-Saurus“) und eine nördliche breitrückige und leichter zerschnittene Gebirgszone („Plateau-Saurus“) unterscheiden kann. Die höchsten Bergketten im Verlauf der Firsklinie zeigen die Spuren intensiver eiszeitlicher Vergletscherung. Eine große Anzahl nicht unbedeutender

¹⁾ Die entsprechenden Literaturangaben findet man bei dem unter Anm. 1 genannten Auffas von S. Wobek in Petermanns Geogr. Mitteilungen 1938.

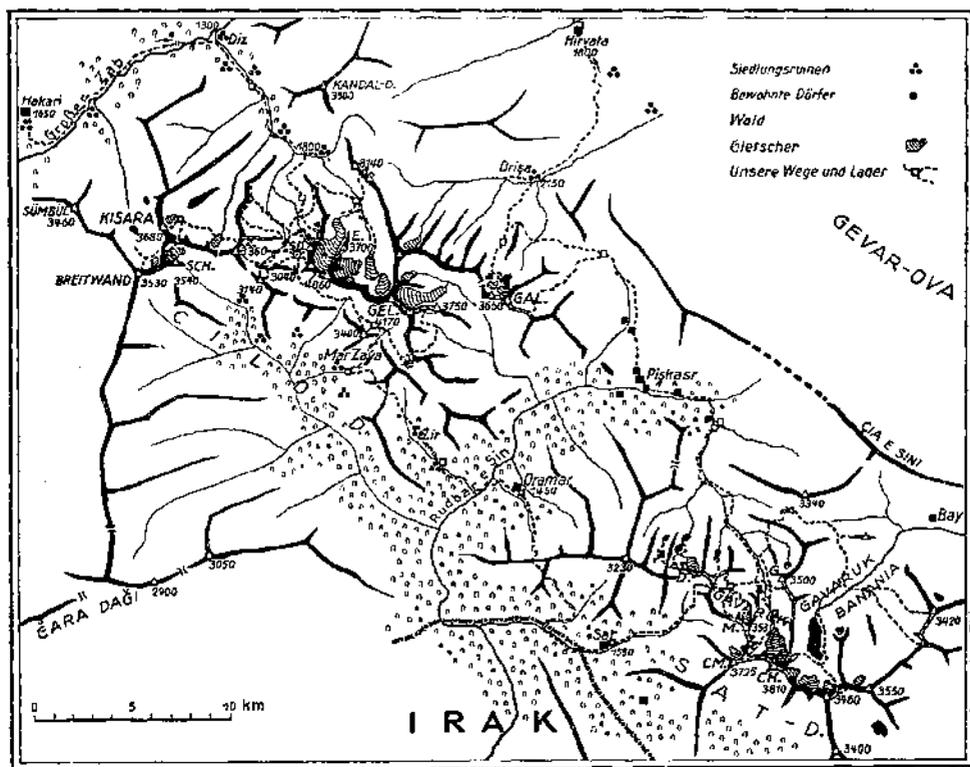
Gletscher birgt sich auch heute noch unter den steilen Nordflanken der höchsten Gruppen. Diese sind der Dschilo und der Sat Dag (4170, bzw. 3810 m), die zwischen dem Tal des Großen Zab und dem Talgebiet von Schemdinan liegen und durch das Schluchttal des Rudbar e Schin getrennt werden. Sie werden im Nordosten von der Gevar Ova (1800 m) begleitet, die bereits ein vorgeschobenes Stück Steppenhochland inmitten des Plateau-Taurus darstellt, während die genannten Gebirgsgruppen selbst noch im Bereich und am Rande des stark aufgelockerten südlichen Eichenwaldgürtels liegen.

Der Sat Dag ist von kurdischen Acker- und Gartenbauern besiedelt, die sich offenbar im Laufe der Geschichte an die Stelle der früher ausgebreiteteren Nestorianer gesetzt haben, vielleicht auch zum Teil durch Kurdisierung aus ihnen entstanden sind. Sie unterscheiden sich in der Wirtschaftsweise wie im körperlichen Typus scharf von den kurdischen Bewohnern des Plateau-Taurus und Hochlandes, die einer halbnomadischen Lebensweise huldigen. Während jene sich einem recht intensiven Bewässerungsfeldbau auf Reis, Mais, Weizen, Gerste, Hirse, Hülsenfrüchte, Gemüse, Obst aller Art widmen und dazu eine regelrechte Landwirtschaft betreiben, kennen diese nur einen extensiven Trockenfeldbau im Anschluß an ihre halb unterirdischen Winterdörfer, die sie verlassen, sowie die rauhe Witterung es gestattet, um mit ihren Herden in Zelten auf den Hochweiden umherzuziehen. Der Nomadismus, dessen Anhänger im Winter nicht Dörfer bezogen, sondern von den Gebirgsweiden zu den Ufern des Tigris hinabwanderten und dort zelteten, ist seit dem Weltkriegsende im Absterben, da neue Grenzen die Gebiete zerschnitten. Auch die kurdische Bevölkerung hat im Krieg und nachher sehr stark gelitten, so daß man fast mehr Friedhöfe als Dörfer findet. Die Gesamtbevölkerung des Vilajets Sakari ist auf zwei Zehntel des Vorkriegsstandes gesunken.

Unsere Reise fand bei den türkischen Behörden volle Unterstützung, für die wir vor allem Herrn Ministerialdirektor Cevat zu größtem Dank verpflichtet sind. Es waren andere Hindernisse, deren Überwindung unsere Ausreise bis zum 20. August verzögerte. Endlich konnten sich die fünf Teilnehmer, die vier Studenten phil. Herbert Runtzcher (Innsbruck), phil. Siegfried Rohrer (Willsch), phil. Hans Pacher (Willsch), med. Friedrich Ruttner (Lunz) und der Verfasser als Leiter in Wien zusammenfinden.

Der ganze Zuschnitt unserer Unternehmung war einerseits durch den verkehrsschwierigen Charakter unseres Arbeitsgebietes, andererseits durch die zur Verfügung stehenden Mittel fest bestimmt. Die letzteren ließen sich auch verdreifacht noch gut mit einer vierstelligen Zahl ausdrücken. So hieß die Lösung: Verzicht auf jedes schwere Gepäck, weitgehende Anpassung und Anlehnung an die Hilfsmittel des Landes. Die Lagerausrüstung war so knapp als möglich. Es hätte sich allerdings empfohlen, ein überzähliges Zelt für unsere türkischen Begleiter mitzunehmen, die sich so mit einem Zeltüberdach notdürftig behelfen mußten. Auch die bergsteigerische Ausrüstung sah nur das Notwendige, aber nicht mehr vor. So verzichteten wir z. B. auf Steigeisen und mußten dafür ab und zu Stufen schlagen. An Lebensmitteln nahmen wir nur wenig von hoher Qualität aus der Heimat mit, sowohl wegen der strengen Sollvorschriften als auch wegen der langen, kostspieligen Anreise. Es war nur zur Ergänzung der landesüblichen Kost, namentlich in den Hochlagern, bestimmt. Die letztere bestand aus Reis, Zucker, Tee, Dörrobst, Fladenbrot, Käse, auch Hülsenfrüchten als Stapelware, Eiern, Frischobst, Milchspeisen aller Art als erwünschter Zusatz überall dort, wo wir sie erlangen konnten. Allerdings hatte ich die Möglichkeiten der Versorgung aus dem Lande heraus nach meinen Erfahrungen in Iranisch-Aserbeidschan etwas zu günstig beurteilt und nicht mit diesem Ausmaß und dieser Nachhaltigkeit der Kriegsschäden gerechnet. So waren wir zeitweise sehr knapp versehen und begrüßten einige Wildziegen (Zberz), die einer unserer zwei Begleitсолдатen erlegte, freudig als willkommene Zubuße.

Dieser Zuschnitt der Fahrt stellte recht bedeutende Anforderungen an die Anpassungsfähigkeit, Selbstzucht und Härte sämtlicher Teilnehmer und verlieh ihr einen etwas spartanischen Charakter. Man kann aber dabei erfahrungsmäßig auch längere



Zeit — entsprechende Erholungspausen vorausgesetzt — äußerst leistungsfähig bleiben. Ich erblicke darum darin keinen Nachteil und bin überzeugt, daß keiner der Teilnehmer in seiner Erinnerung gerade diese Seite der kurdischen Fahrt missen möchte, auf der unsere Schlagfertigkeit und Beweglichkeit in dem schwierigen Gelände und damit — angesichts der überaus kurzen Zeit, die uns zur Verfügung stand — unsere Erfolge beruhten.

Die Schiffs- und Eisenbahnreise von Wien über Istanbul—Ankara—Sivas bis Diyarbekir und die anschließende Fahrt bis Van hatte, trotzdem alles glatt ging, bereits 13 Tage in Anspruch genommen. Wir hätten Van aber auch auf dem Seeweg über das Schwarze Meer, den wir zur Rückfahrt wählten, nicht eher erreicht. Überdies war unser Aufenthalt in Ankara zur Vorstellung bei den Behörden unbedingt nötig.

Van war unser eigentlicher Ausgangspunkt. Chiemals das über 40.000 Einwohner zählende Zentrum des dörfereichen Kulturgebietes um den Van-See, hat dieser Ort heute nur rund 5000 Einwohner. Die Altstadt unter dem uralte besiedelten Burgberg und die ausgedehnte Gartenstadt liegen in Trümmern und bieten einen gespenstischen Anblick, wenn man, wie wir, im ersten Morgengrauen einfährt. Die ganze Umgebung des Sees ist weithin verödet. Nicht ohne Schwierigkeit vervollständigten wir in dem bescheidenen Bazar unsere Ausrüstung und Lebensmittelvorräte. Nach Hafari (rund 600 Einw.), dem Hauptort der gleichnamigen Provinz, brachte uns das Regierungsauto in einer zweitägigen, abenteuerlichen Fahrt über das Gebirge. Hier stellten wir mit der liebenswürdigen Unterstützung der Behörden unsere Maultierkarawane zusammen, die aus vier Tieren mit einem Knecht bestand. Es war nicht leicht, diese Tiere zu unserem, nach Ansicht der Eingeborenen gewagten und unsicheren Unternehmen zu bekommen, aber am 19. Tage nach der Abfahrt aus Wien war es endlich soweit. Am

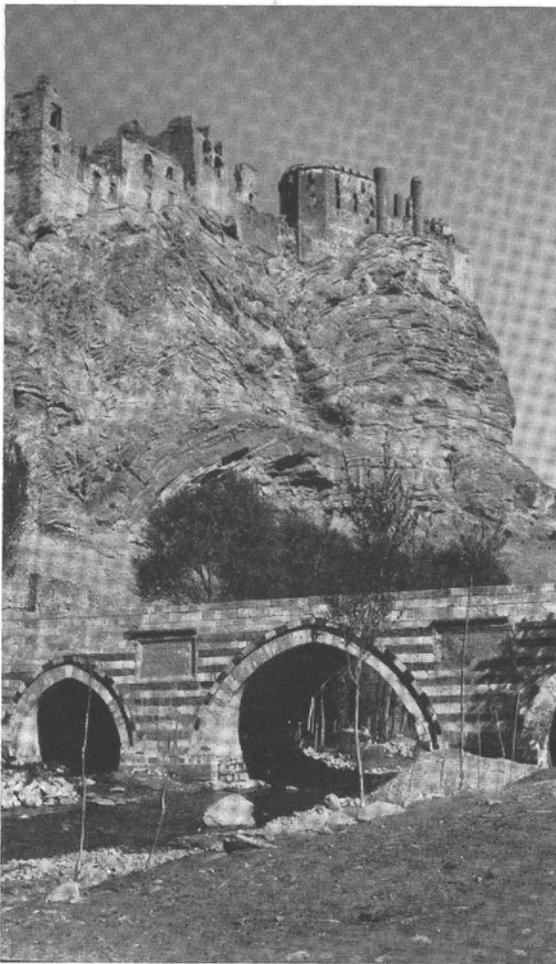
8. September trottete unsere kleine Truppe, zu der sich zwei Gendarmen und — für wenige Tage — ein Polizeibeamter gesellten, wohlgenut die steilen Serpentinien zum Abfluß hinab, der in etwa 1000 m Höhe, 600 m unter Safari, dahinfrauscht.

Safari liegt am Nordwestende unseres Arbeitsgebietes, das sich von hier über Dschilo und Sat Dag etwa 55 km nach Südosten erstreckt. Wir mußten nach der Lage der Dinge versuchen, beide Gebirgsgruppen in einem einzigen Durchmarsch aufzurollen, was den Verzicht auf ein Basislager bedeutete. Wir mußten also alles Nötige mit uns führen. Wir hofften aber, jenseits des verödeten Dschilo Dag in den Dörfern des Sat Dag unsere knappen Vorräte wieder auffüllen zu können, was dann wenigstens zum Teil auch möglich war.

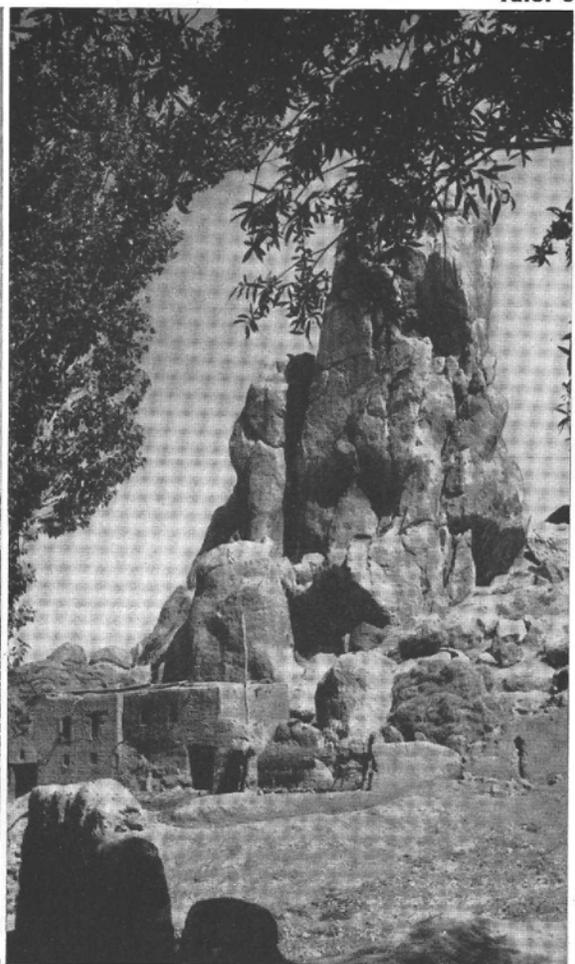
In der Abflucht, der wir aufwärts bis zur Einmündung des Digtals folgten, zeigte sich, daß das Glück mit uns war. An einer besonders steilen Stelle stürzte ein Maultier ab, überschlug sich dreimal, verfang sich aber knapp oberhalb des reißenden Flusses in ein paar Weiden. Mit ein paar tiefen Fleischwunden konnte es doch noch mit uns weitergehen. Auch die verstreute kostbare Last konnte geborgen werden.

Aber den Dschilo Dag hatten wir in Safari nicht mehr in Erfahrung bringen können, als daß seine sämtlichen Dörfer ruiniert und alle Wege verfallen seien. Einen ortskundigen Führer konnten wir nicht finden. Man ließ uns ziehen in der sicheren Erwartung, uns bald zurückkehren zu sehen. Auch unsere türkischen Begleiter wiegten sich in dieser Hoffnung. Zur Orientierung besaß ich nur die Darstellung von Maunsell in 1 : 250.000, die in die Karten des Survey of India, bzw. War Office übernommen ist. Sie zeigte einen Weg das Digtal aufwärts und südlich auf eine Paßhöhe. Diese wollte ich zunächst erreichen. Dann würde man weiter sehen. Salaul war unser Weg nicht zweifelhaft, wenn auch beschwerlich und in einer Schluchstrecke auch schwierig. An steilen, harten Schuttflanken mußten wir mit unseren Eispickeln einen Pfad hauen. Wir kamen an mehreren verfallenen Siedlungen vorbei. Andere Ruinenstätten lagen auf Terrassen beiderseits über dem Tal. Noch waren vielfach die Feldeinteilungen, z. B. für Reis, zu erkennen. Hier und dort war auch ein Acker angebaut, von Kurden, die zu diesem Zweck ins untere Tal hereinkommen. Eine kritische Situation entstand, als wir am zweiten Tag nach meinem Urteil das Tal verlassen sollten, um die rechte Höhe zu gewinnen. Von allen Seiten dräuen himmelhohe Felswände oder Steilhänge. Kein Weg ist zu sehen. Der Rnecht verweigert die Überschreitung des etwas eingesenkten, reißenden Baches mit den Tieren, unsere Begleiter steigern ihre unablässigen Warnungen und Vorstellungen bis zu Drohungen, dazu kommt die eigene Ungewißheit über den weiteren Weg. Aber unsere Entschlossenheit obsiegt und nach mehreren Stunden weglosen Emporklimmens an steilen, dicht mit Stachelbüschen (*Utragalus*) oder halbmannshohen Kräutern und Stauden überwachsenen Gehängen finden wir im scheibenden Licht alte Wegspuren, die uns in der Folge auch bis zum Paß (3040 m) geleiten. Unter ihm errichten wir unser erstes Standlager, das nach den zahlreichen neugierigen, aber harmlosen Bewohnern der Gegend den Namen „Bärenwiese“ erhielt (2900 m).

Und dann entfaltet sich in den nächsten neun Tagen, die wir hier verbrachten, eines der herrlichsten und wildesten Felsgebirge. Glatte, wuchtige Mauern und Kanten, die 600 bis 1000 m hoch aus dem grasigen Paßgelände herauswachsen, charakterisieren die Gipfel. Aber einer nach dem anderen ergibt sich uns oder meinen Kameraden: Suppa Durak (3670 m), Suppa Durak-Hauptgipfel (4060 m), Mittelgipfel (3090 m), Eckpfeiler (3700 m), Risara (3670 m) usw. Bald bin ich mit ihnen, bald führen mich meine wissenschaftlichen Aufgaben eigene, bescheidenere, aber ebenfalls anstrengende Wege. Ein Spinnwebnetz von Kompaßvisuren beginnt die prächtigen Felsgestalten einzuspinnen, mein Tagebuch füllt sich mit topographischen und geologischen Skizzen. Gletscher um Gletscher tritt aus tiefen Kullissen hervor, mehr als wir vermuten hatten können. Sie liegen im Schutz des zentralen Gipfellammes, der in 3800 bis über 4000 m über 5 km lang nach Südosten zieht, und reichen überraschend tief herab (z. B. Suppa Durak-Gletscher, 2,5 km lang, bis auf 2600 m). Immer klarer enthüllt sich auch der



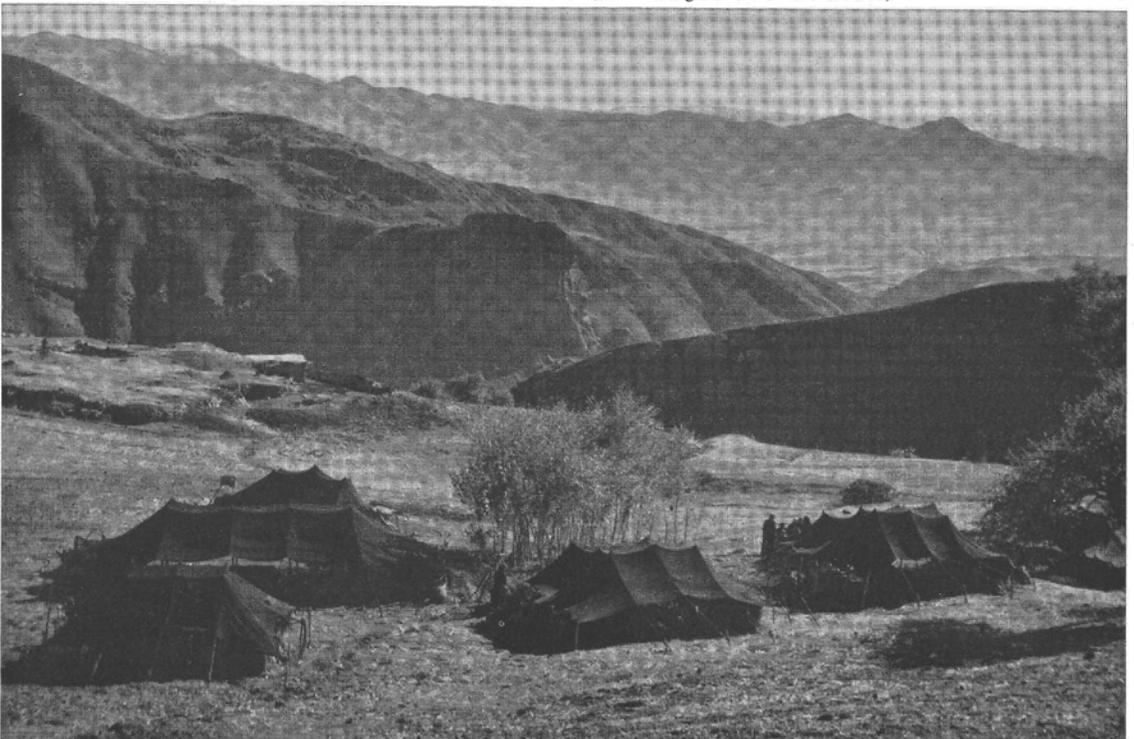
Kurdisches Fürstenschloß



Motiv aus Van

Zeltdorf der Kurden (beim letzten Lager vor Baskale)

Lichtbilder S. Bobet



Knoben
3550 m

Stofia e Senbenabe
3810 m

Sere Seme Sarr
3700 m

Stofia e Wajint
3725 m



Qavaru-Sofia

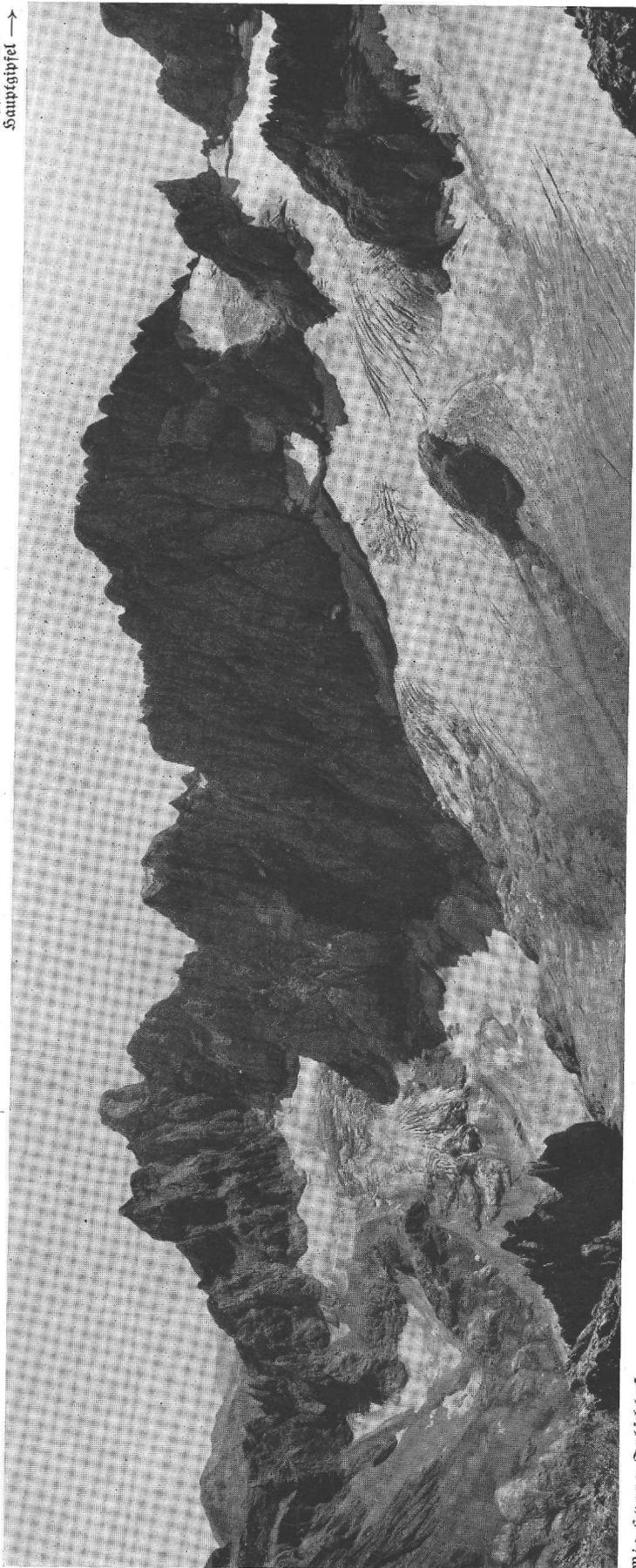
Sat-Dag-Hauptgruppe vom Sere Meidane Smedri (3530 m)

Lichtbild N. Sobel

Galfrane
3650 m

Gelafchin
4170 m

Suppa Durat
Sauptipfel →



Orta Svara-Saifchluß

Eichstüb s. Obel

Gelafchin und Schilo-Dag-Nordwand vom Spfeiler-Aufflieg (3300 m)



Blick vom Rücken zwischen den beiden Karen gegen Breite Wand

Rifara-Gruppe

Lichtbilder S. Bobet



großartig einfache Bau des Gebirges: sein Rückgrat, der erwähnte Kamm, besteht aus einer sehr charakteristischen bunten Serie von dunkelgrünen Eruptiven, fleischroten Hornsteinen und massigen weißen Kalken. Unmittelbar über dem Lager erhebt sich die prachtvoll gebänderte, fast 1000 m hohe Wand, aus der der „Frauenfinger“ (Suppa Duwat, 3670 m) durch eine tiefe Scharte herausgeschnitten ist. Darunter streichen im Paßgebiet wenig widerständige Sandsteine und Kalkschiefer aus, und ihnen verdankt auch die „Rampe“ ihre Entstehung: ein breites Band von rund 3100 m Höhe und 10 km Länge, das die gewaltigen Südbahänge des Gebirges in halber Höhe gliedert. Den Sockel, unter der Rampe, bildet eine mächtige Folge von dunkelgrauen Kalkschichten, die auch die ganze Rifargruppe aufbauen. Nach langem Suchen gelingt der Fund brauchbarer Fossilien, die diese basale Serie zumindest in den oberen Horizonten zur Obertrias zu stellen gestattet. Von Norden legt sich schräg über die gekappten Schichten der „Bunten Serie“ eine Decke von tertiären Kalken, deren Basis von einer Nummulitenbank gebildet wird. Ihre 20 km lange Stirn krönt die nördlichen Begleitkämme des Dschilo Dag, den Randal- und den Gallianukamm. Ihr Rücken sinkt unter die Gevar Dva.

Den geologischen Beobachtungen kommt weittragende Bedeutung zu: sie be weisen den wohl längst vermuteten, aber noch nicht nachgewiesenen unmittelbaren Zusammenhang zwischen den südanatolischen und den südwestiranischen Kettengebirgen. Die Vorstellung einer alten „taurischen Scholle“, aber auch die einer Scharung der Kettengebirge in dem großen Knie ist endgültig fallen zu lassen. Die Umbiegung im Streichen findet in unserer Gruppe statt.

Schöne Erfolge können wir schon verzeichnen. Neben zahlreichen kleinen sind auch Schlag auf Schlag die großen, stolzen Gipfel gefallen, die so abweisend auf uns herabgeschaut hatten und die uns bis zuletzt in Spannung und Ungewißheit des Sieges hielten. Sie sind nach den üblichen Maßstäben mittelschwerig bis sehr schwierig auf den leichtesten Anstiegen, die wir begreiflicherweise aussuchten, fordern zum Teil recht langwierige Kletterarbeit. Aber noch fehlt uns der König der kurdischen Gebirge, der Geliaschin (4170 m), den wir vom Eckpfeiler in seiner herrlichsten, aber auch abweisendsten Gestalt erblickt hatten. Am 20. September ziehen wir ihm über die Rampe entgegen. Spät nachts beziehen wir an seinem Südfuß, 2400 m unter dem Gipfel, aber nur 1½ km von ihm entfernt, ein ungemütliches Lager ohne Wasser in einer Felshöhle. Noch haben wir keine Ahnung, wie wir ihm zu Leibe rücken sollen. Dennoch fällt er schon am nächsten Tag. Wir sind weit nach Osten ausgebogen, da wir seine riesigen Nordwest- und Südwände kennen. Und siehe da, nach einem langen Anstieg und leichter Kletterei über Kargehänge gelangen wir auf eine schmale Gratverflachung, die uns leicht zum Gipfel emporführt. Wir haben uns vom Gouverneur eine Flagge mitgeben lassen, und so vereinigen sich Hakentkruz und Halbmond auf dem dritthöchsten Gipfel der Türkei. Die Aussicht ist überwältigend. Sie umfaßt den Raum vom Ararat bis zur Mesopotamischen Tiefebene. Uns zu Füßen liegt ein neuer, prachtvoll zerrissener Gletscher in tiefem Felsenbett. Aber der Himmel ist längst nicht mehr sommerlich blau, eine Bö nach der anderen zieht von Westen über das Gebirge heran und überschüttet uns mit eifigen Graupeln: die Vorboten des Herbstes. Im Südosten, 25 km entfernt, erhebt der Sat Dag seine dunkeln, spizen Nadeln und Hübner. Kulisse schiebt sich hinter Kulisse, da wir ihn in der Längsrichtung sehen. Lange studiere ich, wie wir ihn am besten anpacken sollen.

Andern Tages verlassen wir den Dschilo Dag durch eine steile Latwinenklamm südwärts. Zwei Tage kämpfen wir uns durch die Waldschluchten des Dschilo-Gaues nach Osten, vorbei an üppig verwucherten Feldterrassen und zerfallenden Dörfern mit massigen Wehrkirchen. Einige von ihnen stammen in ihrer Anlage aus dem 4. und 5. nachchristlichen Jahrhundert. Dramar ist das erste bewohnte Dorf am Fuße des Sat Dag, hoch über dem Tal des Rudbar e Schin, ähnlich wie Hafari über dem Zab. Staunend empfangen uns die Bewohner. Ein weiterer Tag bringt uns nach Sat, einem 1500 m hoch

gelegenen Dorf in der Südflanke des Gebirges. Hier können wir das Leben und Treiben der kurdischen Gebirgsbauern beobachten. Aber wir haben es eilig. Man dürftig sind leider die Ergänzungen an Lebensmitteln, die wir hier einhandeln können, meist irakische Ware, die den Weg von Süden über die Grenze fand.

Ein steiler, mühsamer Pfad führt uns empor. Wir überlassen uns ihm gerne, denn drei weglose Wochen, immer in Sorge, ob wir mit unseren Maultieren durchkommen würden, haben uns auch die bescheidensten Gebirgspfade schäzen gelehrt. Überdies haben wir einen Führer, ich kann mich mit ihm notdürftig mit meinem Deutsch verständigen. Es ist ein großer Vorteil wegen der Namen der Berge und Täler, die er mir sagen kann. Aber auch abgesehen von den Schwierigkeiten der schriftlichen Niederlegung, die ich so gut als möglich dem gesprochenen Laut anzupassen suche, werde ich meine leisen Zweifel an manchen der Namen, die ich notiere, nicht los. Kenne ich doch nicht nur von Iran her, wie vielfältig und widerspruchsvoll die Namengebung der Gebirge ist und wie schwierig die Verständigung über die Ortlichkeiten.

Im Sat Dag herrschen die dunklen Eruptivgesteine samt den roten und grünen Tuffen und Schiefen der „Bunten Serie“ vor. Nur hier und dort stechen weiße Kalksteinen heraus. Weitgedehnte Rare, ausgeschliffene glaziale Trogtäler und Steilkufen, zahlreiche Hochseen, die bald in das freundliche Grün der Almböden gebettet sind, bald düstere Felswände widerspiegeln, verleihen dem Gebirge einen ganz anderen Charakter, als ihn der Dschilo Dag besitzt.

Die große Spannung, ob wir unserer Aufgabe gerecht werden würden, ist hier von uns gemichen. Wir haben unser Standlager im Gavaruk-Hochtal im Herzen der Gruppe aufgeschlagen. Wir wissen, daß hier kein Gipfelproblem unlösbar ist. Nur das Wetter, das sich ständig verschlechtert, zwingt uns zur Eile. Am Nachmittag haben wir häufig schon Sturm und Regen oder Hagel. Die Nächte sind eiskalt. Am 30. September, einem prachtvollen Herbsttag, fällt der doppelgipflige Tschia e Bendevade (3810 m), den wir über seinen großen Nordgletscher angehen und durch die etwa 300 m hohe Wand erklettern.

Wissenschaftlich bietet auch der Sat Dag sehr viel. Eindeutige Stirnmoränen lassen hier den Umfang der eiszeitlichen Vergletscherung genau festlegen. Alte Oberflächenreste in Kammhöhe beweisen uns auch hier wie im Dschilo Dag, daß das scharfzackige Gebirge aus einer plump aufgewölbten Schwelle herausgeschnitten wurde. Die Achsen dieser Schwellen verlaufen Nordnordost—Südsüdwest, quer zum Streichen der Gesteinschichten und der Ketten: es sind Quersalten in der großen Gebirgsbeugung, die sich mit Längsschwellen vergittern. Die Hochseen boten vor allem F. Ruffner ein reiches Feld für seine hydrobiologischen Sammlungen, neben denen auch einiges botanische Material gesammelt wurde.

Uns lag noch der Gallianukamm am Herzen. Darum brachen wir am 2. Oktober die Selt in Gavaruk ab und stiegen, dem Tale folgend, in nordwestlicher Richtung gegen den Oberlauf des Rudbar e Schin ab. Die englische Karte zeigt hier die Orte ganz durcheinander gewürfelt. Der Hauptort ist Dschikafir, wo wir das Tal wieder verließen, um über breite Weidehänge die Nordflanke des Gallianu zu gewinnen. Die Erstbeigung des Gallianu-Doppelgipfels (3650 m) brachte noch wertvolle wissenschaftliche und topographische Einblicke. Am 5. Oktober aber setzte Regen und Neuschnee unserer weiteren Tätigkeit im Hochgebirge ein Ende. Statt im Bogen wieder nach Sakari zurückzukehren, wie ursprünglich beabsichtigt, entschlossen wir uns, direkt nördlich nach Baschale am Oberen Sab zu marschieren, wo wir ein Auto nach Van zu finden hofften. Dies gab uns Gelegenheit, den Eintritt des Großen Sab in seine große Durchbruchschlucht und das langgestreckte, Nord—Süd verlaufende Senkungsbecken seines Oberlaufes kennenzulernen, dessen junge Schuttfüllung durch die talauf greifende Zerschneidung vollkommen zerschligt und in zahllose Riedel aufgelöst wurde. Mit jedem Tag versank der uns so vertraute Sägegrat unserer Gebirge tiefer hinter den breiten Rücken der nördlichen Ausläufer. Weiß glänzten die neubeschnittenen Glet-

scher herüber, bevor sie endgültig unseren Blicken entchwanden. Wir erinnerten uns dabei des Augenblickes vor wenig mehr als einem Monat, da sie uns, umrahmt von ihren gewaltigen Felswächtern, das erstemal vor die Augen getreten waren. Es war für uns, die wir von der langen Anreise etwas abgestumpft und ermüdet waren, ein gewaltiger, überraschender und tief erregender Anblick gewesen. Nun lag alles hinter uns. Aber wir waren noch voll des konzentrierten Erlebens dieser fünf Wochen.

Am 9. Oktober waren wir wieder in Van.

Am 11. Oktober traten wir die Rückreise über Karaköse, Erzerum nach Trabzon an.

Damit fand diese Rundfahrt ihr Ende, die wir mit soviel Liebe vorbereitet, gegen soviel Widrigkeiten durchgefeset hatten, die dann so prachtvoll glatt vonstatten gegangen war und die — vom Malaria-Anfall F. Ruttners abgesehen — nur einen wirklichen Mangel hatte, nämlich den an Zeit, infolge unseres allzu verspäteten Aufbruches.

Es sind den Meterzahlen nach bescheidene Berge, um die wir uns mühten und die unser wurden. Aber sie haben ihre Qualitäten, besonders die im Dschilo Dag. Sie haben sich nicht kampflös ergeben. Was sie uns darüber hinaus gegeben haben, kann nur ermessen, wer selbst schon einmal in unerforschtes Bergland vorgedrungen ist. Nie mehr werden diese weltentlegenen kurdischen Berge aus unserer Erinnerung verdrängt werden.

Als bergsteigerisches Ergebnis sind über 30 Erstersteigungen und damit die fast vollständige Erschließung der beiden Gruppen Dschilo Dag und Sat Dag zu verzeichnen²⁾. Wissenschaftliche Ergebnisse sind die flüchtige kartographische Aufnahme beider Gruppen (rund 800 qkm) in 1:50.000, eine geologische Übersichtskartierung, reiche morphologische, gletscherkundliche und eiszeitkundliche Beobachtungen, ferner botanische und hydrobiologische Sammelausbeute, worunter sich auch einige neue Arten befinden. In ein bisher geschlossenes Gebiet naturwissenschaftlicher Ankenntnis ist eine Lücke geschlagen worden.

²⁾ Vgl. die Aufzählung der Ersteigungen im Jahresbericht des Ab. Alpenklubs Innsbruck über das 43. bis 45. Klubjahr 1935 bis 1938, Innsbruck 1938, S. 87 bis 89.

Die Ruwenzori-Rundfahrt 1937/38 des Zweiges Stuttgart

Von Eugen Eisenmann, Stuttgart

In den Jahren seit dem großen Krieg standen im Vordergrund der bergsteigerisch interessierten Welt die heroischen Kämpfe um den ersten Achttausender, ferner die Erschließung der übrigen gewaltigen Berge in Asien und Südamerika und die zweite Erschließungsperiode des uns nahen, an der Grenze Europas liegenden Kaukasus. Und überall war der D. A. B. als größte Bergsteigervereinigung führend daran beteiligt. Es wurden aber auch die übrigen Gebirge der Erde nicht vernachlässigt.

Die afrikanischen Hochgebirge ballen sich im östlichen und äquatorialen Teil des Kontinents. Der Kilimandscharo in unserer ehemaligen Kolonie Deutsch-Ostafrika besitzt sechs Spitzen über 5000 m und eine mit 6010 m. Etwa 300 km nördlich von ihm erhebt sich der Kenia mit zwei Fünftausendern und etwa acht Bergen knapp unter 5000 m. Das dritte Gebirge, der Ruwenzori, liegt auf englisch-belgischer Kolonialgrenze. Vier von seinen Gipfeln überragen 5000 m, und ein Duzend sind nur um weniges niedriger.

Unsere Expedition bestand aus fünf Teilnehmern: Eugen Eisenmann, Robert Hildebrand, Theo Schnackig, Alfred Stumpp, Konrad von Wüest — alle fünf aus Stuttgart; die drei Erstgenannten bildeten die Bergsteigergruppe. Wir konnten uns drei Monate in Afrika aufhalten und erhielten für diese Zeit 350 englische Pfund genehmigt, die bei genauester Einteilung in Trägerlohn, Fahrgehalt und Lebensmittel gerade ausreichten. Die Gesamtkosten der Expedition beliefen sich auf RM. 12.000.—, von denen der Alpenverein RM. 3500.— übernahm, die Deutsche Forschungsgemeinschaft RM. 2000.—, der Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart, Herr Dr. Strölin, RM. 1000.— und der Zweig Stuttgart RM. 800.—. Der Rest wurde durch die Teilnehmer selbst und durch einige private Stiftungen aufgebracht. An dieser Stelle sei nochmals allen Helfern und Gönnern herzlich Dank gesagt.

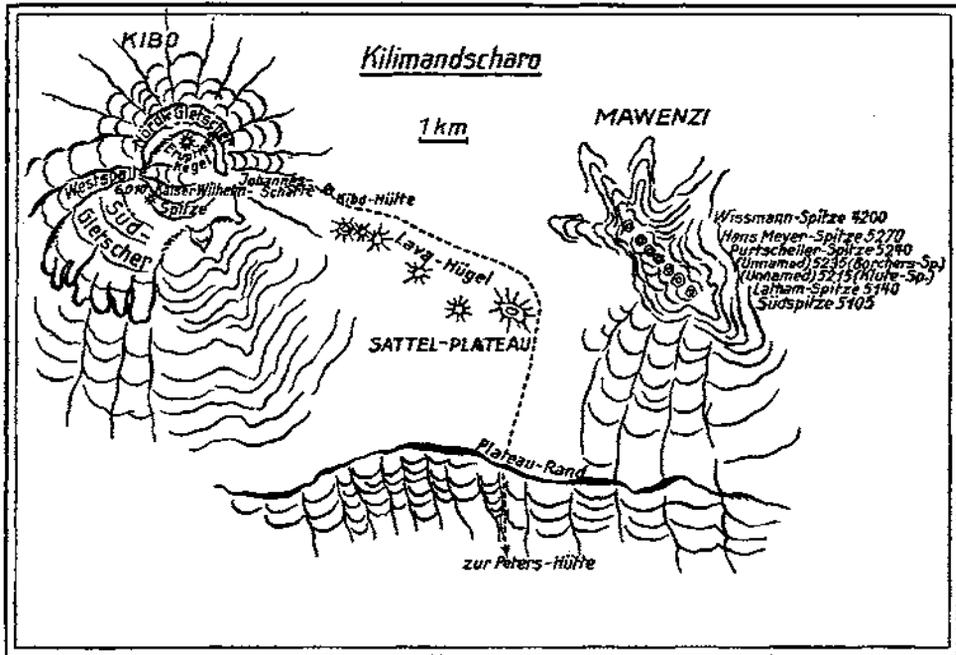
Wir hatten uns zwei Aufgaben gestellt:

1. Den Versuch von Erstbegehungen und Erstersteigungen im Kilimandscharo- und Ruwenzorigebiet.
2. Die Aufnahme einer Karte des Ruwenzorigebietes mit Hilfe der Photogrammetrie. Für sie war Vermessungsingenieur Alfred Stumpp, unterstützt durch Konrad von Wüest, verantwortlich.

Die Lösung beider Aufgaben sollte noch den Zweck haben, den Namen des Deutschen Alpenvereins, der auch in Afrika durch seine ersten Pioniertaten guten Klang hat, nicht vergessen zu lassen.

Kilimandscharo

In seinem Hauptgipfel, dem Kibo, zeigt er das noch vollständige Bild eines Kraters und in dem um 700 m niedrigeren Nebenkamme Mawenzi eine stehengebliebene Kratermauer mit sieben Gipfeln. Der Schirakamm, der dritte und älteste Aus-



bruchskegel des Kilimandscharo, ist fast abgetragen und bergsteigerisch ohne Interesse. Die Eiskappe des Kibo reicht bis auf rund 5400 m, im Südwesten aber auf 4500 m herunter und geht dann in kahlen Fels, Schlackenhalben und später in Gras und Gebüschland über. Vom Mawenzi herab fließen keine Gletscher. Die einzelnen Türme sind nur durch Scharfen getrennt, von denen jähe, teilweise mit Schnee gefüllte Schluchten ins Tal schießen. Am steilsten und wildesten sind diese Abbrüche nach Nordosten, in denen überall Schnee liegt. Die Vegetationsgrenze am Kilimandscharo ist bei 4400 m, und rings um ihn zieht sich in der Höhe von 1800 bis 3000 m ein immergrüner Waldgürtel. Die Nordseite des Gebirgsstockes zeigt eine kahle, wasserlose Ebene, die Südseite dagegen ist sehr fruchtbar und ein geschätztes Siedlungsgebiet für Weiße.

Während der Regenzeit sind in Ostafrika nur wenige Straßen befahrbar, so daß man sich mit Reisen und Bergfahrten auf die Monate zwischen den Regenzeiten beschränken muß. Am Kilimandscharo dauert die kleine Regenzeit von Mitte November bis Ende Dezember und die große von Mitte März bis Mitte Mai.

Mit einem Schiff der Deutschen Afrikanien fuhren wir in drei Wochen von Genua bis Mombasa, der britisch-ostafrikanischen Hafenstadt, und am 28. Dezember 1937 ging es mit der Eisenbahn weiter nach Moshi am Fuße des Kilimandscharo. Von dem Mountain-Club of East-Africa bekamen wir gegen Hinterlegung einer bestimmten Summe für Hüttenbenützung und Trägerlöhne die Hütten Schlüssel. Außerdem besorgte uns der Club 21 schwarze Träger und einen Obmann, der gleichzeitig das Amt eines Kibobergführers innehat.

Der Hauptteil unseres Gepäcks war schon zum Ruwenzori unterwegs, den Rest verstaute wir auf einem Lastwagen und fuhren dann nach Marangu, das etwas höher am Berg liegt. Hier trafen wir vorschriftsmäßig unsere Träger, Angehörige der Wadschaggas. Sie sind ein ackerbautreibendes Volk, das zum Christentum über-

getreten ist. Ihre Bananenpflanzungen und die Kanäle, in denen sie das klare Bergwasser herleiten, zeugen von ihrem Fleiß und ihrem Geschick. Das Gegenteil von ihnen sind die Massais, die mit ihren Rinderherden draußen auf der Steppe leben. Diese sind keine reine Negerrasse, sondern haben hamitischen Einschlag und einen sehr stolzen, kriegerischen Charakter. Beim Kolonisieren machten sie den Deutschen viele Schwierigkeiten.

Von Marangu ging unsere Safari in zwei Tagemärschen über die Bismarckhütte zur Petershütte, die kurz unter dem Ribofattel liegt und uns mit ihrem Namen an unseren großen deutschen Kolonialpionier Karl Peters erinnert, der einst für Deutschland die ostafrikanische Kolonie erwarb. Hier entließen wir die Mehrzahl der Träger und behielten nur acht, einschließlich dem Obmann, bei uns. Dann zogen wir in zwei Mannschaften los. Hildebrand, Stumpff und von Wüest wollten den Ribogipfel auf dem Normalweg bezwingen, was auch gelang. Nur von Wüest wurde oben am Kraterrand bergkrank und mußte auf den Gipfel verzichten. Schnackig und ich machten einen Vorstoß zur jungfräulichen Ribo-Südwand.

Mit drei Trägern wanderten wir zur Südwand, erreichten aber deren Fuß am ersten Tage nicht. Zeltbivak in 4550 m Höhe. Am zweiten Tage kam Nebel und Kälte. Die Träger, als Kinder eines sonnigen Landes, warfen sich auf den Boden, rafften ihre Decken über dem Kopf zusammen und waren nicht zum Weitergehen zu bewegen. Sie fürchteten die feuchte Kälte und noch mehr den Nebel und die — Geister. Schnackig und ich mußten notgedrungen allein weiter, im Rucksack die allerwichtigste Ausrüstung. Die Südwände mit ihren Steilgletschern waren nicht sichtbar, aber unentwegt querten wir an ihrem Fuß entlang. Aber Moränen und Schneefelder führte unser Weg. Es schneite. Bei einbrechender Nacht krochen wir in 4750 m Höhe in den Zbarschjock. Wir erlebten unsere schlimmste Bivaknacht, und anderntags zwangen uns die Verhältnisse, den Rückzug anzutreten, ohne die Südwand des Ribo genau gesehen zu haben.

Am 8. Januar 1938 verließen wir morgens gemeinsam die Petershütte. Unser Ziel war der Mawenzi. Die Träger mit unseren Rucksäcken gingen bis zum Einstieg mit. Dort machten sie es sich bequem, um auf unsere Rückkehr zu warten. Hildebrand bildete mit mir eine Zweierpartie, Schnackig war bei den Vermessungsleuten. Da sich die Beschreibungen des Anstieges und die Kartenskizze, die wir besaßen, widersprachen, suchten wir selbst den besten Weg und fanden den von Klute und Dehler. Wir kletterten den Nordwestgrat aufwärts bis zum ersten senkrecht aufstrebenden Turm, der sich auf einem abschüssigen, schneebedeckten Band rechts umgehen ließ. Dann stiegen wir ohne Steigeisen in der großen Firnsschlucht hinter dem Turm hoch. Dem unteren Schluchtabbruch wichen wir links, dem oberen rechts aus. Wenige Meter südlich der Scharte ist der Gipfel, die Hans Meyer-Spitze (5270 m). Während unsere drei Kameraden gleich umkehrten, begannen Hildebrand und ich trotz des sehr starken Nebels, der jegliche Sicht verhinderte, mit der Überschreitung.

Halbwegs zwischen Hans Meyer- und Purtscheller-Spitze überraschte uns die Nacht. Am zweiten Tag kletterten wir, wieder in dichtem Nebel, über eine schwere Wandstelle zu einem Schneefeld und zu einer Schneescharte und dann links zum Gipfel der Purtscheller Spitze (5240 m). Hier, wie auch auf den nächsten zwei Spitzen, fanden wir keine Spur von Menschen. Ohne große Schwierigkeit dem Grat folgend, kamen wir zur „Annamed 1“, dem dritthöchsten Gipfel des Mawenzi, der nach unserer Messung 5235 m Höhe hat. Im Abstieg hielten wir leicht links, feilten uns zweimal kurze Strecken ab und querten dann, rechts vom Grat, einen Felssturm (Große Schwarte) umgehend. Der Einstieg zur „Annamed 2“ war wieder schwierig, weiter oben wurde der Fels gut gestuft. Dieser Gipfel ist im Gegensatz zu den vorherigen geräumig und langgezogen. Wir lasen eine Höhe von 5215 m ab. Kurz nach dem Gipfel, in 5160 m Höhe, wurde unser zweites Bivak hergerichtet. Tags darauf stiegen wir auf ein Schuttfeld ab und überschritten noch die Lathamspitze (5140 m).



Ribo, von Süden gesehen

Unseren zweiten Vorstoß zum Ribo machten Schnackig und ich am 12. Januar 1938. Stumpp begleitete uns dabei, um die Träger zurückzuführen. Hildebrand und von Wüest überschritten am selben Tag den sechsten Matwenzigipfel. Die beiden gingen vom großen Schneefeld der Südscharte aus und stießen auf beträchtliche Schwierigkeiten. Zur Überschreitung brauchten sie $5\frac{1}{2}$ Stunden, wobei sie den Südwestgrat zum Abstieg wählten.

Schnackig, Stumpp und ich konnten noch am Abend des ersten Tages unser Zeltlager am Fuße der Ribo-Südabstürze aufschlagen. Wieder war Nebel in der Wand, der uns nur Teilabschnitte von ihr sehen ließ. Nach einer langen Nacht stolperten wir zu der am tiefsten herabreichenden Firnzunge empor. (Das wäre nach der Karte von Meyer der Deckengletscher. Die neueste Karte von Reusch zergliedert die vier Südgletscher nicht mehr.) Wandeinstieg in 4640 m Höhe.

Der ganze Südweg ist östlich durch eine Felsrippe, die fast bis zum Krater hinaufzieht, und westlich durch einen Eisabbruch begrenzt. Den Lawinenfegel und den Bergschlund hatten wir rasch hinter uns. Darüber wurde die Wand steiler, aber mit Steigeisen noch gut begehbar. Am ersten Eisüberhang schlichen wir links vorbei. Ganz kurze Felspartien konnten bewältigt werden, ohne die Steigeisen ausziehen zu müssen, dann ging es über ein blankes Eisfeld, so daß ich Stufen schlagen mußte. Dem zweiten großen Eiswulst wichen wir rechts aus und folgten einer Felsrippe zum dritten. Dieser ist in 550 m Höhe der Wand. Seither hatte die Eisflanke eine Neigung von etwa 50 bis 55°, sie wurde aber auf kürzere Stücke bis 65° steil. Vom dritten Eisbruch wandten wir uns rechts aufwärts, den Begrenzungsfelsen zu, die wir als Bivakplatz herrichteten (5200 m).

Der zweite Tag in der Wand brachte noch 200 m in gefährlichem Gelände. Wir folgten dem Firngrat, der über den Felsen ansetzt, stiegen durch einen Eisbruch und erreichten sanftere Hänge mit 40°, 30°, 20° und schließlich den Kraterrand. Die gesamte Wandhöhe beträgt 1370 m, von denen die unteren 800 m sehr steil sind, während der obere Teil sich zurücklegt und außerdem bei uns guten Firn zeigte. Am gleichen Tag gingen wir noch zum kleinen Ribohüttlein und am darauffolgenden zur Petershütte, wo die Kameraden bereits auf uns warteten, um ins Tal abzumarschieren.

Leider bestehen noch über die Namen mancher Berge und deren Erstbegeber Irrtümer und Verwechslungen, die sich sogar in das Jahrbuch *The Ice-Cap des Mountain Club of East Africa* einschleichen konnten.

Unser Vergang durch die Ribo-Südwand ist wohl ohne Zweifel eine Erstlingsfahrt, ebenso die Längsüberschreitung des Mawenzi. Die Frage, welche der Mawenzigipfel wir erstmalig betreten haben, vor allem, ob es die beiden „Unnamed“ sind, bedarf einer vorausgehenden Klärung und Berichtigung.

Den höchsten Mawenzigipfel taufte die Erstersteiger Klute und Ohler: Hans Meyer-Spize. Meyer und Purtscheller bestiegen den vierthöchsten Gipfel, der Purtschellerspize genannt wurde. Im Gegensatz hierzu heißt auf der Karte des Berg-Clubs die zweithöchste Erhebung des Mawenzi Purtschellerspize, während der dritthöchste Turm und der von Meyer und Purtscheller erstiegene als „namenlos“ bezeichnet wurden. Demnach wären also, wenn man sich an die Karte des Clubs anlehnt, die Erstersteiger der zweithöchsten Erhebung (heute Purtschellerspize genannt) und der ihr nächstgelegenen „Unnamed“ festzustellen. Dies sind die beiden steilen Regal, die von den anderen Spizen etwas isoliert stehen. Wie ich schon berichtete, fanden wir auf den in Frage kommenden Gipfeln keine Steinmänner oder sonstige Zeichen. Da sich in der einschlägigen Literatur nichts feststellen ließ und der Berg-Club mir bis heute noch keine Erstersteiger nennen konnte, sind es wohl wir.

Man wollte schon früher die beiden „Unnamed“ mit Eingeborennamen belegen oder sie *Twin Peaks* (Zwillingsgipfel) nennen. Davon wurde wieder Abstand genommen, wohl aus der Erwägung heraus, daß man die Taufe der Gipfel am besten nach ihrer Besteigung vornehme. Die beiden Türme *Twin Peaks* zu nennen, ist schon deshalb unmöglich, weil einer eine steile Pyramide ist und der andere einen geräumigen flachen Gipfel hat. Wie Zwillinge dagegen sehen die Purtschellerspize und die „Unnamed 5235“ aus. Ebenso wenig sind Eingeborennamen am Plat, da die anderen Berge nach deutschen oder englischen Forschern und Bergsteigern benannt sind.

Um noch mehr Verwechslungen zu vermeiden, sollte dem zweithöchsten Gipfel der Name Purtschellerspize unbedingt belassen werden. Klute und Ohler haben den Geographen Hans Meyer geehrt, deshalb ist es wohl in Ordnung, wenn jetzt, so viele Jahre später, auch die Tat der Erstersteigung der Hans Meyer-Spize geehrt wird durch Benennung der früheren Purtschellerspize („Unnamed 5215“) mit Klutespize.

Gleichzeitig will ich den Mann ehren, dem wir zu einem Großteil die Durchführung der Ruwenzori-Expedition und damit die obenstehende Klarlegung über den Mawenzi verdanken, indem ich die „Unnamed 5235“ Borchersspize taufe.

Es wäre ferner zu begrüßen, wenn die Schlucht, die Klute und Ohler bei ihrem Mawenzi-Anstieg benützten und die ich Ohlerschlucht nennen hörte, im alpinen und geographischen Schrifttum endgültig als „Ohlerschlucht“ (oder Ohlerweg) eingehen würde. Dieser Anstiegsweg, der wohl für immer als „natürlich gegeben“ und „markant“ angesehen werden wird, verdient einen eigenen Namen. Um ein einheitliches Bild in der Gipfelbenennung zu haben, müßte dann noch die Südspize als Londs-spize bezeichnet werden.

Ruwenzori

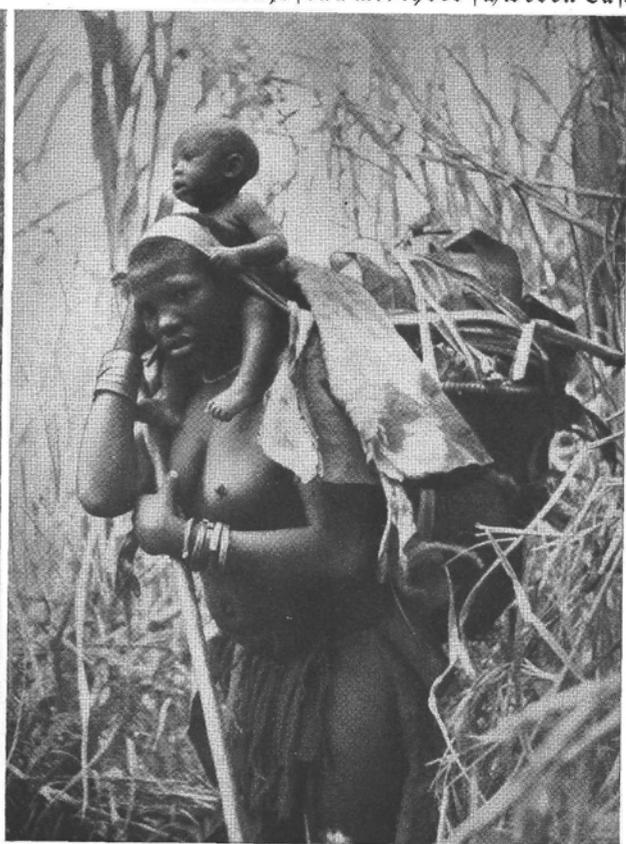
In Äquatorialafrika, etwa 30° östlicher Länge von Greenwich, zieht sich in nord-südlicher Richtung der sogenannte mittelafrikanische „Graben“ hin. Dieser „Graben“ wurde durch einen Scholleneinbruch zwischen zwei Rissen in der Erdrinde gebildet und beherbergt eine Anzahl von Seen, deren nördlichster der Albertsee und deren südlichster der Tanganjikasee ist. Wie schon die verschiedene Höhenlage der fünf Seen beweist, hat der „Graben“ keine gleichmäßig tiefe Sohle. An einer Stelle wurden die geborstenen Trümmer sogar bis zu einer Höhe von über 5000 m emporgetürmt. Dieses Schollengebirge, $\frac{1}{2}$ ° nördlicher Breite zwischen Albert- und Eduardsee, besteht im Gegensatz zu den erloschenen Vulkanen Ostafrikas nicht aus Eruptivgestein, sondern



Ruwenzoriträger mit Last

Trägertypen (Ruwenzori)

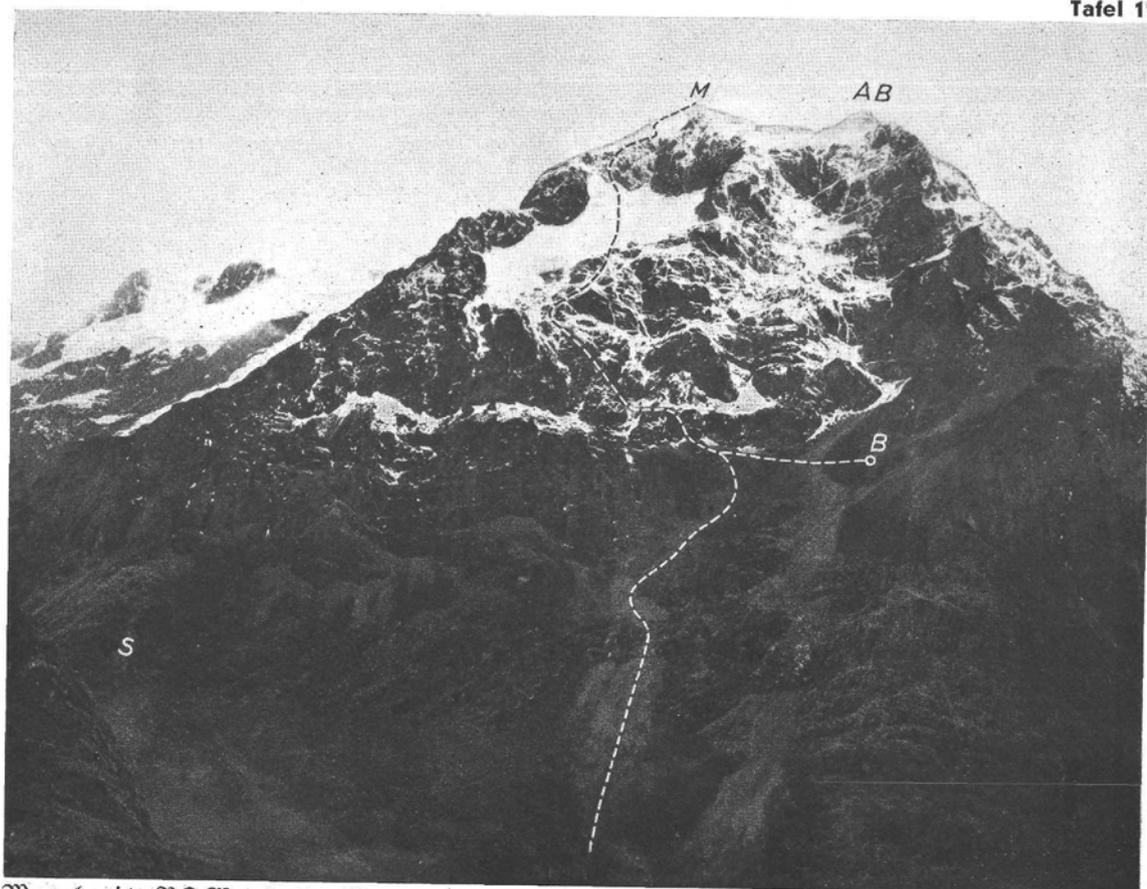
Wakonjofrau mit ihrer schweren Last



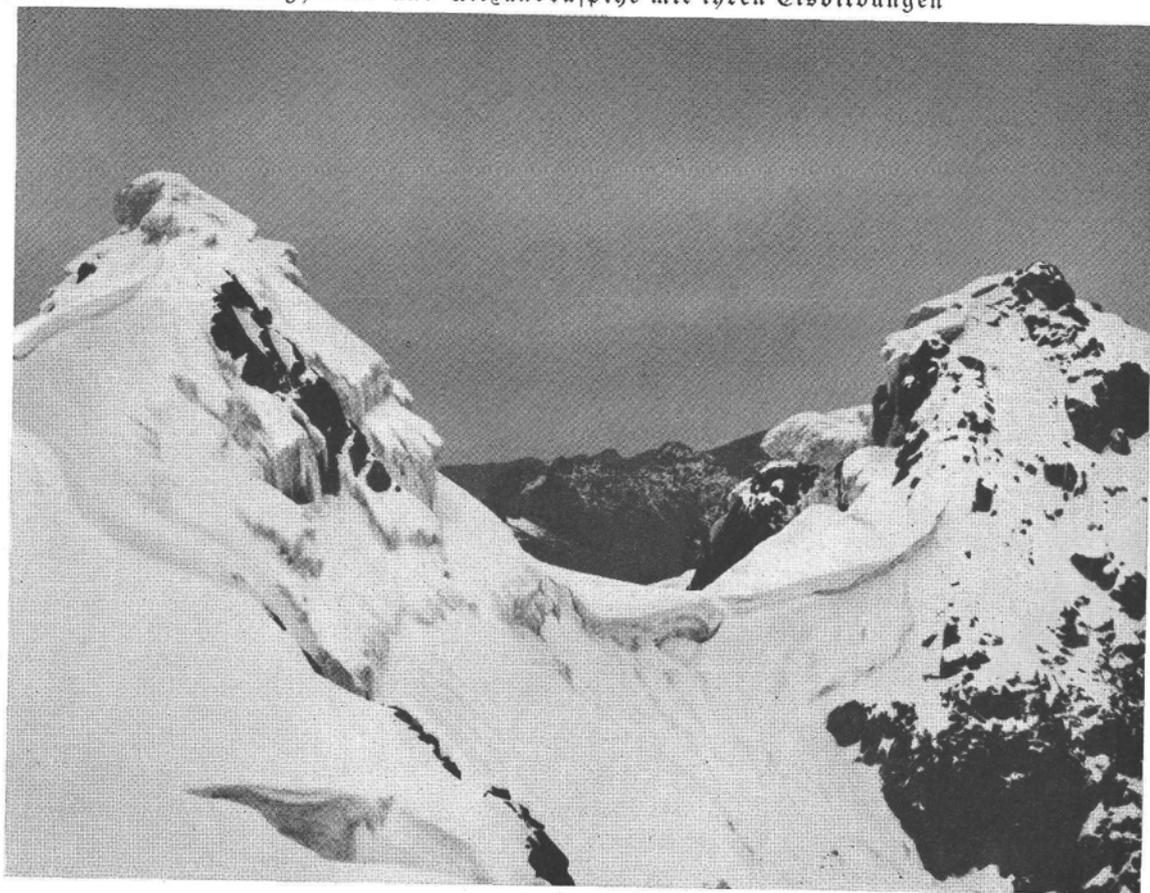


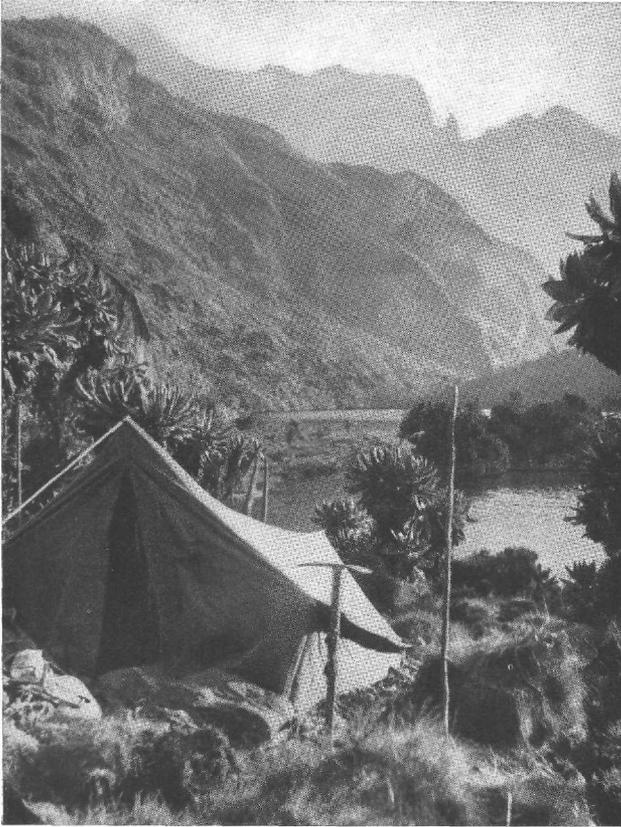
Die Nordabstürze der Vätergruppe mit Bujuhusee. S = Semperspize, B = Biwak
Blick von der Klutespize zur Hans Meyer-Spize. Im Vordergrund Vorchersspize



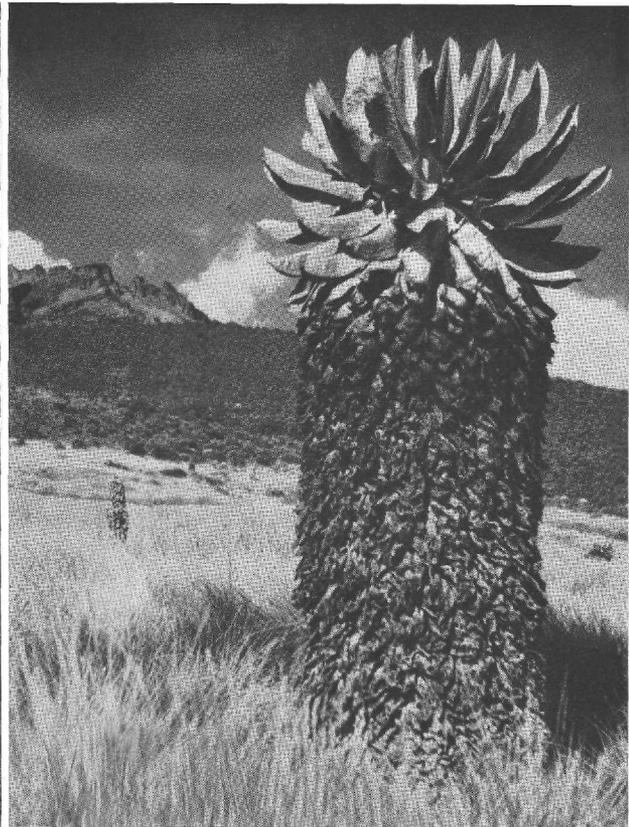


Margherita-NO-Wand. M = Margheritaspitze, A = Albertspitze, B = Biwak, S = Stuhlmannpaß
Margherita- und Alexandraspize mit ihren Eisbildungen





Kleiner See am Ruwenzori
Das Hauptlager am Bujuhufsee (3800 m)



Senecie unterhalb des Mawenzis
Lichtbilder Eugen Eisenmann



aus kristallinem Urgestein und wird Ruwenzori genannt. (Schon Ptolemäus schreibt von ihm als dem „Mondgebirge“, dessen Gletscher den Nil speisen.)

Das Ruwenzorigebirge selbst unterteilt sich wieder in sechs verschiedene Berggruppen (Stanley, Speke, Baker, Emin, Gessi und Ludwig von Savoyen), deren vergletscherte Gipfelregionen auf eine Fläche von über 70 qkm entfallen. Zu den Fels- und Eisgebieten des Ruwenzori versperrt genau wie am Kilimandscharo ein dichter, regennasser Urwaldgürtel den Zutritt. Vom Bujufusee im Mittelpunkt der sechs Berggruppen fließt nach Osten der Bujufufluß ab, dessen Tal den natürlichen Zugang zum Gebirge darstellt. Interessant ist, daß dieses größte Gebirge Afrikas keine Hauptwasserscheide darstellt, sondern daß alle seine Wasser, durch die Lage im „Graben“ bedingt, zum Nil fließen. Die Schnee- und Eisgrenze liegt bei 4400 bis 4500 m, und bis in diese Höhe reicht auch eine dürftige Vegetation. Ähnlich wie am Ribo zeigen sich die Gletscher als Eiskappen, die in einzelnen Armen abfließen, aber nicht wie in den Alpen aus großen Sammelbecken kommen. Nach Neuschneesfällen poltern überall Schnee- und Eislawinen herab, die Eistürme in den Hängegletschern brechen zusammen, und nur die riesigen, eiszapfengeschmückten Wächten halten.

Durch die freistehende Lage des Ruwenzori zwischen den sumpfigen Ugandaebenen einerseits und den feuchten Urwäldern des Kongobeckens andererseits trägt das Gebirge fast stets eine Nebelkappe. Es gibt keine Trocken- und Regenzeit, sondern die Regen fallen unregelmäßig und fast täglich. Die bisherigen Erfahrungen lassen jedoch den Schluß zu, daß sie in den Monaten Januar-Februar und Juni-Juli etwas geringer sind.

Bei Bugoye etwa ist die Grenze zwischen den Bergbewohnern und den Flachländern. Die Gebirgler, Watoro und Wakonjo, führen ein primitives Dasein in ihren einfachen Hütten. Sie haben ein halbes Duzend Hühner, vielleicht sogar ein Schaf; dazu einige Quadratmeter bebauten Bodens mit Kartoffeln und Hirse. Aus diesen Stämmen stellten sich unsere Träger, die sich nach einigen anfänglichen Gauerereien als anständig und ehrlich erwiesen.

Die Bewohner des flachen Landes sind meist vermögend und haben kleine Plantagen mit Kaffee oder Baumwolle. Der größte Teil des Bodens gehört den Eingeborenen, und für Weiße ist nur sehr wenig Land zu Siedlungszwecken freigegeben. Durch diese Kolonialpolitik erhält sich England eine große Käuferschicht für seine Industriegüter. Uganda hat noch einen schwarzen König, dem jedoch Engländer beratend zur Seite stehen.

*

Unsere Weiterreise ging mit der Eisenbahn über Nairobi, wo wir die Vertreter von Reich und Partei besuchten, nach Kampala, der Hauptstadt Ugandas. Dort ergänzten wir unsere Lebensmittel und fuhren mit einem großen Lastwagen weiter, über Fort Portal hinaus, noch rund 570 km. Im letzten Negerdorf, Bugoye, zeigten wir dem Häuptling unseren Empfehlungsbrief der englischen Kolonialbehörde und stellten die Safari zusammen. Das in der Eingeborenen-sprache abgefaßte Schreiben wirkte Wunder. In wenigen Tagen hatten wir Proviant und Träger. Aus den entferntesten Winkeln kamen auf den Ruf des Häuptlings die Neger, meist halbnackt, den Speer oder einen Bergstock in der Faust, um bei uns Dienst zu nehmen.

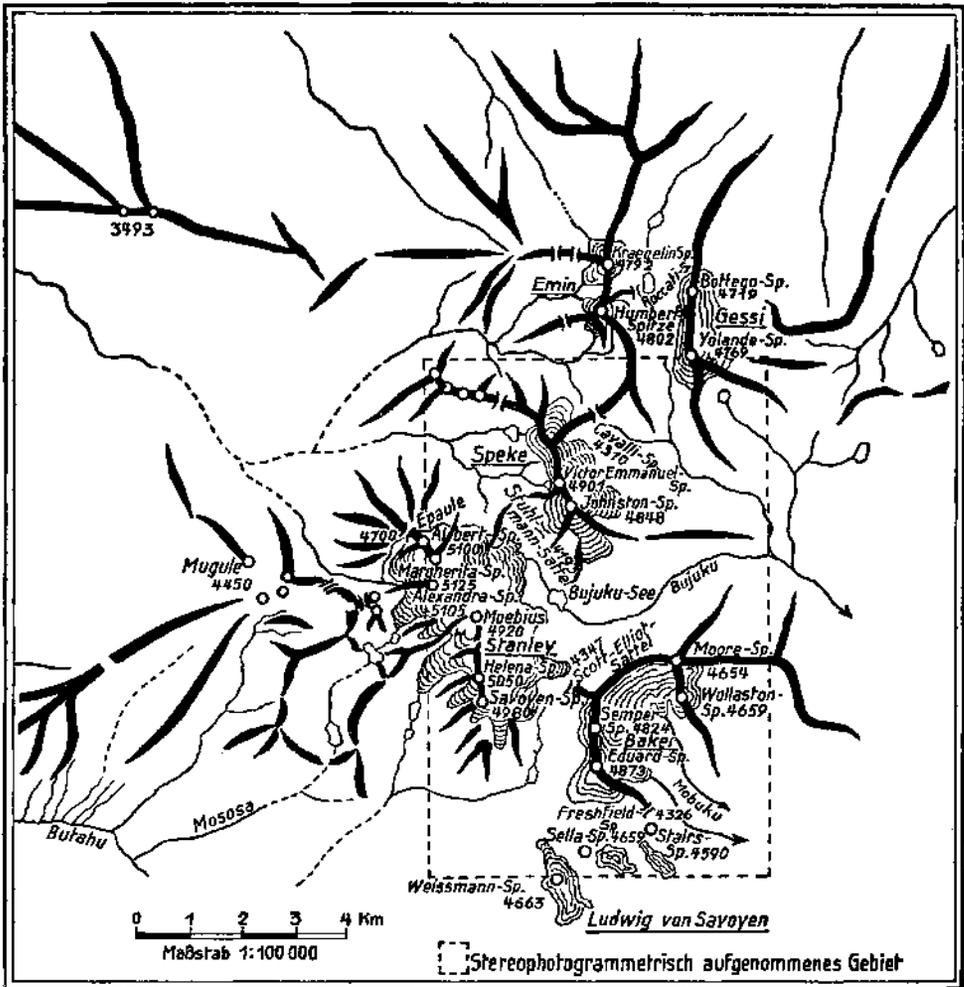
Mit 46 ausgesuchten Trägern begannen wir am 1. Februar 1938 den Aufstieg zum Gebirge. Am Abend des ersten und des zweiten Marschtages gab es mit den Trägern Streitereien. Sie wollten mehr Decken und warme Kleidungsstücke von uns haben. Der Hauptheher war der Trägerobmann, den ich am dritten Tage davonjagte, worauf einigermaßen Ruhe eintrat. Sechs Tage zogen wir durch Urwald und Sümpfe, einmal auf ausgetretenen Elefantenwechsellern, dann wieder über schmale Bergkämme oder an reißenden Bächen entlang. In 3800 m Höhe, oben am Bujufusee, schlugen wir schließlich unser Hauptlager auf. Ein großer Teil unserer Lasten lag noch

unten in Bugoye, weshalb Hildebrand mit 36 Trägern sofort umdrehte, um das restliche Gepäck zu holen.

Im Hauptlager richteten wir uns notdürftig ein. Die Umgebung war sumpfig und dicht mit Riedgras und Senecien bestanden. Überall hingen Moospolster, die vor Nässe triefen. Regen fiel fast ohne Unterbrechung. Wir konnten also unseren Platz nicht „Märchenwiese“ taufen, trotz der landschaftlich sehr schönen Lage.

Unsere Hauptaufgabe im Ruwenzori war die Aufnahme einer guten Karte. Wir gaben aus diesem Grund den beiden Vermessungsleuten die besten Träger. Außerdem übernahmen wir Bergsteiger die gesamte Lagerorganisation, den Lebensmittelnachschub und erledigten sämtliche Trägerangelegenheiten. Die bergsteigerischen Ziele waren: Besteigung der Margheritaspitze von Nordosten und Erschließung eines Vateranstieges vom Bujukutal aus.

Stumpff und von Büst waren schon eifrig beim Vermessen und machten ein- bis zweitägige Fahrten zu ihrer Orientierung, wobei sie die ersten Standlinien anlegten, als Schnachig und ich am 9. Februar 1938 zur Margheritaspitze der Stanleygruppe starteten. Wir wanderten erst zwischen hohen Sumpfsgrasbüscheln, später durch



Ruwenzori



Mawenzi, von Westen gesehen

1 Hans Meyer-Spize, 2 Purtschellerspize, 3 Dorcherspize, 4 Klutespize, 5 Lachampspize, 6 Südspize

dichtes Senecien- und Lobeliengehölz hinauf zum Stuhlmannsattel. Hinter demselben fanden wir in 4160 m Höhe einen trockenen Lagerplatz, von dem aus wir die Nordostwand beobachten konnten: Der höchste Gipfel der Stanleygruppe und des gesamten Ruwenzorigebirges ist die Margheritaspize mit ihren 5119 m. Etwas rechts von ihr, durch einen schön geschwungenen Wächtengrat getrennt, liegt die Albertspize, die nur um wenige Meter niedriger ist. Beide Berge brechen mit einer 1000 m hohen, gemeinsamen Flanke, der Nordostwand, ins Tal ab. In einem breiten Geröllband im unteren Teil der Wand führt ein Grasshang. Darüber baut sich das steile und felsige Mittelstück auf, gekrönt von einem Hängegletscher, über dem als ebenmäßiges Dreieck die Gipfelpyramide sichtbar ist.

Am zweiten Tag stiegen wir mit den Trägern in die Wand ein. Die vordersten zwei mußten ohne Unterbrechung das Saumesser benutzen, um durch dichtes Gehölz und Helichrysumgestrüpp einen Durchlaß zum Grassfeld herzustellen. Wir konnten an diesem Tag unser Lager bis zum großen Geröllband (4470 m) vortreiben, wo die letzten kärglichen Ausläufer der Vegetation mit dem ersten Schnee zusammenstoßen. Bald prasselte ein lustiges Feuer, für das die Träger trockenes Holz heraufgeschleppt hatten. Aber uns waren ungangbare Felsen. Wir liebäugelten deshalb mit der großen Schlucht rechts von uns. Eine kurze Untersuchung zeigte jedoch die Unbegehrbarkeit ihres oberen Seiles. So beschloßen wir, die Wand weiter links allein anzugehen und die Träger am anderen Morgen heimzuschicken.

Die Träger schliefen noch, als wir uns in langem Quergang nach links wandten, um in die Falllinie des in die Wand eingelagerten Hängegletschers zu kommen. Ich folgte einem Ramin, der vollständig vereist war. Diese Seillänge kostete uns fast eine Stunde. Jeder Griff und Tritt mußte erst von seiner Glasur befreit werden, bevor ich ihn benutzen konnte. Einmal brach mir ein trügerischer Block aus, der den unten sichernden Theo fast erschlagen hätte.

Überall tauchten Nebelschwaden auf, was uns nicht wunderte, waren wir doch in

einer der regenreichsten Gegenden der Welt. Mit gleichmäßigen Schritten querten wir vom Fels in den Firn und stiegen Seillänge um Seillänge hoch. Wir gingen meistens gleichzeitig und sicherten nur bei vereisten Stellen oder beim Übergang auf die kleinen Felsrippen, die den Schnee zerteilten. Da machte uns das Wetter einen Strich durch die Rechnung. Der Nebel wurde manchmal so dicht, daß der Weiterweg nicht zu sehen war. Wir mußten warten. Besonders schlimm war dies oben auf dem Hängegletscher in etwa 4760 m Höhe. Wenn der Wind dann plötzlich die Nebelschwaden aufriß, mußte schnellstens der Weg skizziert und photographiert werden.

Über vereiste und verschneite Felsen kletterten wir aufwärts zum Grat, aber überall hingen riesige, eiszapfengefüßte Wächten, die nicht zu überwinden waren. Wir schlüpfen unter den Wächten entlang, bis uns der Durchschluß zum Grat gelang (5040 m). Auf der anderen Seite ragten genau die gleichen Wächten hinaus. Peinlich genau hielten wir auf dem Grat die Mitte und erreichten am Spätnachmittag den Gipfel. Wir hatten aber keine Zeit, zu feiern, sondern gingen gleich weiter hinüber zur Albertspitze. Hier mußten wir auf dem Gipfel übernachten. Wir krochen in unser kleines Rucksackzelt, das gerade zwei Männern Platz gewährt, und kochten noch eine Suppe.

Nach einer schlecht verbrachten Gewitternacht führte unser Weg zurück zur Margheritaspitze, die wir zum zweitenmal betraten. Von der Alexandraspitze trennte uns ein tiefer Sattel. Wir waren gezwungen, eine Reihe von Stufen in 60 bis 65° steiles Eis zu schlagen und schließlich sogar das letzte Stück abzuseilen, ehe wir den vereisten Sattel betreten konnten. Zur Alexandraspitze gab es keine technischen Schwierigkeiten, dafür aber um so tieferen, faulen Schnee. Mit Hilfe von Kompaß und einer guten Portion Glück peilten wir uns in dickstem Nebel über einen Firnrücken und durch mehrere Gletscherbrüche hindurch abwärts zum Scott-Elliott-Sattel. Die übliche Kauferei mit Gestrüpp und Unterholz hielt uns noch einige Stunden auf, wir konnten aber an diesem Tag unser Hauptlager noch erreichen.

Tagelang war nun schlechtes Wetter. Hildebrand kam inzwischen mit den restlichen Lasten vom Tal herauf, und wir entließen die Träger bis auf vierzehn, um an Proviant und Trägerlohn zu sparen. Das feuchte Hauptlager wurde verlegt, nachdem wir einen geschützteren Platz entdeckt hatten. An Bergfahrten war nicht zu denken.

Stumpff versuchte jedoch mit eiserner Ausdauer immer wieder, eine photogrammetrische Aufnahme zu erhaschen. Zum Anlegen des trigonometrischen Netzes mußten mühselig Wege mit Beil und Messer für ihn ausgehauen werden. Oft saßen die Vermesser tagelang in halber Höhe der steilen Trogtäler, die von ehemaligen Gletschern geformt worden waren, und warteten neben ihrem Zelt auf den Augenblick, in dem die gegenüberliegende Bergwand frei wurde. Die meisten Aufnahmen gelangen in den frühen Morgenstunden oder am späten Abend. Ihre Ausdauer wurde aber belohnt. Stumpff konnte 75 v. H. der mit Eis und Schnee bedeckten Gipfelzone des Kuwenzori aufnehmen. Erst am 18. Februar wurde das Wetter etwas besser. Der Aufbruch zum Baker konnte beginnen. Wir überschritten gemeinsam mit den Trägern den Scott-Elliott-Sattel nach Süden, mußten aber kurz nach demselben bivakieren. Der folgende Tag sah Schnackig, Hildebrand und mich zurück zum Sattel steigen; die Vermessungsleute zogen zur Savoyengruppe.

Am 14 Uhr waren wir in 4300 m Höhe. Vor uns bäumte sich die Wand hoch, aalglatt, abschreckend steil und mit Neuschnee bedeckt. Wir wollten hier bivakieren und ließen die Selte aufstellen. Nachts schneite es. In kurzen Böen jagte der Sturm über den Sattel und trieb lange Schneefahnen über die Abgründe hinaus. Gegen Morgen ließ das Heulen des Sturmes nach, hörte ganz auf, und dichter Nebel umhüllte uns.

Theo wanderte mit den Trägern zurück, den anderen nach; wir stiegen gegen 9 Uhr in die Wand ein. Langsam kamen wir höher; die schweren Rucksäcke drückten. Um 11 Uhr waren wir in 4500 m Höhe. Wir standen auf einem schmalen Firngrat, der sich in der Wand verlor. Links stäubten Neuschneelawinen durch eine Schlucht hinunter ins Bujukutal, und vor uns drohte ein senkrechter Plattenturm.

Das Spiel der Winde jahraus, jahrein hatte dem Turm eine glatte, weiße Halsbinde aus Schnee angemauert. Lustig hing das zerbrechliche Gebilde über der Schlucht, und vorsichtig kratzen wir Kerbe um Kerbe in den hartgeblasenen Schnee und schwindelten uns immer weiter hinaus. Endlich erreichten wir sicheres Gelände auf dem Kopf des Turmes. Eine Seillänge ging es verführerisch leicht, dann aber schien unserer Kunst ein Ende gesetzt zu sein. Der Fels bäumte sich lotrecht aufwärts. Rasse Nebelwesen umzogen ihn. Verzweifelt hing Hildebrand an einem vorragenden Block, die Fäuste in einen schmalen Riß geklemmt. Es waren für mich Sekunden der Angst, aber er schaffte es. Immer neue Schwierigkeiten tauchten auf, und ein etwa 8 m hoher Kamin verlangte das Äußerste von uns.

Es schneite. Auf dem Grat wurde das Schneegestöber so stark, daß wir sofort eine Schneehöhle graben mußten. Es schneite die ganze Nacht hindurch, als wir uns aber morgens, halb erfroren, aus dem Schnee wühlten, lachte die Sonne über den Bergen. Trotzdem war es grimmig kalt, und frierend hockten wir um unseren Kocher, wärmten die Hände und schlürften lauwarmen Tee.

Spät brachen wir auf, um die Semperspitze des Bakers vollends zu besteigen. Aber den Grat führte unsere Spur der Semperspitze entgegen, und nach einer Kletterei, die uns unendlich schwer fiel, standen wir auf dem Gipfel. Von hier zieht der herrliche Grat hinüber zur Eduardspitze. Aber immer wieder machten wir Raß. Ich war krank, hatte Halsschmerzen und Schluckbeschwerden, außerdem fror es mich am ganzen Körper. All unsere Energie mußten wir einsetzen, um auf die Eduardspitze zu kommen. Hier warfen wir uns nieder und blieben lange. Schließlich mußten wir uns notgedrungen an den Abstieg machen.

Endlos dünkte uns der Weg, der erst über Gletscher und später über glattgeschliffene Platten führte. Unentwegt spähten wir hinab, um irgendwo die Rauchfahne eines Lagerfeuers zu entdecken. Wir wurden schon mutlos, da sahen wir plötzlich Zelte und Menschen, und laut hallte unser Ruf hinab: „Wir kommen!“

Unsere Kameraden wollten einige Zeit in der Gegend vermessen und die Savoyengruppe besteigen. Hildebrand und ich kehrten zum Hauptlager zurück und nahmen eine Anzahl Träger mit, die frische Lebensmittel zur Vermessungsgruppe bringen mußten. Nach mehreren Tagen, es war der 27. Februar, waren wieder alle im Hauptlager versammelt.

Das Wetter schien gut zu werden, und einen Tag später griffen wir den Speke an, um ihn zu besteigen und zu photogrammetrieren. In seiner Westflanke überraschte uns ein Wettersturz. Schnee und Hagel fiel. Ich mußte schweren Herzens den Rückzug anordnen.

Der Neuschnee lag bis hinab in unser Hauptlager. Wir waren alle kampfmüde, teilweise krank, und unseren Trägern ging es noch schlimmer. Von Tag zu Tag wurde das Wetter schlechter. Wir versanken fast in Schnee und Sumpf. Trotzdem versuchten Schnackig, Hildebrand und von Wüest am 9. März einen letzten Ansturm auf den Speke. Vor allem von Wüest wollte unbedingt noch einen Gipfel machen, da er mit Stumpff nur in der Savoyengruppe die Stairspitze bestiegen hatte. — Sie wurden oben in den Gletscherbrüchen durch Nebel und Sturm zurückgeschlagen.

Der Abstieg ins Tal wurde allmählich unvermeidlich. Wir räumten das Hauptlager. Die Träger bekamen riesige Lasten zugeteilt, und auch wir selbst mußten fest zapacken. Wandend begannen wir den Talmarsch. Aber es ging nicht lange, dann ließen wir einen Teil der Ausrüstung zurück. Durch reißende Bäche und grundlose Sümpfe kämpften wir uns talwärts zu Menschen und zur wärmenden Sonne.

In Bugoye wurde von uns die Heimreise vorbereitet, während unsere Träger die zurückgelassenen Lasten holten. Mit den Schwarzen der Umgebung wurde zum Schluß ein Fest gefeiert, dann kam unser Lastwagen, die Abschiedsstunde von unseren treuen Trägern schlug. Noch ein kurzer Besuch am Kilimandscharo, dann bestiegen wir Anfang April das Schiff, das uns wieder nach Deutschland brachte.

Bergfahrten und Forschungen im Ala Dag (Südostanatolien)

Deutsche Taurus-Bergfahrt 1938 des Zweiges Klagenfurt

Die Rundfahrt und ihre Ergebnisse

Eine lange Zeit der Vorbereitung lag hinter der Gruppe von sieben Mann, die frühmorgens am 8. August Klagenfurt verließ und voller Erwartung einem Gebiet entgegenfuhr, das bis dahin als fast unbekannt gelten konnte. Noch weit hinter der türkischen Hauptstadt Ankara, aber unfern der Region der kilikischen Pässe — nur 50 km Luftlinie von dieser alten und nunmehr auch von der Bagdadbahn durchzogenen Verkehrszone — liegt der Ala Dag. Nur zweimal indes waren Europäer in dieses Gebirge vorgedrungen, wenn man von randlichen Streifungen absieht. Zum erstenmal war 1901 der Wiener Geologe Franz X. Schaffer im Zuge seiner geologischen Erforschung Kilikiens auch in den Ala Dag gekommen, in dessen Südgruppe er den 3200 m hohen Madja Dag bestieg. Dann folgte 1927 die Gruppe Dr. Rinne (Hohenfinnow) und Dr. Martin mit Frau (Berlin) zu einer vornehmlich bergsteigerischen Erschließung, über die in Band 1934 der „Zeitschrift“ berichtet wurde. Nun zog nach elfjährigem Abstand wieder eine deutsche Rundfahrt in dieses Gebirge.

Heute, nach glücklich gelungener Durchführung der Rundfahrt, darf man feststellen, daß es nicht viele Gebiete geben mag, die in gleicher Weise die Anforderungen als Arbeitsfeld für die doppelte Zielsetzung, die dem Unternehmen von allem Anfang an zugrunde liegen sollte — die wissenschaftliche und die bergsteigerische Erschließung — erfüllen konnten, wie der Ala Dag. Die Wahl dieses Gebietes brachte zugleich auch den Vorteil, daß hier nicht Schwierigkeiten politischer Art hinderlich waren, und nicht zuletzt, daß es bei seiner günstigen Lage ohne allzu große Opfer an Geld und Zeit zu erreichen war.

Nach dem Zwecke der Rundfahrt war die Wahl der Teilnehmer getroffen. Die Bergsteigergruppe von zwei Seilschaften, Hermann Heide und Josef Ducher, Walter Pleunigg und Siegfried Tritthart, stand für alle Sonderunternehmungen unter Leitung von H. Heide, so daß die erforderliche Beweglichkeit gewährleistet war. Die wissenschaftliche Gruppe bestand aus dem Geologen Dr. Karl Metz (Leoben), dem Pflanzensoziologen Dr. Heinz Ellenberg (Hannover) und mir, der die geographischen Arbeiten durchzuführen hatte.

Gefördert von allen Seiten, von den deutschen Landsleuten in der Türkei betreut, gut aufgenommen von der deutschen Vertretung und namentlich auch bei hohen türkischen Behörden herzlich empfangen und von ihnen mit Empfehlungen für das Arbeitsgebiet versehen, konnte die Rundfahrt bereits am 15. August in Bereketli-Maden, dem gegebenen Standort am Westfuß des Ala Dag, eintreffen. Der besondern Förderung durch das Geographische Institut der Universität Ankara, besonders durch dessen Vorstand, Prof. Dr. Herbert Louis und den Dozenten Herrn Dr. Danyal Bediz, wie auch dem Entgegenkommen türkischer Regierungsstellen ist es zu danken, daß sich von Ankara an zwei türkische Studierende, die Herren Ferruh

Sanir und Hairy Günden, der Expedition anschließen konnten, in deren weiterem Verlauf namentlich Herr Ferruh Sanir außerordentlich wertvolle Dienste als Dolmetscher leistete.

Am 17. August konnte das erste Lager im Ala Dag bezogen werden. Von einzelnen Lagerplätzen aus, von denen drei in 2100 und 2200 m, zwei in über 3000 m Höhe gelegen waren, vollzog sich nunmehr die Arbeit der Rundfahrt im Hochgebirge bis zum 24. September. In dieser Zeit hatte der Geologe zweimal Gelegenheit, auf kürzeren Ritten das westliche Vorland kennenzulernen und vor allem auch von Nigde aus eingehendere Untersuchungen durchzuführen. Vom Geographen und dem Pflanzensoziologen wurde das südlich des Ala Dag gelegene Gebiet des Masmilberglandes auf einem viertägigen Ritt am Schluß der Arbeit von Bereketli-Maden aus besucht. Aber das eigentliche Arbeitsfeld blieb der Hochgebirgsabschnitt des Ala Dag, ein Raum von 40 km Länge und 20 km Breite, in dem die Arbeit durch die großen Höhenunterschiede und die Wildheit und Wasserarmut der Natur erschwert wurde, der sich aber in jeder Hinsicht als wunderbares Tätigkeitsfeld erwies. Am 27. September traf die Gruppe nach Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe wieder in Nigde ein, der Vilayethauptstadt an der Bahnlinie. Es folgte noch namentlich zu Vergleichszwecken eine zweimalige Querung der Tauruskette durch die kilikische Passregion mit Begehungen von Eisehan aus, und schließlich die Heimfahrt. In der Nacht auf den 9. Oktober lehrte die Expedition nach Klagenfurt zurück.

Nur das Wichtigste an Arbeitsergebnissen kann hier hervorgehoben werden, um wenigstens eine knappe Übersicht über das Erreichte zu geben. Eine weitgehende Klärung des Baues des Ala Dag und seines Vorlandes im Westen erreicht zu haben, ist das Verdienst des Geologen der Rundfahrt. An der Grenze zwischen der Zentral- und der Nordgruppe des Ala Dag erhebt sich in steilem Aufschwung ein Sattel aus permischen Ablagerungen. Zwischen ihn und die triadischen Riff- und Plattenkalke, die fast alleinherrschend die Zentral- und Südgruppe des Ala Dag aufbauen, schiebt sich eine Schuppe von eoänen und vielleicht noch oligozänen Gesteinen. Ihre Einschaltung zeigt den alpinen Bauplan des Gebirges an, das im übrigen auch weitgespannten Wölbungen unterworfen war. Wichtige Erkenntnisse hat die Arbeit des Geologen namentlich auch durch die Erforschung der Senke im Westen des Ala Dag und des westlich folgenden kristallinen Gebietes des „Dreitorigen Berglandes“ (Ak-Kapu-Dag) und durch Untersuchungen in der kilikischen Passzone südwärts bis Dozanti gebracht.

Ein reiches Arbeitsfeld fand auch der Pflanzensoziologe, der in dem Gebirge 25 verschiedene Pflanzengesellschaften feststellte, seine Gliederung nach Höhenstufen untersuchte, und dem sich durch die heutige Waldarmut des ehemals 2100 bis 2300 m Höhe hinauf wenigstens von lichtem Nadelwald bedeckten Gebietes sowie durch Fragen der Expositionsbedingtheit der Pflanzendecke, der Reliktenflora und andere Probleme besondere Forschungsaufgaben boten. Ein sichtbares Ergebnis seiner Untersuchungen stellt die Anlage eines Herbars dar, das 900 zum Teil unbekannte Arten umfaßt.

Für die Arbeit des Geographen bedeuteten die besonders im Vergleich zu bereits untersuchten Nachbargebirgen überraschend großartigen Spuren eiszeitlicher Vergletscherung einen Hauptgegenstand der Untersuchung. Es konnten drei selbständige Eiszeiten und die ganze, auch aus den Alpen und dem Kaukasus festgestellte Folge von Rückzugsständen erkannt werden. Besonders schön sind im Umkreis der noch bestehenden Firngletscher die jüngsten „frührezenten“, bzw. „historischen“ Gletscherhochstände erhalten. Dann ließ wiederum die Untersuchung der Großformen das stufenweise Aufsteigen des Gebirgskörpers aus einer Flachlandschaft zu seiner heutigen Höhe erkennen. Großartig ist die Erscheinung des Frostbodens mit seinen regelmäßigen Mustern vertreten, und dazu kam als weitere Untersuchungsaufgabe die besondere Art des Kräftespiels und der Formgestaltung unter den klimatischen Verhältnissen dieses Hochgebirges im trockenen Bereich. In anthropogeographischer Hinsicht boten beson-

ders die Sommerfiedlungen im Gebirgsvorland und die großen Umnwanderungen der Zürüken aus der Ebene von Adana her in den Ala Dag einen anziehenden Forschungsgegenstand.

Ein Bericht über Verlauf und Ergebnisse der Rundfahrt ist im „Bergsteiger“ (Januarheft 1939) erschienen. Eingehend werden die wissenschaftlichen Ergebnisse der Rundfahrt in den geographischen, geologischen und botanischen Fachzeitschriften veröffentlicht werden. Die folgenden Beiträge sollen darum einen Einblick in die Arbeit der Bergsteiger geben.

Hans Spreizer,
Leiter der Rundfahrt.

Die Arbeit der Bergsteiger

Weiße Grate und wuchtige Kalkmauern erheben sich von Norden her aus der Steppe Anatoliens und leuchten weit nach Süden in die Küstenebene von Adana. Wie überall im weiten Amland Gegenätze die Landschaft bestimmen und Fremdes auf den Besucher aus dem Abendland einströmt, so ist es auch im Ala Dag. Weithin dehnt sich Dornstrauchsteppe oder völlig pflanzenloser Schutt, aber an den seltenen Stellen, wo Quellen austreten, herrscht üppiger Wiesengrund; weithin ist der ehemalige Waldmantel vernichtet, aber an unzugänglichen Felsabfällen oder in einem abgelegenen Tal wachsen noch wundervolle Baumwächolder oder tritt sogar ein lichter Wald von Tannen auf.

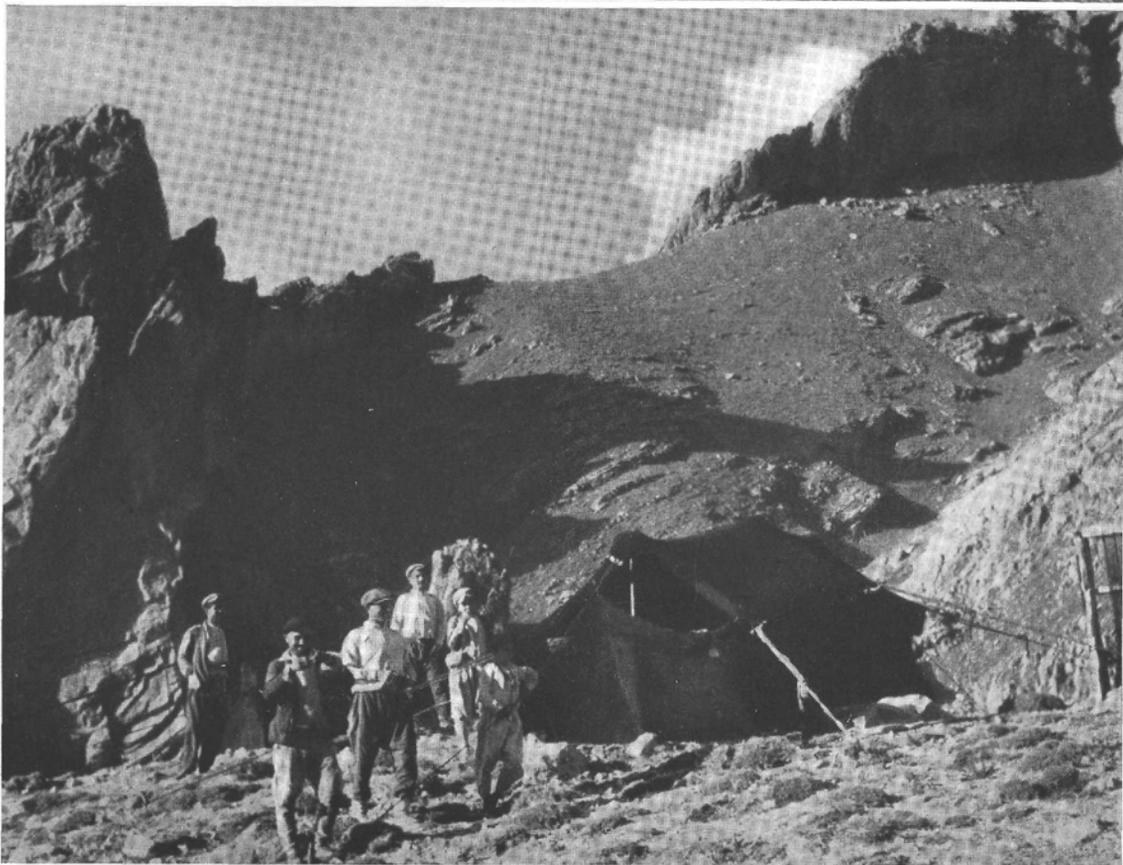
Es gibt hier tief eingeschnittene Täler mit flachem Grund, durch steile Talstufen gesperrt, dann wieder enge Schluchten und darüber unerwartet weite Hochflächen. Schutthalden reichen weit über 3000 m hoch gegen die Bergspitzen hinan, und darüber bildet dann nur ein verhältnismäßig kurzer felsiger Aufbau den eigentlichen Gipfel. So ist es meist, wenn man den Berg von Süden angeht. Auf der anderen Seite dann schießt eine senkrechte Felswand unheimlich glatt und ungegliedert in die Tiefe. Die relativ großen Höhen von Kalkmauern, ihre Steilheit und Wuchtigkeit müssen uns Bergsteiger in Begeisterung setzen. So schöne Felswände hatten wir nicht erwartet. Schon bei der Umschau auf unserer ersten Fahrt von Lager 1 aus hatten wir Gelegenheit, sie zu bewundern.

Und doch sollte sich nach den ersten Tagen im Gebirge bald große Sorge in unser Glücksgefühl mischen. Der Fels war wesentlich anders, als wir ihn aus den Bergen der Heimat und der Westalpen gewohnt waren. Das Legen einer Führe durch eine Wand wollte nicht recht gelingen. Hatten wir eine Wand von vorne nach ihren Schwächen durchsucht und einen Weg gefunden, so schien dieser unmöglich, wenn wir die Wand von der Seite betrachteten. Die Gliederung des Felsen ist hier eigenartig: sehr rauh und doch grifflos, mit brüchigen Wandstellen und doch ohne Ritzen, die bis in den gefundenen Fels reichen. Plattenschüffe und Wülste ziehen durch die Wand, aber fast ohne jede Möglichkeit, Mauerhaken anzubringen. Die Schichtung ist vielfach waagrecht oder dachziegelartig. Nicht zum erstenmal in unserem Bergsteigerleben suchten wir nach Durchstiegsmöglichkeiten in Felswänden; aber zum erstenmal täuschte uns der Fels derart. Stemmklamine gibt es selten, und auch auf Seilzug konnte nicht gegangen werden, da das Anbringen von Mauerhaken selten möglich war. Es blieb nichts anderes übrig, als neue Erfahrungen zu sammeln.

Unsere bergsteigerischen Aufgaben im Ala Dag bestanden in der Erkundung der Anstiegsmöglichkeiten, Bestimmung der Gipfelhöhen, in der Anfertigung von Rammverlaufsstizzen und von Routenbeschreibungen. Sepp Pucher, Walter Pleunigg, Siegfried Tritthart und ich waren mit diesen Aufgaben betraut, jeder getragen von Hingabe an die Arbeit und alle aufeinander eingespielt von vielen gemeinsamen Fahrten in der Heimat her. Und so war es zu den genannten Aufgaben unser höchstes

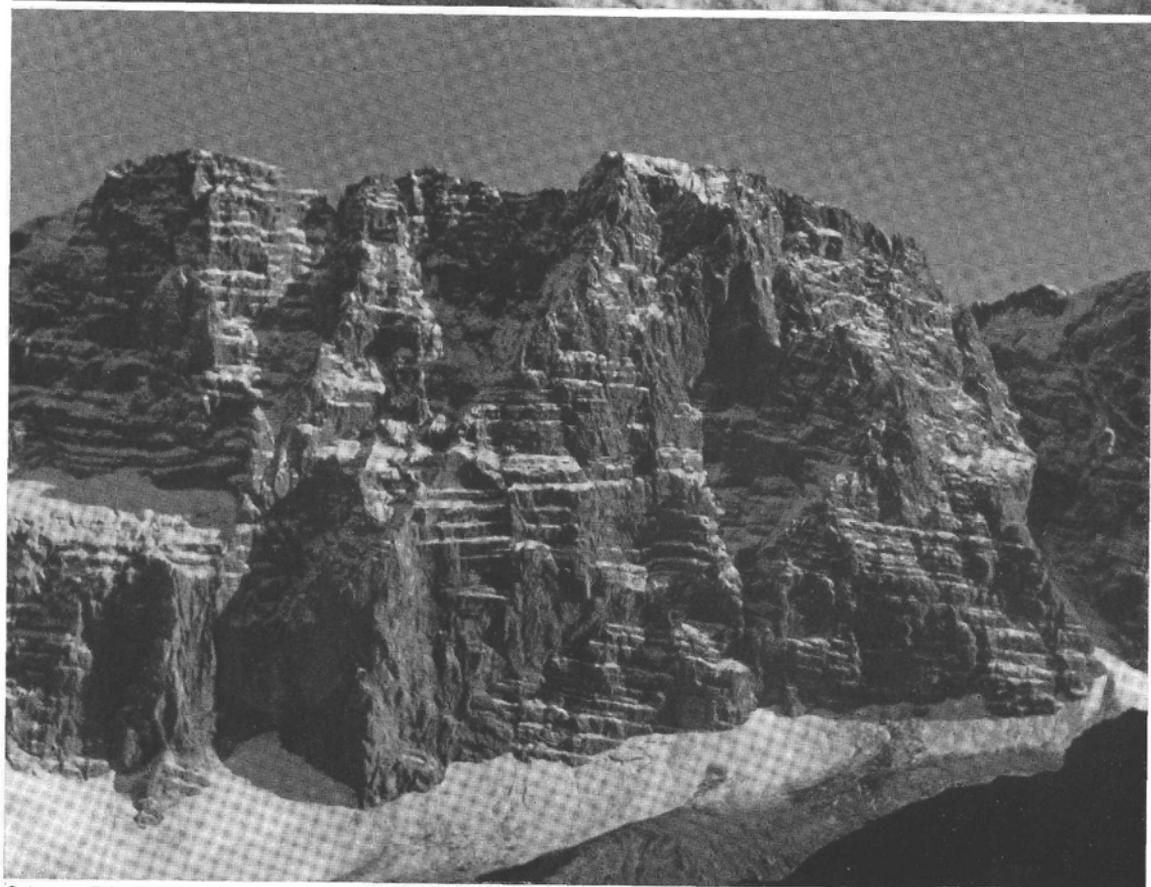
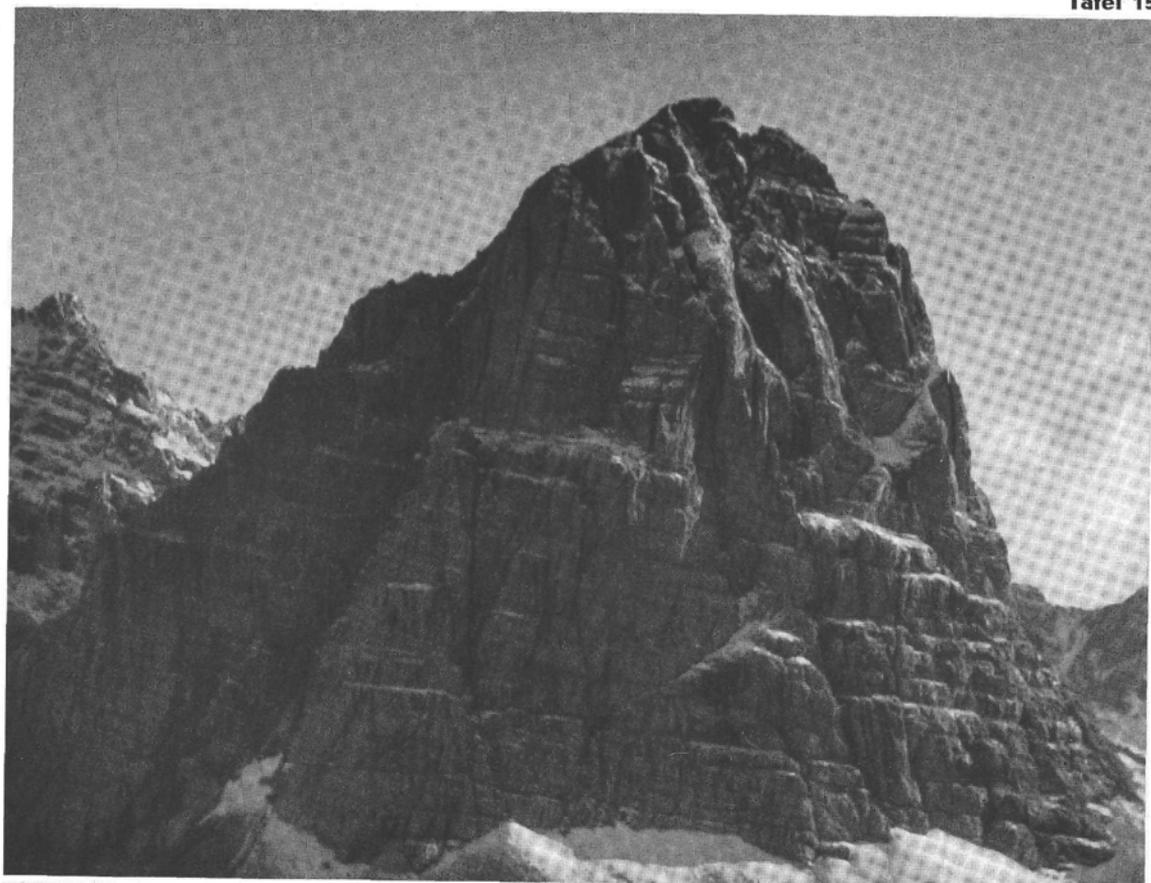


Lichtbild S. Seite



Oben: Durch die Steppe den Bergen entgegen
Unten: Zurücken

Lichtbild Pleunigg
Lichtbild Seide



Oben: Klagenfurturm
Unten: Paschingerspise und Künnespise



Oben: Blick aus der Esnewit-Nordwand gegen Nordosten
Unten: Blick aus der Borisdag-Nordwand gegen Esnewit (Osten)

Lichtbilder W. Pleunigg

Ziel, neue Bergsteigerwege durch diese gewaltigen Kalkmauern zu ziehen. Von solchen Fahrten und dem allgemeinen Verlauf unserer Tätigkeit soll hier berichtet werden.

Unsere ersten Bergfahrten im nördlichen Teil der Zentralgruppe von Lager 1 (2200 m) und Lager 2 (3000 m) aus brachten die Bezwingung der ersten sieben bis dahin noch unerstiegenen Gipfel auf schwierigen bis sehr schwierigen Wegen (Tschal, Tsepessa, Gutschuk Demir Kazık und vier weitere Gipfel, sämtliche mit Höhen von 3500 bis über 3700 m). Wir hatten diese Erstersteigungen hinter uns und waren einigermaßen vertraut mit dem Fels des Ala Dag, als wir am 25. August den Demir Kazık (3910 m) über die sehr schwierige Nordkante erstiegen. An die Arbeit im nördlichen Teil der Zentralgruppe schloß sich die in der Südgruppe, und endlich folgten herrliche Ersteigungen im südlichen und östlichen Teil der Zentralgruppe um das Sieben-Seen-Tal.

30 Gipfel wurden erstiegen, wobei aber erwähnt werden muß, daß es möglich war, bei vier Gratüberschreitungen je zwei oder drei Gipfel zu machen. 25 von diesen Gipfeln wurden von uns erstmals betreten, aber alle unsere Anstiege sind neue Wege. Sind auch die Berge des Ala Dag knapp unter 4000 m gelegen und somit nicht übermäßig hoch, so ist es doch ein hochalpines und äußerst lohnendes Gebirge.

Noch haben nicht alle wichtigen Bergspitzen im Ala Dag einen Namen erhalten, aber sie haben bereits Anstiegsbeschreibungen und einen Gipfelsteinmann. Die wichtigsten Höhen wurden mit Siedethermometer bestimmt.

Zu Ehren des verdienten Führers des Zweiges Klagenfurt, dem mit in erster Reihe das Zustandekommen der Rundfahrt zu danken ist, Studienrat Prof. Dr. Viktor Paschinger, wurde ein stolzer Berg „Paschingerberg“ benannt. Ein alleinstehender wichtiger Turm soll „Klagenfurter Turm“ heißen, zu Ehren der schönen Stadt, von der die Fahrt ausging. Zum würdigen Gedenken an die Leistung der ersten Bergsteigergruppe (bestehend aus Dr. Rünne [Hohenfainnow] und Dr. Martin mit Frau [Berlin]), die im Jahre 1927 den Ala Dag besuchte und in geschickter Auswahl fünf der höchsten Berge erstieg, ist ein Berg „Rünnegipfel“ benannt worden.

Sechs Wochen lang konnten wir ein herrliches Bergsteigerleben in der uns liebgewordenen Gebirgswelt des Ala Dag führen. Ein ausführlicher Bericht über sämtliche Bergfahrten im Ala Dag mit entsprechender Kammverlauffskizze und Routenbeschreibung befindet sich im Archiv des Zweiges Klagenfurt.

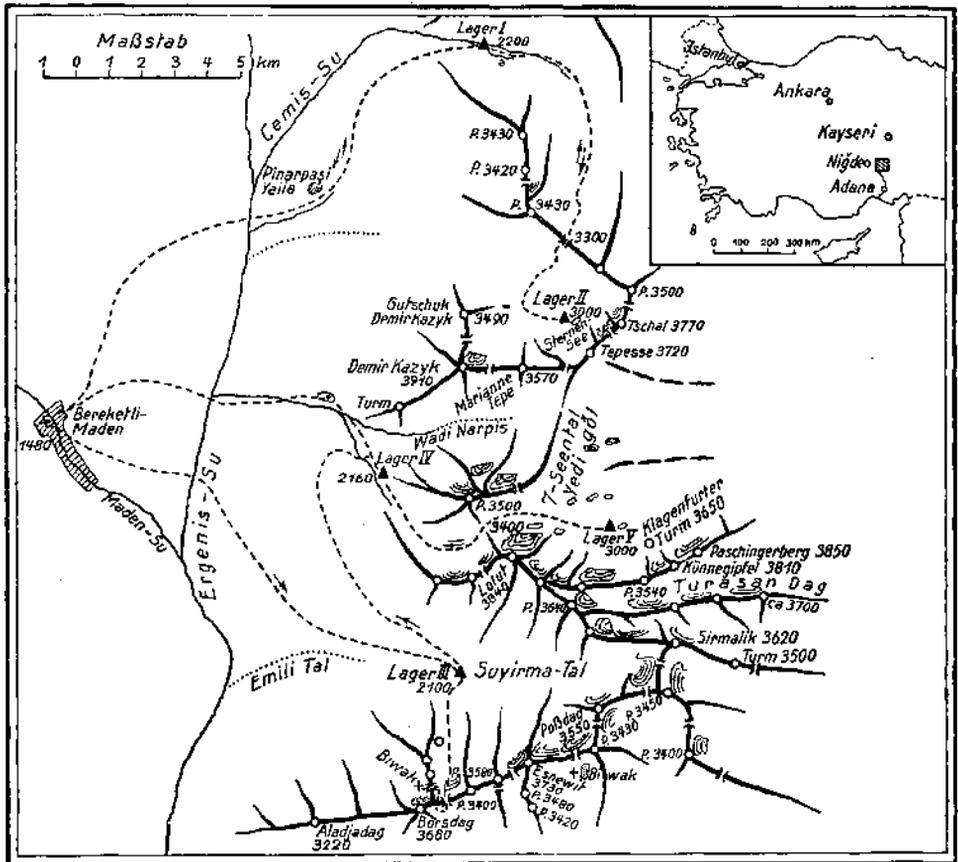
Hermann Heide,
Leiter der Bergsteigergruppe.

Bergfahrten in der Südgruppe des Ala Dag

Es war am 27. August, als wir in Bereketli-Maden zu neuem Aufbruch rüsteten. Nach der ersten Rundfahrt von Lager 3 aus stellte sich bald der schon aus der Ferne bewunderte Esnewit als erstes großes Ziel dar. Dr. Rünne hatte mit seinen Kameraden den Esnewit zum erstenmal bestiegen, und zwar über den Westgrat. Wir stellten uns die Aufgabe, den Weg durch die abweisende Wand zu finden, die 800 m hoch fast senkrecht vom Gipfel gegen Norden abstürzt.

Noch bei Nacht verließen wir am letzten Augusttag unser Lager und zogen in das Sunirmatal, von dem wir über das Schutt- und Blockwerk eines steilen Nebentales in das große Gletscherbecken kamen, aus dem schier unendlich die Nordwand des Esnewit herauszuwachsen schien.

Es war vollends Tag geworden, als wir, auf einer Moräne sitzend, nochmals nach den Schwächen der Wand suchten. Außerst schwierig ist die Randluft; nur ein sicher geführter Sprung läßt die festen Griffe fassen, die den Körper hielten. Mit



Der Ma Dag im Taurus

Kammverlauffskizze, aufgenommen von der Bergsteigergruppe. Höhenangaben in Meter

Kletterstiefeln geht es aufwärts über gut gestuften Fels bis zu einem breiten Band. Wir verfolgen es nach links, queren eine Wasserrinne und erreichen einen ausgeprägten Pfeiler zum Weiterweg. Unerwartet aber zieht ein überhängender Wulst durch den ganzen Wandteil und zwingt zum Abstieg in eine ungemütliche Schlucht, in der wir die Augenblicke zwischen herabtaufenden Steintanonaden nutzen müssen, um eine Seillänge höher zu kommen. Der Weiterweg geht durch einen Wasserfall, dann folgt brüchiger, sehr steiler Fels und abermals ein Pfeiler, der mit festem, gutgegliedertem Gestein rasches Fortkommen erlaubt. Aber er verliert sich bald in der Wand. Da zeigt sich nach schwierigem Seilzug in einer Verschneidung rechts von uns gestufter Fels, zu dem uns ein Seilquergang führt. Aber der gegliederte Fels ist dachziegelartig geschichtet und hat uns bitter enttäuscht. Nur langsam kommen wir in der Gipfelwand weiter. Da tut sich unerwartet eine Karsthöhle auf, Licht dringt durch den Stollen, wir steigen durch. Aber auch auf der anderen Seite schießen die gleichen steilen Platten in die Tiefe. Nur ein ausgefester Quergang nach links, dann einige äußerst schwierige Seillängen gerade aufwärts lassen uns den Ostgrat gewinnen, auf dem wir dann leicht den Gipfel erreichen. Im Norden liegt ein gewaltiges Gebirge, im Süden ziehen waldige Bergzüge, liegen ferne Ebenen und dahinter — wir konnten es nur ahnen — das Meer.

Aber in unmittelbarer Nachbarschaft im Osten locken nie erstiegene Grate und Türme des Alla Dag zu neuen Plänen. Und nachdem wir auf dem Wege Dr. Rünnes von 1927 spät abends das Lager erreicht und uns einen Rasttag gegönnt haben, geht es zu neuer Arbeit, diesmal mit Suleiman, unserem treuen und starken Träger, einer echten Jägernatur. Schwer beladen wandert er dem Bivakplatz zu, den wir ihm von der Scharte zwischen Esnewit und dem ersten der beiden Gipfel in dem vom Esnewit nach Süden ziehenden Grat aus zeigen. Wir aber überschreiten in zum Teil sehr schwieriger Kletterei die zwei Gipfel (N. 3480 und 3420) und treffen uns abends mit Suleiman am verabredeten Platz. Nach kalter Bivaknacht stehen wir am Morgen schon um 5 Uhr auf dem ersten Gipfel dieses Tages (N. 3480), den Pos Dag nehmen wir von der Südseite, und dann folgt die Besteigung der weiter ostwärts folgenden Höhen. Aber Regen, Hagel und Schneetreiben fallen plötzlich ein und hindern uns an diesem Tage noch an der Bezwingung des später doch genommenen Sirmalik. Eine Überschreitung der Scharte im Hintergrunde des Supirmatales auf dem Rückweg sollte mit einem Abstieg ins Ungewisse das größte Wagnis und auch die größte Gefahr bringen, aus der Sepp Pucher eine tiefklaffende Kopfwunde von einem Stein Schlag her davontrug. Es war noch glimpflich abgelaufen, mußten wir uns sagen, als wir in stockfinsterner Nacht durch das Geröll und Blockwerk des langen Supirmatales zum Lager stolperten.

Als letzter Riese steigt in der Südgruppe des Alla Dag ein Gipfel 3780 m hoch empor, der Bors Dag, nur noch überragt vom Esnewit. Der Bors Dag wurde 1927 von Dr. Rünne bestiegen, und dieser berichtete dann, daß von seinem Gipfel eine überhängende Wand ins Leere schießt, deren Höhe mindestens 800 m betragen muß. Wir hatten in der Südgruppe fast sämtliche Gipfel bereits bestiegen und oft Gelegenheit gehabt, in die gewaltige und abweisende Nordwand des Bors Dag Einblick zu nehmen. Sie stand als letztes Ziel in diesem Teil des Alla Dag vor uns. Es sollte eine unserer größten Ersteigungen werden, als wir sie nach kalter Bivaknacht am 7. September bezwangen und damit den richtigen Abschluß unserer Arbeit in der Südgruppe gewannen, die wir nach weiteren Besteigungen am 11. September verließen.

Siegfried Tritthart.

Die Lolut-Nordwand

Inmitten einer Seenlandschaft in 3000 m Höhe standen am 18. September 1938 zwei kleine Zelte — das Lager 5 —, eingeschlossen von unbestiegenen, gewaltigen Felswänden. Die Ersteigung der schwierigen, 700 m hohen Felswand des Lolut sollte am kommenden Tage unser Ziel sein. Wir waren uns darüber klar, daß diese eine der schwierigsten Fahrten im Alla Dag werden würde.

Am Morgen des nächsten Tages waren die Schuhe so steif gefroren, daß es Mühe kostete, sie anzuziehen. Mit schwerem Rucksack stiegen wir über Geröll und Firn hinauf zum Einstieg in die Wand. Dieser beginnt mit einer steilen Eissrinne, die die einzige Möglichkeit bildet, die Wand zu bezwingen.

Rasch streben wir nach Überwindung eines Bergschrunnes in der Rinne empor. Aber bald stellt sie sich im unteren Wandteil mehrmals laminartig auf, und unser Emporklettern in diesem Eiskamin wird äußerst schwierig. Mit dem Kletterhammer müssen wir Tritte und Griffe ausmeißeln. Zeitweise überraschen uns Steinlawinen, und äußerste Vorsicht ist nötig, um ungefährdet hindurchzukommen. Es ist ein mühevolleres Ringen um jeden Griff und Tritt. Aber wir kommen höher. Da, auf einmal, stellt sich uns eine überhängende Wand entgegen. Ein Weiterklettern ist unmöglich. Eisbastionen türmen sich wuchtig heraus. Wir sind gezwungen, nach rechts in die steile, glatte Wand auszuweichen. Hier müssen wir Zentimeter um Zentimeter der vereisten und dazu stark brüchigen Wand abringen. Dann erreichen wir über ein

stark ausgefetztes, vereistes Band wieder unsere Rinne. Eine Seillänge geht es wieder etwas rascher hoch. Dann ist es aus! Die Rinne findet hier ihren Abschluß und, wie es scheint, auch unser so hoffnungsvoll begonnener Versuch, die Wand zu bezwingen. Uebermals versperrt eine senkrechte, fast überhängende Wand den weiteren Weg. Jetzt ist die Reihe an mir. Es gibt nur einen Ausweg: nach rechts in die glatte Wand. Ich entdecke eine Spalte, in die ich einen Fuß einklemmen kann. Dadurch gesichert, erreiche ich einen Griff am Überhang. Da löst sich der Fels, schon sehe ich mich und die Kameraden verloren, als es mir noch — ich weiß nicht wie — gelingt, dem Felsblock eine unschädliche Fallrichtung zu geben und mich selbst vor dem sicheren Absturz zu retten. Lautlos beobachten mich die Kameraden. Mit übermenschlicher Anstrengung kann ich nach wiederholten Versuchen den Überhang frei bewältigen. Jetzt ist es wieder möglich, einen Haken in diesem unglaublich losen Gestein anzubringen.

15 m nur beträgt die Strecke, zu der wir zwei Stunden gebraucht haben. Endlich erreichen wir den Nordwestgrat knapp unter dem Gipfel. An der Südkante schweben schwere Nebelschwaden hoch. Als wir den Gipfel betreten, ist undurchdringlicher Nebel um uns, und es beginnt zu schneien.

Mit der Buffsole suchen wir im Nebel den Weg durch die Südkante hinab zu unseren Zelten.

Sepp Pucher.

Bergfahrten um Lager 5

Tief schneiden die Riemen ein und arg drücken unsere Rucksäcke. Eigentlich kann man zu einem solchen Angetüm nicht mehr Rucksack sagen. Hermann Heide hat alles genau aufgeteilt: Seile, Haken, Lebensmittel und Benzin, damit keiner zu kurz kommt. Und dazu brennt in aller Frühe schon die Sonne auf uns hernieder. Doch langsam kommen wir höher in dem weglosen Geröllkessel, der vom Lager 4 hinaufzieht. Gegen Mittag stehen wir endlich auf der Scharte, wo uns ein eisiger Wind empfängt. Kurz ist unsere Rast. Die Rucksäcke werden ausgepackt und die Sachen hinter einem großen Stein verstaubt. Leicht geht es sich nun mit den leeren Rucksäcken, und wir wandern noch bis zu einer Hochfläche, dem Sieben Seen-Tal mit seinen Seen und hohen, steilen Gipfeln. Dann steigen wir noch einmal hinab zu Lager 4, denn unten sind noch Lasten, die herauf müssen. Im Abstieg machen wir eine kleine Erkundungsfahrt. Über eine Steilwand, teilweise kletternd und uns abseilend, kommen wir in ein uns unbekanntes Tal südlich des Wadi Narpis (nordwestlich N. 3600). Eingeschlossen von riesigen Wänden, finden wir einen ziemlich großen Gletscher, von Geröll und Moränen bedeckt, und gegen Abend erreichen wir das Lager.

Aber Herbstregen, der bald in Schneefall übergeht, hindert uns am nächsten Morgen. Drei Tage müssen wir im Lager bleiben. Doch am 16. September stehen wir wieder auf der Scharte. Wie anders ist heute das Bild! Schneebedeckt glitzern die Berge, und darüber spannt sich ein tiefblauer Himmel. Rasch werden die hinterlegten Sachen ausgegraben, aufgepackt, und weiter geht es zu einem geeigneten Lagerplatz. In der Nähe eines Sees und eines imposanten, allein stehenden Turmes stellen wir unsere zwei Zelte auf. Kalt ist die Nacht, und zähneklappernd erwarten wir den Morgen. Ein Blick aus dem Zelt — es schneit. Langsam vergeht der Tag und noch langsamer die Nacht. Alles, was wir an Kleidung heroben haben, wird angezogen, und trotzdem finden wir kaum Schlaf. Dann folgt ein Tag mit Umschau und Wanderungen. Wolkenlos steigt ein dritter Tag auf, und an diesem ziehen wir los, dem Lolut entgegen, von dessen Besteigung Kamerad Pucher berichtet hat.

Raum zurückgekehrt, lockt uns ein neues Ziel. Ein allein stehender Turm mit senkrechten Wandfluchten schlägt uns jeden Tag von neuem in seinen Bann. Heiß scheint die Sonne vom blauen Himmel, aber wir stecken schon mitten drin in der Arbeit. Im unteren Wandteil macht uns der Neuschnee schwer zu schaffen. In den steilen Wandfluchten hoffen wir weniger Schnee anzutreffen. Dafür aber gibt es Eis, mit dem sich

der ganze Turm wie mit einem Panzer umhüllt. Langsam läuft das Seil durch die Hand, Griffe und Tritte müssen erst vom Eis befreit werden. Ein ausgelegter Quergang vermittelt den Weiterweg. Durch Haken gesichert, geht der Erste weiter; fast ist das Seil aus, als Hammerschläge durch die Stille dröhnen. Das für den Zweiten so erlösende „Nachkommen!“ tönt herunter. Ein vereister Ramin ermöglicht im mittleren Wandteil den Weiterweg. Die Gipfelwand löst diesen Ramin ab. Hier geht es hart auf hart.

Nach vielen Schwierigkeiten erreichen wir den Gipfel des stolzen Berges, den wir „Nlagenfurter Turm“ taufen. Wir errichten einen meterhohen Steinmann und hinterlegen in ihm unsere Erstleistungsdaten. Nebel steigt wieder auf, als wir uns zum Abstieg fertigmachen. Immer dichter wird der schwere Nebel, ein kalter Wind kommt auf, und als wir bei unseren Zelten anlangen, fängt es zu schneien an.

Für den nächsten Tag lockt ein neuer Gipfel unter den vielen anderen. „Paschingerberg“ nennen wir ihn später, als wir ihn über seine fast 1000 m hohe Nordwand, über schwierige, vereiste Platten und durch Schneelawinen bezwungen haben. Dieser Tag bringt uns noch einen zweiten Gipfel: den „Künnegipfel“ im gleichen Gratzug.

Noch einen wunderbaren Tag erleben wir in dieser einsamen, stolzen Bergwelt. Dann heißt es Abschied nehmen. Das Lager wird abgebrochen, und was nicht in die Rucksäcke hineingeht, wird außen drangebunden. Schlechtes Wetter setzt wieder ein, und das erleichtert uns das Abschiednehmen.

Walter Meunigg.

Unbekannte Berge in Schutt und Sand

Eine geographisch-geologische Skizze von Max Storz, München

Wenn wir in unseren Atlanten eine Karte von Nordostafrika aufschlagen und von der Stadt Alexandria nilaufwärts wandern, kommen wir am äußersten Punkt der nach Osten ausbiegenden Nilchleife nach der Stadt Rene, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in Oberägypten. Von dieser Stadt aus zieht in nördlicher Richtung ein breites, rund 500 km langes Erocdental, das Wadi Rene, durch die östlich gelegene Wüste des Landes, durch die sogenannte Ägyptisch-Arabische Wüste. Der südliche Teil dieses Tales nimmt von Osten her verschiedene Nebentäler auf, die aus einem Bergland herabziehen, das dem nördlichen Teil des großen Eibaigebirgszuges angehört. Betrachten wir die Karte, so finden wir etwa am Schnittpunkte des 33. Längengrades und des 27. Grades nördlicher Breite die Höhenzahl 2180 m und den Namen Djebel Schaib (auch Dj. el Sheyib oder Am Dalfa). Dieser Berg bildet den höchsten Punkt und zugleich den südlichsten Pfeiler einer Gebirgsgruppe, die sich von hier aus in einer Ausdehnung von etwa 50 km gegen Norden hin erstreckt, bei einer Ostwestbreite von 10 bis 15 km. Das ist die ägyptisch-arabische Gebirgswüste mit den unbekanntem Bergen in Schutt und Sand, die wir nunmehr in Wort und Bild kennenlernen wollen.

I. Auf der Fahrt zum Gebirge

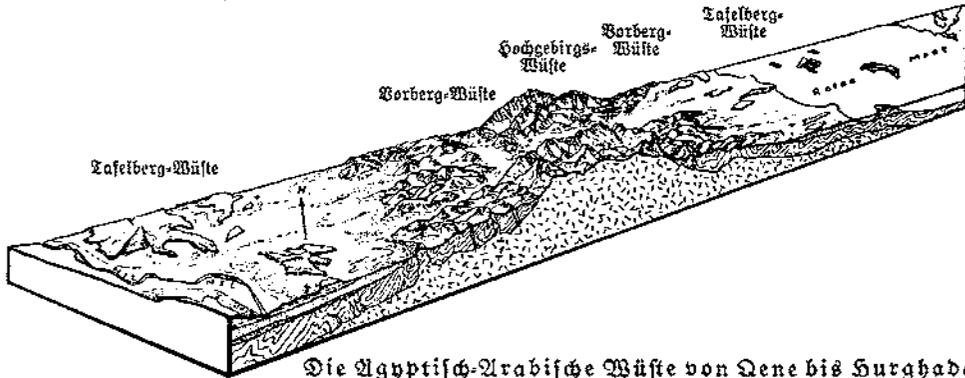
Wie ein längst verklungenes Lied tönt das Säufeln und Pfeifen des hemmungslosen Wüstenwindes an mein Ohr, zieht eine Farbensymphonie vorüber von nie geahnter Schönheit. . . . An einem Februarmorgen des Jahres 1931 rollt aus einem Schuppen von Rene, dessen Tore ein verträumter Mohammedaner öffnet, mein kleiner Zweigylindrowagen, beladen mit Instrumenten, und ein Lastwagen mit Ausrüstung und Proviant auf die kaum erwachte Straße, um die Reise von rund 135 km durch die Wüste zu den Bergen auszuführen, die nun für längere Zeit meinen Aufenthaltort bilden sollen.

Nach einer kurzen Fahrt durch die Stadt überqueren wir in der Nähe des Bahnhofes die Eisenbahnlinie und sind damit bereits in der Wüste selbst und am Anfang des Wadi Rene angelangt. Ein gut befahrbarer Riesandboden, die Rieswüste oder Serir, nimmt die Spur der Räder auf. Aber man lasse sich nicht zu einem raschen Tempo verführen, denn bald beginnen die Schwierigkeiten und Lücken des Wüstenfahrens, welche in dem oft raschen Wechsel des Wüstenbodens nach Form und Inhalt bedingt sind, der volle Aufmerksamkeit und Vorsicht in der Führung eines Kraftwagens fordert. Nach etwa zehn Minuten Fahrt in der kalten Morgenluft, die uns aus dem Inneren der Bergwüste entgegenweht, taucht rechts von uns ein niederes Gebäude auf, eine Militärstation zur Überwachung des Wüstenverkehrs. Ein ägyptischer Offizier der Wüstentruppe empfängt mich in kameradschaftlicher Art und läßt mich zum Betreten seines Dienstzimmers ein. Kaffee und Zigaretten werden mir gereicht, dann vollzieht der Offizier seine Pflicht, die Kontrolle meiner Erlaubnispapiere zur Befahrung der Wüste und die Eintragung meiner Einreise in seine Dienstbücher, eine behördliche Maßnahme, welche für die Sicherheit des Wüstenwanderers nur

erfreulich sein kann. Nach kurzem Aufenthalt geht die Reise weiter, begleitet von den guten Wünschen des Militärpostens.

Noch immer ist es empfindlich kalt. Ein steifer Wind trägt den feinen braunen Staub, der überall Begleiter der hodenbedeckenden Sande und Schotter ist, in die Luft, oft in solchen Mengen, daß die Sicht behindert wird. Zu beiden Seiten des Tales bilden helle Kalke steile Wandstufen, die in brettebenen Höhen gipfeln. Wir sind im Bereiche der Tafelberglandschaft, aufgetaucht aus einem längst verschwundenen Meer der Kreide- und Tertiärzeit, von gebirgsbildenden Vorgängen unberührt, ein Kalksteinplateau bildend, das von der Libyschen Wüste her über den Nil herüber bis über 50 km gegen die Bergwüste hinzieht. Wandern wir aber von dieser aus nach dem Roten Meere hin, so begleiten uns auch dort wiederum bis zur Küste ähnliche Tafelberge. In den westlichen Tafelbergen ist ja das Wadi Rene eingeschnitten, auf dessen Schottern, durchfurcht von längst verlassenen Flußläufen, stromlinienartig geformte, aber nun abgestorbene Vegetationshügel mit Trockentorfbildungen aufstehen. Der wellige Boden ist stark mit Staub durchmischt, welcher von den eilenden Rädern zu einer Wolke aufgewirbelt wird, der aber auch zum Steckenbleiben Anlaß geben kann, wenn die Räder ins Mahlen kommen. Nach 50 km Fahrt wird die Ruine el Heiz erreicht, von welcher aus der bisher eingenommene Nordkurs verlassen wird. Wir folgen nunmehr in Nordostrichtung dem Wadi el Negateir und dem Wadi el Utrash, das uns schließlich in das Wadi Dattar und damit unmittelbar in das Gebirge hineinführt. Damit verlassen uns auch allmählich die Tafelberge, an deren Stelle zunächst eine weite, mit großer Vollkommenheit ausgebildete Ebene tritt. Diese ist durch die Abtragung des sogenannten nubischen Sandsteines entstanden, der nun als leicht verwitterbares Gestein zwischen der Tafelbergwüste und der Vorbergwüste an der Oberfläche austreicht. Dieser etwa 15 km breite Gürtel besteht aus einer so festen Serir, daß man darauf im 70 km-Tempo nach allen Seiten dahinjagen kann. Ihre ebene Ausgestaltung und die dadurch bewirkte Sichthfreiheit veranlaßt auch die großen Storchengeschwader, welche auf ihrem Zuge von und zum europäischen Kontinent die Wüste überqueren, auf diesem seltsamen Landstriche Nachtquartier zu beziehen. So sah ich dort einmal an einem Abend Anfang März das Schauspiel, daß hier mitten in der Wüste etwa 300 Störche niedergingen, die mein Motorengeräusch wenig störte, an das sie von Europa her wohl schon gewöhnt waren, wohin sie zurückflogen, nachdem sie den Winter im Sumpfbiete des oberen Nils verbracht hatten.

Die Freude über den erwähnten guten Fahrgrund dauert aber nicht lange. Bald scheinen nur wenige Zentimeter hohe, filigranartig geformte Saaten von braunroter Farbe den Sand zu durchspießen. Es sind dies die ersten Granitrippen, die sich aus dem gehobenen Urgebirgssockel, der auch die Bergwüste aufbaut, an die Oberfläche der Wüste drängen. Und nun beginnt sich, etwa 90 km von Rene entfernt, ein farbiges und formenreiches Bild zu entwickeln. Metamorphe Schiefer sowie Eruptivgesteine wechseln in bunter Farbe und Reihenfolge; wir sind im Bereiche des Etbai-Berglandes. Grüne, rote und bräunliche Gesteine, in klaffen und kräftigen Schattierungen, bauen als Hügel und Gangmauern die Vorbergwüste auf oder tauchen als schmale Rücken allmählich in dem buntfarbigem Schotterboden unter, der sich aus all den genannten Gesteinsarten in Form von Kies und Geröllen zusammensetzt. Auch dieser Boden ist noch gut befahrbar, sofern man die schmalen Sandrinnen meidet, die ihn durchziehen. Schlimm wird es nur dann, wenn Schieferzonen durchquert werden müssen, die an Stelle der Schotter feine Schieferbruchstücke bilden, die übereinandergleiten und daher einen leichtbeweglichen Boden bilden, auf dem der Wagen schwimmt oder in dem die Räder zum Mahlen kommen. Längst sind 100 km hinter uns, und die Vorberghöhen schließen sich zu markanteren Ketten zusammen. Wannentartig senken sich zwischen diesen die Täler ein. Da taucht auch schon vor uns ein bezauberndes, buntes Pastellbild auf, die Hochgebirgswelt der Wüste (Tafel 17, Wadi Utrash). Zunächst gegen Norden hin über die Hügel und Schuttwanen des Wadi el Utrash hinweg die



Die Agyptisch-Arabische Wüste von Dene bis Surghada

logisch und morphologisch verschieden gestaltet sind, was auch im Landschaftscharakter zum Ausdruck kommt. Wir wollen diese Teile nach den jeweils höchsten Erhebungen, in der Folge von Norden nach Süden, als die Dofhan-Gruppe, die Dattar-Gruppe und die El Schaib-Gruppe bezeichnen.

Die erste hat die größte Nordfüdausdehnung und nimmt mit rund 100 qkm auch den größten Flächeninhalt ein. Ein östlicher Ast des Wadi Dattar und ein westlicher Ausläufer des Wadi Belih, Täler, die an ihrem Scheitelpunkte die einstige diluviale Wasserscheide zwischen Nil und Rotem Meer gebildet haben, trennen die Dofhan-Gruppe von den südlich anschließenden Dattar-Bergen. Letztere bedecken mit ihren imposanten Granitzacken einen Flächeninhalt von 80 qkm und werden im Süden von der El Schaib-Gruppe durch die Seitentäler des Wadi Ghaza und Ufilm getrennt. Diese Gruppe ist dem Flächeninhalt nach die kleinste, trägt aber im El Schaib mit seinen 2184 m den höchsten Gipfel des gesamten Berglandes, der sich immerhin 1800 m hoch über die umsäumenden Schotterflächen des Wüstenlandes heraushebt.

Aber den näheren Aufbau und über den Charakter der einzelnen Massive sollen nun die folgenden Zeilen Aufschluß geben. Dabei sei bemerkt, daß die Ziele meiner damaligen Reise in dieses Gebiet wissenschaftliche waren, die sich nicht auf die Bergwelt als solche erstreckten. Es wurde daher nur gelegentlich der Versuch unternommen, den einen oder anderen der formenschönen Berge als Alleingehör zu ersteigen, um einen Abersblick über dieses große Landschaftsgebiet zu erhalten, dessen ungezählte Gipfel meist nicht benannt und noch weniger durchklettert sind. Wir können daher mit Recht von unbekanntem Bergen in Schutt und Sand sprechen, und dies um so mehr, da selbst die neuesten geographischen Handbücher kaum auf die hier geschilderte Landschaft eingehen. Und so würde sich hier neben der Forschung auch für den Bergsteiger schönes und dankbares Neuland zeigen, dessen Geheimnisse zu lüften diese Darstellungen ein wenig beitragen sollen.

Die Dattar-Gruppe

Auf einem Schotterrücken des Dattar-Kessels, welcher letzterer in seiner Gesamtheit wohl die Fläche eines halben Quadratkilometers bedecken dürfte, habe ich mein Zelt aufgeschlagen. Es liegt in der Nähe eines bergmännischen Versuchsbauers auf Molybdänerze, der aber nunmehr aufgelassen ist. Die Wände des Kessels werden von rotspätigem Granit geformt, der durch regelmäßige Kluffsysteme und die eigenartige Oberflächenengestaltung, welche das Wüstenklima bewirkt, besonders gekennzeichnet ist. Mächtige, dunkelmoosgrün gefärbte Diabasgänge durchsetzen den Granit hier oder dort in steiler Folge und bilden an Stellen, wo sie an den Höhen austreten, tief eingewitterte, u-förmige Scharten. Ein sanft geneigter Schuttfächer, bedeckt von gelblichem Sand und mit roten und grünen Geröllen, zieht aus dem Hintergrund (Safel 17, Dattar-Kessel) dem Beschauer entgegen. Er geht nach vorne zu in ein ockergelbes,

feinsandiges Sediment über, das löhartig aussieht und sich durch eine gute Standfestigkeit kennzeichnet. Diese ist auch die Ursache der eigentümlichen Kleinformen, welche episodisch niedergehende Regenfälle verursachen. Links im Bilde würde sich die formensöhne Pyramide des Djebel Dattar (1963 m) aufbauen, welche der Gruppe den Namen gibt (vgl. Tafel 19, Mitte), während die Spitze im Hintergrund dem Um Anfei (1750 m) angehört (auch Tafel 19, oben), zu dem sich das hintere Wadi Dattar hinzieht. Dieser Berg bildet den südöstlichen Eckpfeiler der Gruppe und einen der formenschönsten Gipfel überhaupt. Nach Westen zu, von woher die Sonnenstrahlen an den steilen Granitwänden der Abbildung vorbeistreichen, zieht das Wadi Dattar zum Wadi Utrah hinaus, durch welches wir zu unserem Lager hereingefahren sind.

Wir wandern nun zunächst gegen Süden zum Um Anfei. Hinter den die Dattar-Wanne scheinbar abschließenden Granitböckern treten die Wände von Osten und Westen her zu einem „Trogtal“ zusammen, auf dessen Grund drei Schotterterrassen ineinandergeschachtelt sind. Schließlich folgt an Stelle der Schotter ein wildbachartiges Teilstück, das mit mächtigen, gerundeten Granitblöcken bedeckt ist. Dieses Tal schneidet sich immer tiefer in den Granit ein und endigt schließlich in einer klammartigen Schlucht, in der große ausgefokkte Wannen das Erosionsbild unserer heimatischen Bergwelt in die Erinnerung bringen. Aber kein stürzendes Wasser wird sichtbar, kein Rauschen tönt an unser Ohr. Trotzdem ist all dies vom Wasser gestaltet, als ein Formenschaß längst vergangener Zeit, eine „fossile Klamm“. Nur noch nach den seltenen episodischen Regenfällen fließen Wasseradern hernieder und füllen auf kurze Zeit die Granitwannen mit dem begehrten Naß. Nach etwa zwei Stunden Fußmarsch erreichen wir das Ende der Klamm am Fuße des Um Anfei. Hier ist eine natürliche Wasserstelle, der sogenannte Bir Dattar. Eine etwa 1½ m im Durchmesser betragende Wanne, mit klarem Wasser erfüllt, liegt vor uns. Von ihr aus geht eine etwa 8 m hohe Wandstufe nach oben, die mit frischen Farnen und Moosen bewachsen ist, aus denen das Wasser — ein Bild wie in unseren Alpen — in die Wanne träufelt. Dieses Tropfwasser wiederum kommt aus einer Miniatur-oase, die sich über der Wandstufe befindet. Sie besteht aus zwei kleinen Palmen, die sich auf einer mit Humus bedeckten Bodenfläche, die Polsterpflanzen trägt, angesiedelt haben. Das Wasser kann, nachdem es durch ein Filter gegangen ist, ohne Bedenken als Kochwasser verwendet werden, und dies um so eher, da es nicht einmal salzig schmeckt. Die Lage dieser Wasserstelle im südöstlichen Teil der Dattar-Gruppe macht sie zum Stützpunkt für manche Bergbesteigung.

Wir wenden uns nun von dem Dattar-Kessel aus dem Wadi Dattar entlang in der entgegengesetzten Richtung, das heißt talaustrwärts (Tafel 20). Dort liegt etwa in der Mitte des Tales eine zweite Wasserstelle, ein etwa 30 m tief in den Schutt gegrabener Brunnen, dessen Wasser vermittlels einer Winde emporgehoben werden muß, der Wellsbrunnen. Er ist weithin sichtbar, da er von einem großen Geviert von Steinen und Schutt umgeben ist. In der Nähe dieses wichtigen Ortes und rund 6 km vom Lager entfernt hat in einem kleinen Seitental der Scheich vom Dattar, das heißt der Älteste und Führer des Gebietes, seine Zelte aufgeschlagen, in denen er mit vier Frauen und einigen Kindern lebt. Er ist, wie alle Bewohner in diesem Wüstenteil, freundlich, zuvorkommend und hilfsbereit, er kennt und achtet die Deutschen Farben.

Das Wadi Dattar ist demnach für die Dattar-Gruppe eine wichtige Linie (siehe Karte), welche in ihrem NW—SO-Verlauf das Massiv in zwei Hälften teilt, und zwar als die eine Diagonale eines Trapezes, als das sich der Grundriß dieses Granitsockels darstellt, den wir nunmehr in seinen Flankenzügen näher betrachten wollen. Da sind es vor allem die beiden schräg verlaufenden Wandfluchten dieses Trapezes, von denen die eine, von Norden nach Süden streichend, mit dem Gebel Um Difi (1600 m) als die Um Difi-Kette oder Westkette bezeichnet werden soll, die unser Interesse erwecken. Die Westkette ist jene, deren Berge wir auf der Fahrt von Rene

her als die ersten der Hochgebirgswüste begrüßen konnten. Sie stellt, wie die Abbildung der Tafel 18 erkennen läßt, eine nur wenig gegliederte, geschlossene Mauer dar, die sich wie ein Schutzwall von 15 km Länge gegen den farbenprächtigen Himmel abhebt. Sie gleicht sich dem Formenschatz des Wüstenklimas an. Auf sie zu laufen von schmalen Gratzügen begrenzte Wannen. Es sind dies die mehrfach erwähnten dunkelroten Dorphyrgänge mit den grünen Schiefen. Von dem nördlichsten Pfeiler aus, der mit seinen Wänden zum Wadi Dattar abstürzt, gewinnt man einen überragenden Rundblick über den nördlichen und westlichen Teil der Wüste sowie gegen die Dohhan-Gruppe hin und in das Wadi Belih, wie das von diesem Punkt aus ausgenommene Rundbild erkennen läßt (Tafel 20). Außerdem bauen sich hier auch bergsteigerisch eindrucksvolle Grattürme auf, deren Wände in steile Schluchten abfallen.

Im Gegensatz zu der eben betrachteten Westkette bildet nun die etwa vom Um Anfei nach Norden ziehende Ostkette der Dattar-Gruppe ein ganz anderes Bild. Sie ist etwa 12 km lang und weist gegenüber der Westkette eine außerordentlich starke Gliederung auf (Tafel 18), einen Formenschatz des rinnenden Wassers, der Erosion. Eine große Zahl überragender namenloser Spitzen und Zacken erhebt sich über den weichen, dunklen, wenig gegliederten Hängen der Vorberge. Eine unvorstellbare Farbenpracht und ein außerlesener Formenreichtum, der mit den schönsten Ketten unserer Alpenwelt in Wettbewerb treten kann, wird dem Beschauer, der von der Küste herkommt, über die Hamada und Serir hinweg, offenbar. Im Vordergrund niedere, blaßrote Granitrücken in bizarren Formen (etwa wie auf Tafel 20 vor dem El Schaib), unterbrochen von grünen und roten Gangmauern, ferner über den Schotterebenen die dunkelgrünen Vorberge und dann, diese Hülle gleichsam durchbrechend, der jugendliche, rosarote Dattar-Granit, der im Wechsel des Tageslichtes alle erdenklichen Tönungen von Purpur zu Violett aufnehmen kann. Ein Bild, das in keinem anderen Klima der Welt sich eindrucksvoller gestalten kann, ein Bild, ureigen der Wüste: denn diese Farbigeit ist bedingt von der wechselvollen Eigentönung der Gesteine selbst, die sich ohne Boden- und Pflanzenhülle dem Beschauer darbieten. Die roten Granite setzen sich nun von hier aus, allerdings in nur etwa 300 m hohen Rücken und Ruppen, noch etwa 200 km gegen Norden zu fort und bestimmen mit ihrem kräftigen Rot, vom Meer aus gesehen, den Farbton der Landschaft. Aus diesem Grunde wurde dieser Landstrich von den alten Ägyptern auch als das „Rotland“ bezeichnet, und dieses Rotland gab dem Meer wiederum den Namen „Rotes Meer“.

Wenn man nun den Formenreichtum der Ostkette mit der Formenarmut der Westkette vergleicht, die sich in ein und demselben Gestein auf einer Breite, von Osten gegen Westen hin, von kaum 15 km eindringlichst bemerkbar macht, und wenn man ferner die gegenwärtigen klimatischen Bedingungen, das Wüstenklima, in Betracht zieht, so kommt man zu dem Schlusse, daß es vorzeitlich besondere Vorgänge waren, welche diese schroffen Unterschiede bedingt haben müssen. Zweifellos weist die Ostkette alpinen Charakter auf, der, in besonderer Übereinstimmung mit dem Gestein, mit den Bergen des Bergeller Granitmassivs verglichen werden kann. Zweifellos weisen aber auch die Formen der Ostkette, die Schluchten und Klammbildungen hier und im Innern des Massivs, sowie die Blöcke und Schotter in den zahlreichen trockenen Bachbetten auf eine Tätigkeit des fließenden Wassers und damit auf die Formschöpfung beträchtlicher Erosion hin. In frühen Zeiten der Erdgeschichte, und das ist etwa im Diluvium, herrschte also hier ein niederschlagsreiches Klima, eine Regen- oder Pluvialzeit, mit Erosion, mit Wannen- und Terrassenbildungen und mit Ablagerung mächtiger Schottermassen, deren Bewegungsrichtung wir noch heute einwandfrei feststellen können. Aber die Formunterschiede der West- und Ostkette lehren uns, daß sich dabei die Ostkette anders als die Westkette verhalten hat. Und dieser einfache Gedankengang bringt uns dazu, anzunehmen, daß damals nicht nur ein anderes, niederschlagsreicheres Klima in dieser Gegend der Wüstenberge herrschte,

sondern daß auch besondere meteorologische Vorgänge, vorzüglich gegen das Ausfließen der Pluvialzeit hin, die Ostseite auszeichneten, die sich dann gerade bei an sich schwachen Niederschlägen bis heute erhalten und abbilden konnten: Wir sehen im Dattar-Gebirge einen paläometeorologischen Vorgang verewigt. Die Charakteristik desselben kann mit kurzen Worten gegeben werden: vorherrschend nordöstliche Luftströmung, Aufsteigen derselben an der Ostseite des Gebirgsstockes, der zur Wetzterseide wird, Kondensation des Wasserdampfes über dem Gebirge und besonders an dessen Ostseite, kurz die Entwicklung einer Föhnströmung. Eine solche kann bei lange genug dauernder Wirkung, verstärkt durch eine damals noch größere Höhe des Gebirges, wohl geeignet erscheinen, den Gegensatz zwischen der morphologischen Gestaltung der Ost- und Westseite zu schaffen und zu erklären. Vielleicht trägt zur weiteren Klärung dieser Dinge einmal eine genaue Erforschung dieser Bergwelt von seiten deutscher Bergsteiger bei, denn die Dattar-Gruppe als das Zentralmassiv, sowohl hinsichtlich der geographischen als auch der geologischen Stellung, wäre vom Standpunkt des Wissenschaftlers aus einer eingehenden Begehung und Aufnahme würdig. Hier liegt die Schlüsselstellung der morphologischen Entwicklung und landschaftlichen Gestaltung des Gesamtgebietes dieses Wüstenstreifens vom Nil zum Roten Meer. Denn dieser Gebirgsblock bildete den geschlossen auftretenden höchsten Teil der Hochgebirgswüste überhaupt, der in der Frühzeit seiner Entstehung eine kuppelartige Aufwölbung dargestellt haben dürfte (siehe die Zeichnung auf S. 61), die allmählich ihrer Schieferhülle bis tief herunter entkleidet wurde und von der aus zunächst alle an die Schwerkraft gebundene abtragende Arbeit, wie Erosion und Massenbewegung, begonnen hat. Als Kennzeichen einer solchen gewaltigen Arbeitsleistung vergangener geologischer Zeiten sehen wir dann den morphologischen Formenschatz, der diesem Granitmassiv allerdings nicht in einem aufgeprägt wurde, sondern, der geologischen Zeitdauer entsprechend, in mehreren Phasen, die gerade im Dattar-Gebirge eindrucksvoll ihre Spuren hinterlassen haben. Einige derselben haben wir schon kennengelernt, andere sollen noch kurz geschildert werden. So weist die Nordkette (Tafel 18) eine Gipfelflur mit besonders schön entwickelter geradliniger Kammlinie auf, wobei noch zu erwähnen ist, daß eine Anzahl von Gipfeln, hier und auch anderswo, Plateau-Charakter tragen.

Außerdem sehen wir an den Dattar-Bergen und besonders im Innern derselben in den Wänden große Nischen (z. B. Tafel 18, Nordkette), ferner trogartige Ausgestaltung der Hänge mit weithin reichenden Verebnungsflächen (Tafel 19, Um Anfei, und 17, Dattar-Kessel). Die letzteren sind von einer neuen Phase der Abtragung wieder durch tiefe Schluchten zertalt, deren Gesteinsmaterial in 60 bis 80 m mächtigen Schottern erhalten ist, die wir schon wiederholt erwähnt haben.

All dieser Formenreichtum bedingt die Schönheit und Eigenart der Dattar-Berge für das Auge des Bergsteigers, er erzählt aber auch dem Wissenschaftler, wie die Seiten eines Geschichtsbuches, ein Stück Erdgeschichte, spannend wie die Tragödie eines Volkes, die Geschichte eines Landes, das zur Wüste wurde.

Die Abu Dofhan-Gruppe

Wenn wir, von Rene kommend, uns auf der Fahrt durch das Wadi el Utrafch der Bergwüste nähern, sehen wir als erstes die sägeartige Bergkette der Dofhan-Gruppe aufsteigen, die mit ihrer Süd-Nord-Erstreckung von 30 km die längste Kette der Bergwüste bildet. Sie weist eine durchschnittliche Breite von 10 km und einen Höhenbereich von 1400 bis 1700 m auf. Den Kulminationspunkt bildet der G. Abu Harba mit 1714 m. Es entsteht also immerhin ein Eindruck wie etwa in den Segernseer Bergen, wenn wir vor dem Wallbergstock stehen, der aber in seiner Längenausdehnung nur den dritten Teil der Dofhan-Gruppe einnimmt. Ein reiches System von Wadis umgibt diesen Gebirgssteil. Im Süden trennen die nördlichen Teile des Wadi Dattar und das zum Roten Meer sich hinziehende Wadi Belih die zentrale Gruppe

der Dattar-Berge ab. Im Westen umsäumt das Wadi el Utrash mit seinem grünen Gesteinsmaterial die Westseite des Stockes, und im Norden schließt das Wadi Abu Morwa das Gebirge von der Hügellandschaft der Mellaha-Berge ab, die zu den bereits erwähnten 200 km nach Norden hinziehenden Granithügeln überleiten. Aus der Ostflanke des Gebirges treten die Wadi Kufra, Abu Mesaid und Aste des Wadi Belih aus, in welche letzteres das mitten aus dem Gebirge herauskommende Wadi Am Sidri einmündet, durch das wir den Am Sarba erreichen können. Von diesem Wadi aus zweigt dann auch scharf nach Süden das geschichtlich wichtige W. Ma'in Milad ab, das zum Dothan führt (Tafel 20). Aus dieser Verteilung der Täler geht hervor, daß die geschlossenere Seite der Gruppe die Westseite bildet, mit den von Norden nach Süden sich aneinanderreihenden Gipfeln des S. Karam el Asmar (1588 m), Abu Sarba (1714 m) und Abu Dothan (1662 m).

Die Dothan-Kette ist nun weniger bergsteigerisch als vielmehr geschichtlich und wissenschaftlich von Interesse, denn von den verschiedenen Gesteinen, welche gerade diese Gruppe zusammensetzen, wurde bereits im Altertum, wohl zur Roten Meeresküste hin, das heißt rund 70 km durch den Schrecken der Wüste hindurch, ein prächtiger Zierstein transportiert, der kaiserliche Porphyrr.

Der geologische Aufbau der Dothan-Berge ist wesentlich verwickelter und an Gesteinen reicher als jener der übrigen Gruppen. Das Alter der am Aufbau beteiligten Gesteine ist ein durchweg sehr hohes, denn die Gesamtheit dieser fällt in die Vorzeit des Altertums der Erde. Und wenn nun der besonders wissensdurstige Leser uns fragen würde, wie lange ist denn dies zurück, so können wir ihm sagen, so etwa an die 600 bis 700 Millionen Jahre und damit unendlich lange, daß das Material zu diesem Gebirge zusammengetragen wurde, während die Emporhebung des Gebirges selbst aber einer jüngeren Zeit angehört. Schwärzlich grüne und rote Konglomerate, schiefrige Gesteine verschiedener Art, rote und weiße Granite und Gneise, ferner dunkle Granite und endlich die verschiedensten Gänge, welche wiederum die erstgenannten Gesteine durchsetzen, nehmen als Baumaterial der Dothan-Gruppe Anteil und bewirken durch das verschiedene Verhalten gegenüber der Verwitterung auch eine Vielgestaltigkeit, und dies auf engem Raum, in der Formentwicklung der Höhenzüge. So erscheinen messerscharfe Grate und sägeartig zerschnittene Rücken neben feingekerbten Spizen oder steilen isolierten Zinnen und Türmen. Auch die Wände tragen dabei ihr besonderes Gepräge. Der rasche Wechsel in der Gesteinsbeschaffenheit drückt sich neben der Farbigkeit oft in dem abgestuften Charakter derselben aus, und die Gänge durchziehen, besonders am Gebel Am Sidri, als rote oder grüne Rippen die Wände. Es ist klar, daß bei all diesen Eigenschaften auch die Festigkeit des Gesteins nicht die sein kann, welche der einheitliche Granit der Dattar-Berge darbietet. Am Abu Dothan selbst nun und in dessen näherer Umgebung sehen 20 bis 30 m mächtige Porphyrgänge auf, aus denen der oben erwähnte kaiserliche Porphyrr entnommen wurde, ein Gestein von prächtig dunkelroter Farbe, das zu den herrlichsten Ziersteinen gehört, welche wir kennen. Ein Gestein, das aber ebenso die alte geschichtliche Bedeutung dieser Berge bedingt hat. Das ist der im Steinmetzgewerbe als Porfido rosso antico bezeichnete Stein, der auch im sogenannten „Niobidensaal“ der Münchener Glyptothek als Säulen verwendet wurde. Es ist dies ein schöner Ornamentenstein, der bereits in der Frühzeit unserer Geschichte die Aufmerksamkeit der römischen Kaiser auf sich zog und der Anlaß zu einem groß organisierten Steinbruchbetrieb im hinteren Wadi Ma'in Milad am Südfuß des Abu Dothan gab, bereits unter der Herrschaft der Römer Claudius, Trajan, Hadrian und (etwa zwischen 40 bis 100 n. Chr.) Nerva. Blöcke und Säulen dieses Gesteins wanderten durch das Wadi Belih zum Roten Meer und von dort nach Rom. Von Rom kamen dann wohl auch in späterer Zeit die Säulen nach München. Die Spuren dieses alten Steinbruchbetriebes erkennen wir aber heute noch in den sonst stillen Tälern der Porphyrrberge. Etwa 5 km westlich vom Schnittpunkt des Wadi Belih mit dem Wadi Am Sidri treffen wir auf die Reste einer Laderampe,

von welcher aus die gebrochenen und teils auch schon bearbeiteten Steine zum Transport durch die Wüste gebracht wurden, längs einer alten Straße, die in südöstlicher Richtung an das Wadi Belih anschloß. Gebirge einwärts hingegen, kurz vor der Abzweigung des Wa'in Milad-Tales, ein Nebental des Wadi Am Sidri, sind weitere Ruinen zu erkennen, während in der Mitte des Wadi Wa'in Milad selbst, das gegen Süden hin zum Abu Dothan führt, in einer Verbreiterung des Tales auf etwa 300 m ein Brunnen und die Reste eines Tempels liegen. Oberhalb des Tempels waren dann die Steinbrüche. Die erwähnte Laderampe ist von hier aus 12 km entfernt. Das also sind die Brüche, aus denen der kaiserliche Porphyrt (wissenschaftlich ein Porphyrit) von den römischen Steinmetzen gebrochen wurde, und das ist die Geschichte von den Höhen um den Abu Dothan herum, dem „Vater des Rauches“.

Die El Schaib-Gruppe

In der südöstlichen Verlängerung der Ostkette des Dattar-Stockes, durch das Wadi Am Anfei getrennt, baut sich nunmehr die zerrissene Mauer des höchsten Gebirgskammes, des El Schaib-Stockes, auf, eine formensöhne Gruppe, die ebenso wie die Dattar-Ostkette den Charakter der Erosionswirkungen trägt, während auch hier die im Westen liegenden Berge, die von der Am Difi-Kette nach Süden hinziehen, die gerundeten Formen der Wüstenberge tragen. Der Gebel el Schaib ist der höchste Berg dieser Gruppe und mit seinen 2181 m der Kulminationspunkt der Agypthisch-Arabischen Wüste überhaupt. Den Nordpfeiler bildet der G. Abu Zogota, der in seinem Bau viel Ähnlichkeit mit dem Südostpfeiler der Zentralkette, dem Am Anfei, aufweist. Dem Zogota weiter nach Norden vorgelagert ist noch der mehr isolierte Keil des G. Oman (1133 m), von dem aus man einen guten Überblick über die El Schaib-Gruppe überhaupt gewinnt. Im Süden bildet den Ostpfeiler der G. Abu Abid und der G. Am Delfa, der eine im Westen, der andere im Osten. Dem G. Oman im Norden vergleichbar ist im Süden der G. Abu Rharif mit 1428 m, an dessen Südseite wiederum Ruinen eines römischen Tempels, des Claudianus-Tempels, liegen. Auch hier waren einst zur Zeit der Kaiser Hadrian und Trajan Steinbrüche, in denen Gefangene und Sträflinge Ziersteine brachen. Auch alte Goldminen sind in dieser Gegend. Die Gruppe wird am besten von der Küste des Roten Meeres aus erreicht, und zwar von Hurghada, wo die Niederlassung der Shell-Gesellschaft zur Ausbeutung des dort befindlichen Erdöles einen zweckmäßigen Stützpunkt bietet. Ohne besondere Schwierigkeiten führt von dort das Wadi Am Delfa in etwa 40 km Fahrt in direkter Südwestrichtung zu den Hängen, in welchen die Wasserstelle des Gebietes, der Bir Am Delfa, liegt. Dieser stellt einen ähnlichen natürlichen Wassertrog dar wie der Bir Dattar. In melancholischer Fahrt geht es zunächst von Hurghada über kaum gegliederte Schotterfelder der charakteristischen Flachwüste, die aber gut trägt, dann zwischen niederen Vorberggruppen hindurch, mit den bekannten grünen und bunten Gesteinen. Aus ihnen erhebt sich schließlich ziemlich unvermittelt die El Schaib-Gruppe. Eine zweite Route führt von Hurghada zunächst rein südlich, 15 km weit der Küste entlang, die hier ein unvergeßliches einförmiges Bild darbietet. Dann ziehen wir das Steuer West 30° Süd und erreichen nach weiteren 30 km, immer dem Wadi Am Anab folgend, unser Ziel. Ein anderer Zugang zu den El Schaib-Bergen wäre von Südwesten her. Wir müßten dabei einer uralten Karawanenstraße folgen, die durch das Wadi Fatiri führt, eine Strecke, die fahrtechnisch bereits seit längerem von englischen Offizieren erkundet wurde. Da aber hierzu vom Dattar aus etwa eine Fahrt gegen Rene zu von 65 km auf teils schlechtem Grunde nötig wäre und außerdem die Weiterreise durch das Fatiri-Tal selbst lang und schwierig ist, wird man zur Begehung der El Schaib-Gruppe wohl immer die Reise über Hurghada vorziehen. Dabei muß man allerdings auf diesem Wege, von dem Lagerplatz am Dattar aus gemessen, rund 70 km bis Hurghada zurücklegen. Es ist dies aber eine außerordentlich schöne und sichere

Strecke, die uns manch eindrucksvollen Durchblick zu den Dattar-Bergen gewährt (Tafel 19, Durchblick zur Dattar-Ostfette).

El Schaib heißt Greis. Das bedeutet aber nicht einen Zerfall oder ein Abklingen, sondern das Vereifte und Erhabene, den Herrscher. Und in diesem Sinne sind die Höhen der El Schaib-Gruppe von den Arabern so benannt als die beherrschenden Berge der Wüste. Unser Bild läßt sie selbst noch über eine Entfernung von 35 km hinweg aus dem Wadi Belih heraus als eine monumentale Gruppe erscheinen (Tafel 20).

III. Die Wüste als Ganzes

Wenn wir nunmehr nach all dem Geschilderten uns des Eindruckes nicht verwehren können, daß in dem Landstrich zwischen dem Nil, dem Schwarzland der Ägypter, und dem Roten Meer, dem Rotland, ein Gebirge von fremdartigem, wenn auch erhabenem Charakter vorliegt, so werden wir auch die berechtigte Frage stellen, durch welche Eigenheiten ein derartiger Eindruck erweckt wird. Grundlegend bleibt die schon wiederholt festgestellte Tatsache, daß allein das Gestein, das jene Berge aufbaut, und zwar nach Form und Farbe, für das entstehende Bild tonangebend ist. Hierzu kommt für die Bergwüste das vollkommene Fehlen eines geschlossenen Schuttmantels, der sonst in anderen Gebieten unserer Erde die Hänge umhüllt. Ferner ist es die Abwesenheit eines Vegetationsgürtels und das Fehlen eines Bodens im Sinne eines Vegetationsträgers im Klima unserer Breiten. Der Stein herrscht in seiner Nacktheit allein über Form und Farbe, eine starre Bergwelt türmt zum Himmel, aus der wie Gletscher die Schuttströme herausziehen (Tafel 20, Rundbild). Erstarrt ist auch die Vielheit der Wasserrisse und Bachbetten, die überall die Wände durchsetzen, nichts lebt, nichts bewegt sich. Zu all dem tritt noch als Besonderheit das jähe, überragende Aufsteigen des Zentralmassivs aus den niederen, zwerghaften Vorbergen mit ihren dunklen Farben. In der Geburtsstunde dieser Bergwelt haben diese grünen Schiefergesteine wie eine Hülle den granitenen Kern umgeben, der sich nun rücksichtslos dieser Hülle entledigt hat, so daß heute der rote Granit unvermittelt bizarr, wie ein Gebirge über einer Hochnebeldecke, aus seinem kleinen, bescheidenen Schiefergürtel herausragt, an den sich als letztes Formelement die Schotterflächen der Wüste anschließen.

Aber den Schotterflächen vollführt, oft bis zur Höhe von 2 m, die sonnendurchglühnte Luft ihren Schlierentanz, und darüber herrscht die Farbensymphonie des Steins und der Atmosphäre, die jeden Morgen, jeden Abend sich mit anderen Motiven zeigt. Wer diesen Zauber nicht kennt, kann nie die erhabenen Gefühle begreifen, die trotz der Totenstille und der erstorbenen Berge den einsamen Alleingänger in dieser Wüste beherrschen. Aber trotz dieser Stille, die nur unterbrochen wird, wenn der steife Wind sich fauchend in den Löchern der Felswände fängt, ist gerade in dieser Wüste Leben genug vorhanden. Büsche, Sträucher und Bäume erheben sich aus den jungen Rinnalen, welche die gelegentlichen Regenmassen immer wieder durchfließen. Oft bilden sie ganze Baum- und Strauchreihen, wie unser Rundbild der Tafel 20 im linken Teil erkennen läßt. Vereinzelt zeigen sich auch Bäume von beträchtlicher Größe (Tafel 20, Abu Dokhan, Tamariske im Vordergrund). Blütenpflanzen von wohlthuender Farbenpracht, sowohl im Grün wie in den Blüten selbst, bilden über metergroße Polster von 30 bis 40 cm Höhe (Heliotropium). Auch niedere Sträucher sind in Polstern angeordnet, die stromlinienartige Hügel bilden, welche die Pflanzen vor dem Zugedecktwerden durch den im Winde treibenden Sand schützen. An farnförmig beblätterten Sträuchern hängen kürbisähnliche Früchte, grün-, gelb- oder rotgestreift, die beim Reifwerden, etwa Ende Februar, sich von den Stielen lösen und im trockenen Zustande, durch die bewegte Luft, klappernd über den Sand rollen (Citruillus colocythus). In schattigen Wasserrissen der Berge wiederum blühen Resedenarten und andere mehr. Die meisten dieser Blütenpflanzen sind aber insolge einer starken An-

häufung ätherischer Öle klebrig und vielfach auch giftig. Sträucher und strauchartige Pflanzen hingegen tragen, mit wenigen Ausnahmen, lange, harte Stacheln, denen selbst die Reifen eines gewöhnlichen Personenwagens nicht widerstehen können. Man hüte sich daher, allzuoft über herumliegende Zweige oder gar durch niedrige, dürre Büsche zu fahren.

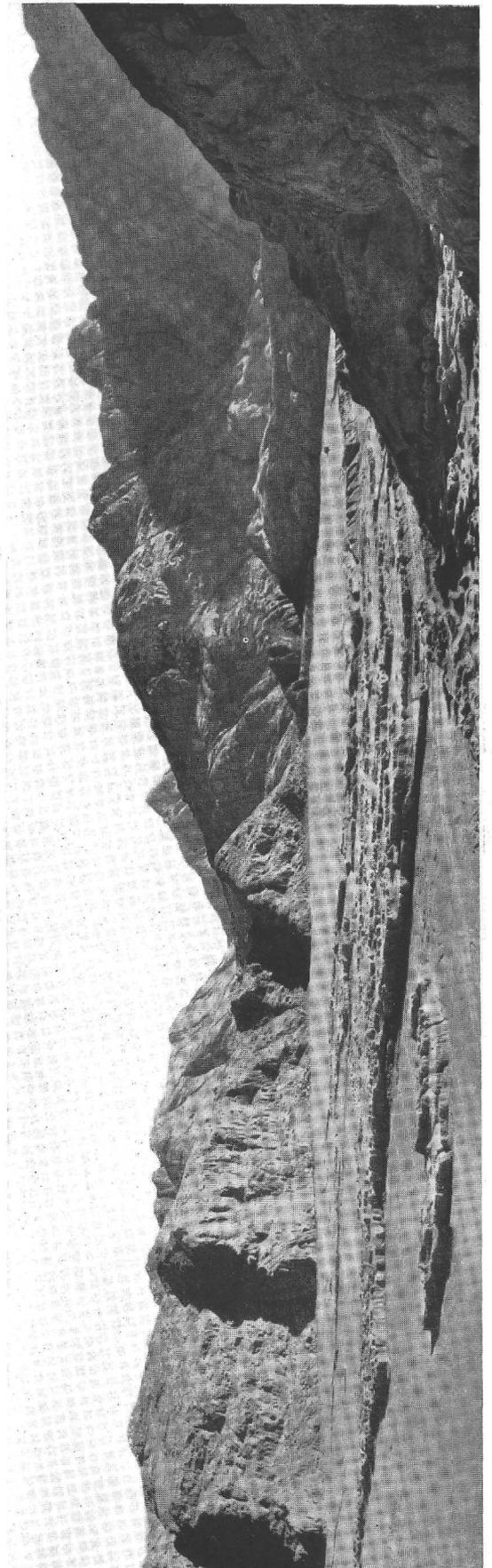
Ist nun schon die Pflanzenwelt von einer nicht zu unterschätzenden Mannigfaltigkeit, so trifft dies in noch weit größerem Maße für die Tierwelt zu. Sie ist in dem beschriebenen Wüstenland von einer erstaunlichen Reichhaltigkeit. An der Küste des Roten Meeres wird man Gazellen antreffen, während am frühen Morgen auf größeren Steinblöcken in Küstennähe unbeweglich mächtige Nasgeier sitzen, die wie große Baumstrünke aussehen. Im Hochgebirge haufen die außerordentlich scheuen Steinböcke sowie, zahlreich vertreten, kleine, dunkelbraune Füchse, die neugierig und frechfüchtig genug sind, um sich nachts in Fallen fangen zu lassen, die in einfacher Weise aus schräg aufgestellten Proviantkisten hergestellt wurden. Man wird sie aber dann, nachdem man sie genug beobachtet hat, am besten wieder der Freiheit überlassen, denn die Wüste mit ihren harten Lebensbedingungen sorgt von selbst, daß die Tiere nicht überhandnehmen. Kleine, niedliche Mäuse mit beigefarbigem Fell, die in der Gelschhochwelt herumhüpfen, und eine Marderart, welche bei Nacht vom Scheinwerferlicht aufgeschreckt wird, vervollständigen den Bestand an Säugetieren. Auch die Vogelwelt trägt das ihrige bei. Außer den bereits erwähnten Nasgeiern zeigt die Flachwüste in der weiteren Umgebung des Kulfurlandes Rebhuhnarten mit orangeroter Brust, die am Auto vorbeihüpfen und sich beim Anhalten den Wagen mit höchstem Interesse aus nächster Nähe beschauen. Im Inneren der Quattar-Berge, also nahe den Wasserstellen, beobachten wir Bachstelzenarten, ferner die gewöhnliche schwarze Krähe, die im Stromland des Nils eigentlich kaum in Erscheinung tritt, und endlich einen prächtigen Adler, ein mächtiges Tier von dunkelbrauner Farbe mit orangegelben Federn an der Unterfläche der Schwingen. Immer wieder, in tagelangen Abständen, zog er seine Kreise über dem Lager, um zu beobachten, was hier vor sich geht. Das gleiche Interesse zeigte er aber auch, wenn ich auf Bergkundfahrt war, wo er mich anscheinend schon von weitem aus seinem Horst heraus, der in den Wänden des Um Anfei lag, erspäht hatte. Was nun sonst noch fliegend die Luft durchschwirrt, ist nicht weniger erstaunlich: Schmetterlinge vom Typus der Schwärmer, große, grüne Libellen, zu mehreren im Verbande fliegend und wohl im Wasser des Bir Dattar geboren, wo ich einige Larven sah. Dann Hornissen, eine weniger erfreuliche Erscheinung, da sich die Tiere gerne unter den Kopf des Fotografen setzen, und noch unerfreulichere Tiere, eine Anzahl von Fliegen, frech und aufdringlich wie überall in der Welt. Selbstverständlich gibt es auch Skorpione und Schlangen, meist in sehr giftigen Arten, aber gottlob sich nur selten zeigend. Als letztes möchte ich Ameisen erwähnen, die als Wohnung 10 bis 25 cm im Durchmesser betragende Ringwälle aufwerfen, in deren Mitte ein kleines Loch in die Tiefe des Sandes hinab zu ihren Bauten führt.

Das also ist die Wüste, ihr Bild und Leben, die Wüste, in der die Berge in Schutt und Sand, unbekannt und ungenannt, zum Himmel streben. Ein Landstrich, reich an Schönem und Geheimnisvollem, reich an geschichtlichem Erleben, das schon 2000 Jahre zurückliegt und doch ein unentdecktes Land bis in unsere Zeit geblieben ist. Es ist ein Wüstenland und damit ein Stiefkind der Menschen: Grauen und Unwirklichkeit, Trostlosigkeit, bis zur Melancholie gesteigert, verbindet sich damit in der Vorstellung der Menschen. Und trotzdem möchte ich sagen, daß die Wüste das Schönste ist, was ich je gesehen. Der Zauber, den das Erleben der Wüste auf den Menschen überträgt, ist schwer in Worte zu kleiden, aber wer diesen Zauber einmal gefühlt, der wird ihn niemals von sich streifen können. Und wenn die Wüste ihn ruft, so wird er diesem Rufe immer wieder folgen.



Das Wadi Altrahy mit dem Abu Dofhan links und den Dattarbergen rechts

Der Dattarkeffel mit dem Am Anfei im Hintergrund

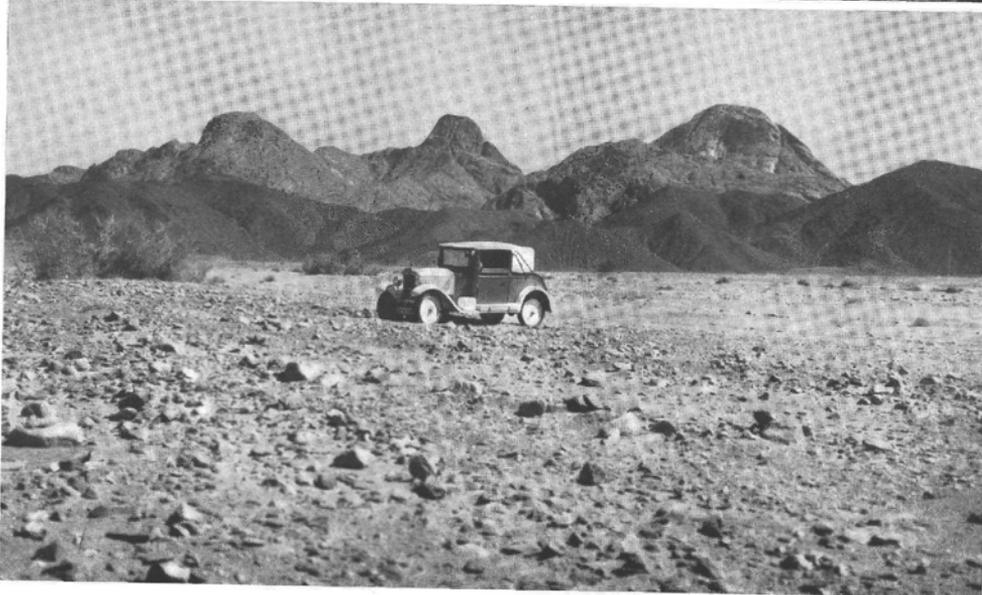




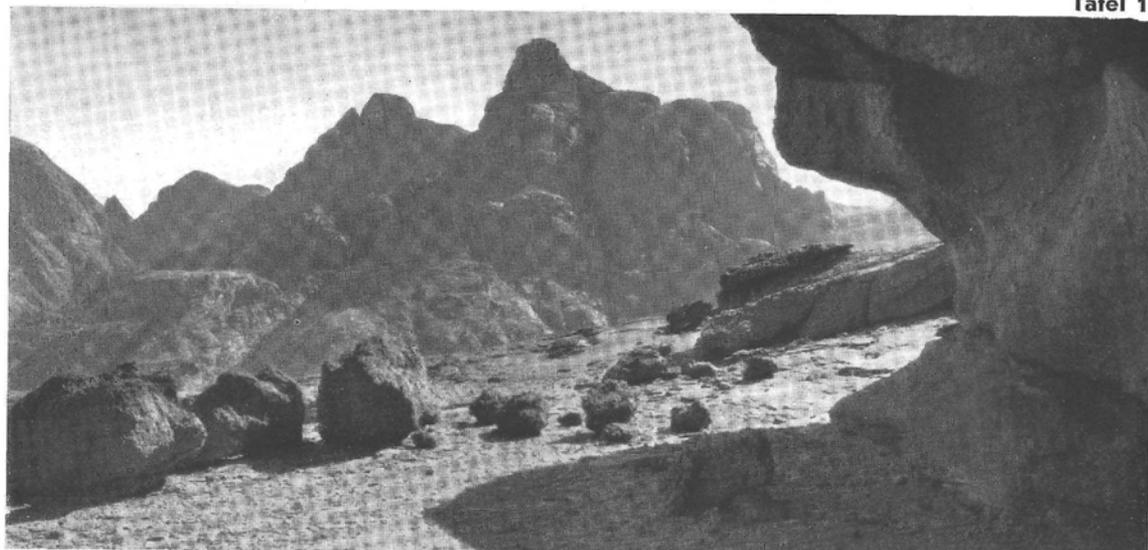
Dattar-Westkette mit Gangrippen in den Vorbergen



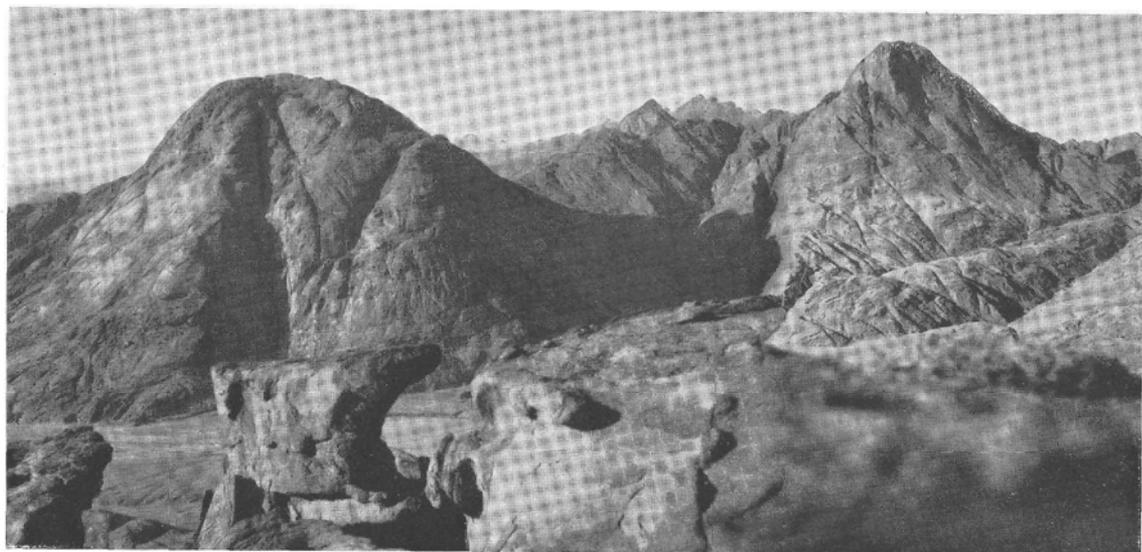
Dattar-Ostkette vom Wadi Belih aus mit den dunklen Vorbergen



Dattar-Nordkette vom nördlichen Wadi Dattar aus mit den niederen Schieferbergen

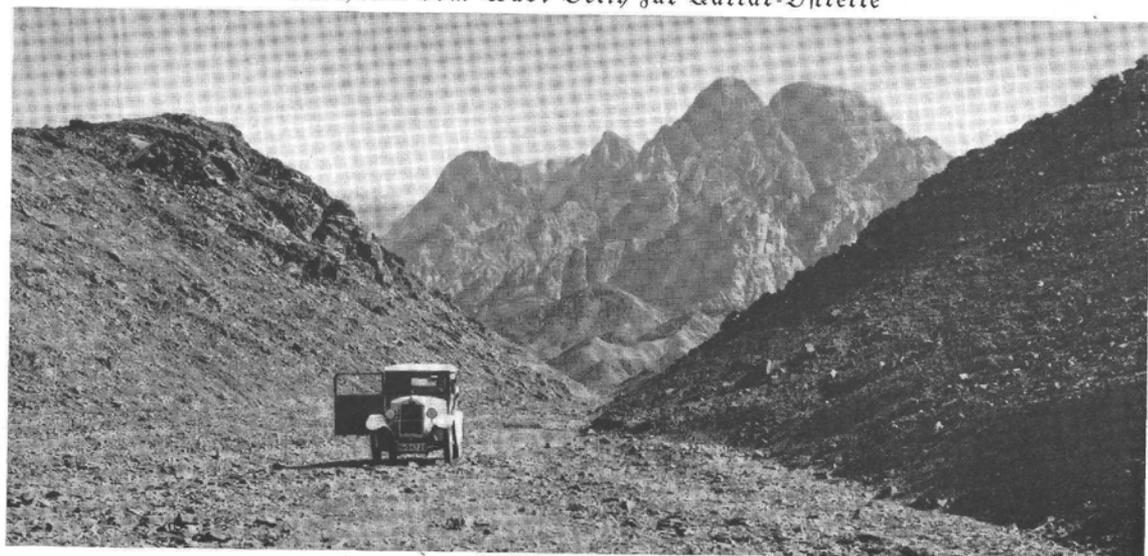


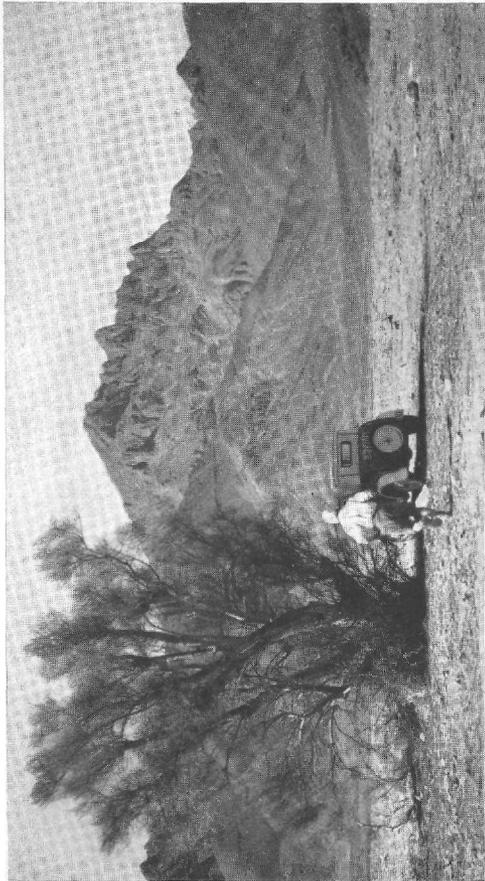
Der Um Anfei



Der Djebel Dattar rechts aus etwa 1100 m Höhe von der Westkette aus

Durchblick vom Wadi Belih zur Dattar-Ostkette

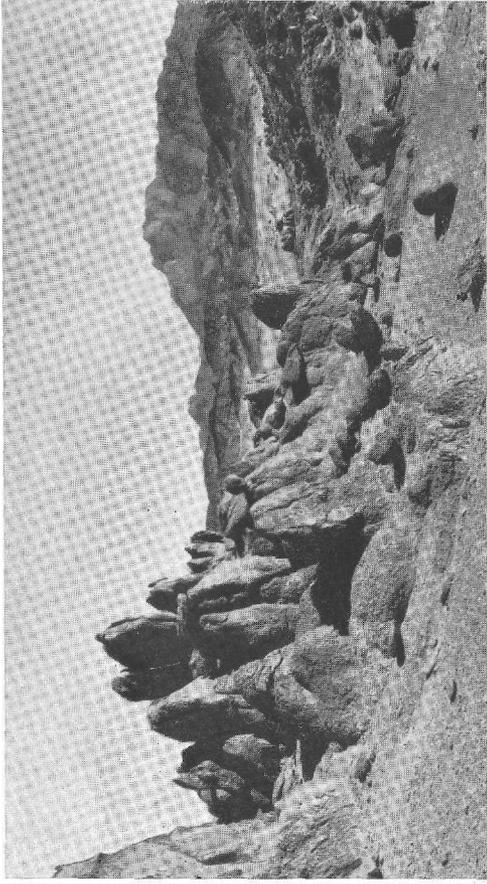




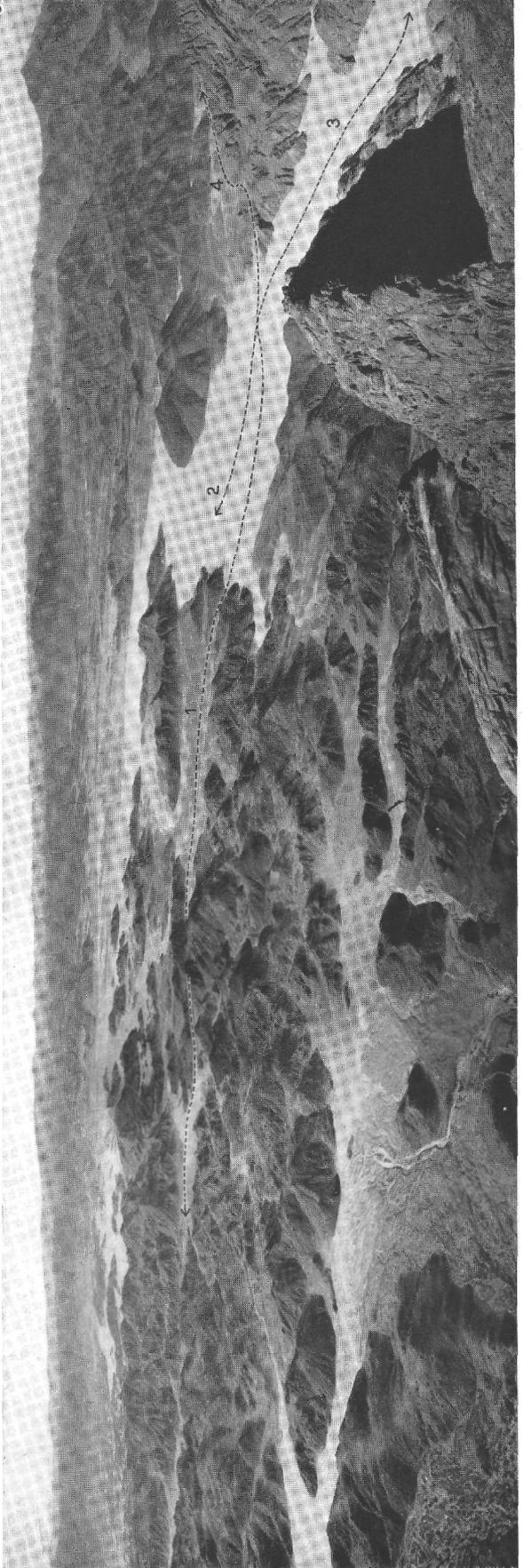
Der Abu Dofhan vom Wadi Belih aus

Erstbild m. Storz

Das Wadi el Ultrafy (1), Wadi Daffar (2 und 3) sowie Wadi Belih (4) und die Dofhan-Berge aus 1600 m vom Nordpfeiler der Daffar-Weiffette aus (Rundbild)



Die El Schatb-Gruppe vom Wadi Belih aus



Unsere Bergführer

Von Fritz Schmitt, München

Männer, die Pickel und Seil als Handwerkszeug erkoren, das sind unsere Bergführer. Wegweiser, Pfadsucher und Erschließer, deren Wiege unter steinbeschwerten Schindeldächern stand, die der Berg gebat, ernährte und vielfach auch fällte. Es wäre falsch, sie als Helden oder Dienstknechte einzuschätzen. Bergführer sind Menschen mit Werten und Mängeln, die der Alpinismus aus ihrem Alltag riß und auf eine oft harte Probe stellt.

Wir wissen, daß sich bereits die ersten Reisenden und Bergbesucher in den ihnen unbekanntem, unwegsamem Alpen nach ortskundigen Begleitern umsahen. Man verwies sie meist an Gensjäger oder Wildschützen, Hirten, Holzknecchte, Köhler und Steinklauber. Belsazar Hacquet, den seine „mineralogisch-botanischen Lustreisen“ nach 1770 auch kreuz und quer durch die Ostalpen führten, empfahl: „Wildbiebe sind die besten Geleiter, denn sie wissen sich in der größten Gefahr herauszuhelfen, sie sind unermüdet, abgehärtet, können eine große Last tragen, wissen alle Schlupfwinkel des Gebirges, und man ist sicher, daß man bei ihnen nie verhungert.“

Bei den ersten großen Gipfelbesteigungen in den Ostalpen (Großglockner, Ortler und Großvenediger) spielten Einheimische bereits eine bedeutende Rolle. Dennoch leiteten die Einzelleistungen der Brüder Klotz und des Pichler-Josefsele Jahrzehnte der Führernot ein. Wir hören aus jener Zeit die Stoßseufzer der Reisenden, wie beispielsweise den bedauernden Vergleich E. von Mojsisowics' aus dem Jahre 1864: „Es sind harte Proben, die an einen österreichischen Bergfahrer herantreten, von denen sich die schweizerischen und englischen Kollegen mit ihren geschulten Schweizer und favorischen Führern nicht träumen lassen.“ Ja, so war es wirklich! Viele der armen Teufel in weltabgeschiedenen Ostalpenwinkeln witterten Geld in den Säckeln der Touristen, spürten rundes Silber zwischen den Fingern und maekten sich Führereigenschaften an, die sie nur sehr kümmerlich besaßen. Wirte schickten mit den Stadtherren ihre Haus- und Stallknechte bergwärts und nahmen ihnen hinterher den Großteil der Führerlöhne ab. Manchen, der noch nie Gletschereis betreten, packte dort oben jähes Entsetzen, und auch im ungewohnten steilen Fels versagten viele gänzlich.

Die ersten Anstrengungen, diese Zustände zu bessern, fallen in die Gründungszeit der Alpenvereine in unserem Gebiet. Auf Anregung des D. A. B. wurde 1863 im Lande Salzburg versucht, das Bergführerwesen zu ordnen; es blieb jedoch im wesentlichen bei Papiererlassen, denn es galt ja in erster Linie, tüchtige Bergführer heranzubilden. Das erkannte alsbald der junge D. A. B., insbesondere der Mitgründer und Vater aller Führer Johann Stüdl. Er leistete als erster praktische, wirklich vorbildliche Arbeit in dem ihm lieb gewordenen Glocknergebiet. Obwohl in einem Verzeichnis von 1869 bereits 236 Ostalpenführer vermerkt waren, fehlte es sowohl an Auslese und Organisation wie auch an Rüstzeug. Statt Rucksäcken benutzten die Leute meist Tragkörbe oder Kragen, statt Eispickeln oft gewöhnliche Stöcke, Griesbeile, ja, die unglaublichsten Werkzeuge, wie Zuckermesser und Hammer. Vor 70 Jahren gründete Johann Stüdl in Rals den ersten ostalpinen Führerverein; er schickte Ausrüstung und Karten ins Osttiroler Glocknerdorf und half mit Rat und Geld. Stüdl schrieb damals: „Die Führer von Rals gehören unstreitig zu den besten von ganz Tirol, und einige von ihnen werden kaum ihresgleichen in den deutschen

Alpen finden.“ Auf Ansuchen der Heiligenbluter schauten Karl Hofmann und Johann Stüdl hier ebenfalls nach dem Rechten, und bald entstanden in anderen Turistenorten, wie Berchtesgaden, Fusch, Gastein, Neustift, Sulden, Trafoi usw., Führervereine. Immer fruchtbarer erwies sich fortan die Betreuung der Bergführer durch den D. A. B. 1870 wurden Senn, Stüdl und Trautwein mit dem Ausbau des Führerwesens beauftragt, und bereits im nächsten Sommer genehmigte die Statthalterei die Richtlinien. Ferner bewährte sich die Verteilung einwandfreien „Handwerkszeuges“, also von Eispickeln, Normalseilen, Verbandkästen, Laternen und Karten. Seit 1878 besteht eine Unterstützungskasse, seit 1881 werden regelmäßig Lehrkurse abgehalten; bis 1919 wurden in 85 Kursen mehr als 2000 Führer geschult. Stolz trugen die „Autorisierten“ ab 1882 das Bergführerabzeichen mit dem Alpenvereins-Edelweiß. Trotz mancher Widerstände leistete der D. A. B. weiterhin zielstrebige und fruchtbringende Arbeit. Im Spätwinter 1902 hielt W. von Arlt nach dem Beschluß der Meraner Hauptversammlung den ersten Skilaufl-Lehrkurs für Bergführer im Pinzgau ab. Von zwanzig Geladenen erschienen allerdings nur zehn. Paulcke und Gruber stellten sich am Arlberg als Ausbilder zur Verfügung. Auch hier schimpften die zwanzig bärtigen Stifläuglinge zunächst in verschiedenen Mundarten über die neumodischen Gleithölzer. Bei einer Besteigung der Balluga murmelte ein Führer grimmig: „So a Dummheit hab i meiner Lebtag noch nit g'macht“, und ein anderer, ziemlich wohlbeleibter Kollege markierte die Abfahrt mit zahlreichen Trichtern; jedesmal stöhnte er: „Plumps dich, Nazi!“ Ja, so sahen die Vorläufer unserer heutigen Stibergführer, Lehrer und Kanonen aus! Es ging rasch vorwärts: im Winter 1903 beteiligten sich bereits 55 Bergführer an den Kursen, und drei Pinzgauer, Heim, Schwärzler und Unterberger, bestiegen gar selbständig den Großvenediger auf Skiern.

Nachdem noch nirgends eine zusammenfassende Würdigung der bedeutendsten volksdeutschen Ostalpenführer zu finden ist, soll zum 70. Jahrestag von Stüdl's Gründungswerk in Rals an jene wackeren Männer erinnert werden. Nicht geschichtlich und biographisch erschöpfend, sondern kurz und wesentlich.

Führer der Nördlichen Kalkalpen

Weit spannen sich die Kalkberge vom Rhein bis zur Donau. Grüne Hügelwellen und graue Grate. Wir wollen Täler und Dörfer durchstreifen, an die rissigen Türen der Einödhöfe pochen und nach den alten Führern fragen. Nur einen kurzen Blick wollen wir in die hellen und dunklen Augen, in die abgegriffenen Führerbücher tun und dann wieder weiterwandern.

Vorarlberg. Trotzig ragen die Felsburgen des Grenzlandes, am unnahbarsten die Simba. Jrgendein Gernschütze soll oben gestorben sein, sicher ist, daß der Bludenz'er Brunnenmacher Anton Meyer 1848 den Gipfel betrat. Der „Wüchels-Toni“ und seine Kinder entstammten einem tüchtigen Berglergeschlecht. Die Meyerbuben eröffneten 1849 einen neuen Weg auf die Scecaplana von Oberzalim aus. Später zogen sie übers Meer ins amerikanische Goldland, nur Josef blieb, und sein Sohn band als autorisierter Führer manchen Turisten ans Seil. Mit dem alten Brunnenmacher durchstreifte der Drechsler Heine aus Bludenz gerne die Heimatberge (Erstersteigung der Rotwandspitze); er betätigte sich als erster Simbaführer und geleitete Alpinisten wie Blezinger, Pendlebury und Sohm auf die schroffe Spitze. Blodig bezeichnete Heine als „eine Perle als Mensch und Führer“. Einen geachteten Namen erwarb sich Christian Judrell, Lehrer in Schruns. 1868 beteiligte er sich an der Zweitersteigung des Diz Buin, zwei Jahre später führte er Ruffner im Fernall, und Capt. Farrar begleitete er auf Simba und Patteriol. Seine Glanzleistung war die Erstersteigung der Drusenfluh allein und aus eigenem Antrieb. Niemand wollte recht daran glauben, aber allen Zweiflern lachte Christian nur ins Gesicht: „Wer hinaufkommt, wird's schon sehen!“ 18 Jahre nach Judrell betraten Blodig und Sohm den

Gipfel und entzifferten auf einer Felsplatte „C. 3. 70“. Blodig schickte dem wackeren Schrunser eine Karte, auf die er nur die vorgefundenen Zeichen malte und erhielt postwendend die ebenso kurze Antwort: „Gratuliere zur Drusenfluh!“ 1899 legte Zudrell wegen Kränklichkeit den Pickel endgültig aus der Hand, und 1910 schloß der ob seiner Offenheit — manche sagten Grobheit — bekannte Mann die Augen. Von seinen Nachfolgern ist Both (Schruns) zu nennen, der 1899 mit Sohm die Sulzfluh vom Drusentor aus und im nächsten Sommer die Simba über den Westgrat erklimmte. Mit den Lechtaler Bergen sind vier Führernamen verknüpft: Peter Sieß aus Grins begleitete 1869 den Wiener Specht auf die Parfeierspize, Alois Staggel aus Grins besuchte auch Dolomiten und Bernina, und Anselm Klotz aus Stocach eröffnete mit Zott, G. Hofmann u. a. neue Führen zur höchsten Erhebung der Nördlichen Kalkalpen und erkletterte allein die Freispitze, Anton Ladner aus St. Anton lernte darüber hinaus Fels und Eis der gesamten Alpen eingehend kennen.

Im Allgäu fehlte es nicht an Männern aus Kernholz. In einem Handbüchlein von 1856 lesen wir: „Dem Führer zahlt man täglich 1 fl. 24 kr. bis 1 fl. 36 kr. nebst freier Zehrung im Falle des Einkehrens.“ Sendtner empfahl um jene Zeit Franz Schafhüttl aus Oberstdorf, der ihn drei Jahre hindurch getreulich begleitet hatte: „Er ist aller Wege kundig, sicher, aufmerksam und bescheiden.“ Als vielgenannten Mädelegabel-Führer finden wir den einarmigen Hafner Hipp, der 1867 mit Ruchner seine 78. und noch lange nicht letzte Besteigung unternahm. Als Spezialist für die jähen Graskegel der Höfats galt Ignaz Mezeler, in Oberstdorf als „Schwäbeler“ bekannt. Sendtner lobte ihn mit herzlichen Worten: „Schwäbeler und die Höfats gehören zusammen; sie wetteifern an Schlantheit, Grazie und Härte.“ Im August 1855 heuten die Brüder Jochum aus Birgsau am Einödsberg und erklimmen, durch ein Genspaar aufmerksam gemacht, die Trettachspitze erstmals. Unten in Einödsbach saß im braunen, aus dem 16. Jahrhundert stammenden Holzhaus einer, der es ihnen gleich tun wollte: Johann Baptist Schraudolph. Wenige Tage nach den Jochums richtete er auf dem Gipfel den Kreuzbalken auf, der lange Zeit als Ersatz für ein Gipfelbuch diente. Die Besteiger schnitzten nämlich eine Kerbe ins Holz, um ihre Anwesenheit zu bestätigen. Als in den sechziger Jahren sich ein zugewandter Senne brüstete, die „Trettach“ bestiegen zu haben, klonn Schraudolph unverzüglich hinauf, um nachzuzählen, und wirklich hatte der Fremdling nicht aufgeschritten. Schraudolph war bis 1875 „wild“ und fortan autorisiert der begehrteste Führer im Allgäu. Sein Berg blieb die Mädelegabel, die er bis 1897 416mal bestieg. Hermann von Barth, der wiederholt in Einödsbach zuehrte, schilderte den Führer als „eine untersechte, sehnige Gestalt mit rotem Bart und hellen blauen Augen“. Dem Siebzigjährigen schrieb eine Frau ins Führerbuch: „Der alte Schraudolph steigt noch immer wie ein junger Herrgott und ist allweil fidel.“ Als der Baptist noch ein strammer, kniefester Bursche war, hatte er eine junge Miß auf die „Gabel“ zu führen. Auf dem Gipfel dankte sie ihm als süße Dreingabe mit einem Kuß, jogleich aber flüsterte sie, ob der Anschicklichkeit erröthend: „Mister Schraudolph, ich glaube, wir sind zu weit gegangen.“ Der wischte nur mit dem Handrücken über die Lippen und meinte: „Yes, ganz recht hast, dös hätten mir weiter drunten ah schon können!“ Schraudolphs Vetter Vinzenz stürzte 1858 im trügerischen Bachergerwand tödlich ab. Franz, der Sohn, wahrte nach dem Tode des 82jährigen Vaters 1908 den trefflichen Ruf als Führer, Wirt und Mensch. Und weitere Allgäuer Namen: Thaddäus Blattner, von H. von Barth der „Hauptheld der Höfats“ genannt, Leo Dorn, der „Adlerkönig“, Führer Sobel, Franz Bragmair, der auch mit Dolomiten- und Westalpengipfeln Bekanntschaft machte, und Kaufmann (Winterstein). Letzgenannter war ein aufgeschlossener Mann, der 1905 seine 200. Hochvogelbesteigung melden konnte.

Im Werdenfeller Land wuchs sich natürlich die Zugspitze zum Mittelpunkt turistischen Geschehens aus. Im August 1920 band der mit Vermessungs-

arbeiten beschäftigte Leutnant Naus als erster bekannter Bergsteiger auf dem Gipfel sein Sacktuch an einen Bergstock. Führerdienste leistete der Partenkirchner Georg Deuschl, der dafür 2 fl. 42 kr. erhielt. 1834 beteiligte sich an der dritten Ersteigung Johann Barth, genannt „Hanni“, und im nächsten Sommer geleitete er Dr. Einsle auf die damals noch berücksichtigte Spitze. Die Schneid und Gewandtheit des Burschen, „der über zwei nebeneinanderstehende Pferde mit Leichtigkeit volfigiert“, wurde gerühmt: „Als im Jahre vor dieser Besteigung der Turm zu Partenkirchen mit einem Blitzableiter versehen wurde, unternahm sich ‚Hanni‘, der damals kaum 18 Jahre zählte, dieser Arbeit. Man ließ ihn mittels eines Seiles auf einem sogenannten Bock von der Turmspitze herab. Auf halbem Wege bemerkte ‚Hanni‘, daß sich der Knoten zwischen Seil und Bock lösen will. Voll Geistesgegenwart packt er das Seil, läßt den Bock unter sich fallen und klettert nun ganz ruhig auf den Turm zurück.“ — Zwei Geschlechter, die tüchtige Führer stellten, waren die Ostler, vulgo Roser, und die Dengg. Der alte Roser-Sepp führte 1857 den ersten Touristen auf den Zugspitz-Ostgipfel und stieg fleißig bergwärts, bis er 1879 am Plattachferner, als er einer Verstiegenen Hilfe bringen wollte, tödlich verunglückte. Roser-Sepp II, der Sohn des alten Johann, betätigte sich nicht minder eifrig; von seinen Neuturen sei die Erstersteigung des Kleinen Warensteins mit D. Schuster erwähnt. Der alte Roser feierte 1895 seinen 500. Zugspitzbesuch. Verwegene Burschen waren die Brüder Johann und Josef Dengg. Gemeinsam erstiegen sie 1876 die Zugspitze aus dem Höllental, und vier Jahre später betraten sie als Nachfolger S. von Barths auf neuem Wege den Hochblaffen. 1892 stürzte Josef, der Zeisels-Seppel, mit Dr. Mainzer an den Plattspitzen ab. In den „Mitteilungen“ wurde er als „wohl der beste Führer des Wettersteins“ gewürdigt. Von seinem Bruder Hans wäre manches schneidige Stück zu erzählen; wie er 1880 dem Bayernkönig Ludwig II. auf der Partenkirchner Dreitorspitze ein Geburtstagsfeuer abbrannte und oben nächtigen wollte, oder von einer Wette, derzufolge er ganz allein das schwere Gipfelkreuz von der Ostspitze über den scharfen Grat auf die Mittelspitze schleppte. Dengg führte erstmals die Tur über alle drei Höllentalspitzen und richtete 1892 das erste Steinmandl auf dem Musterstein und der Wettersteinwand auf.

Es fehlte auch nicht an Angriffen gegen die Werdenfeller Führerschaft, insbesondere J. Enzensperger und Ruederer führten eine scharfe Feder gegen gewisse Auswüchse. Die wirklich strebsamen und bergtütigen Männer wurden aber nicht betroffen. Zu erinnern ist an Anselm Barth, den „Zugspitzvater“, der 1932 gegen den Schneeferner abstürzte, an die Sonnweber, vulgo Rauch, aus Ehrwald; den beiden Brüdern gelang 1871 der Erstaufstieg durch das Osterreichische Schneekar zur Zugspitze, und zwar mit drei Engländern. Auch den Namen Reindl findet man frühzeitig in der Wettersteinerschließung vermerkt. Von Anton Reindl, dem langjährigen Pächter der Meilerhütte, sind zwar keine Erstlingsfahrten zu melden, aber er beteiligte sich an etwa 30 Bergungen, und das wiegt auch schwer. Einer dieser Gänge führte ihn 1937 an der Dreitorspitze in den Tod.

In den Mieminger Bergen betätigten sich sehr eifrig Guem-Jackl und sein Sohn, die Sonnweber und Spielmann aus Ehrwald. Karwendelführer sind nur wenige vorzustellen. Da wäre der fast sagenhafte, himmellange Ragg aus Scharnis, als Schmuggler, Wildschütze und „Wieskerl“ berüchtigt und bekannt, ferner Fütterer, Hornsteiner und Krinner, genannt Gschli, aus Mittenwald. Georg Fütterer, der sogar die Meije und die Barre des Ecrons bestieg, starb 1924, und ein junger Krinner stürzte mit Kofler, nachdem den beiden die Wintererfletterung der Schlüsselkarspitze über die Südwand gelungen war. 1932 an der Nordwand der Aiguille du Dru ab. Der Jagdgehilfe Alois Norz schrieb 1895 als Eigenempfehlung im Deutsch der Filsbriefe ins Gipfelbuch der Birkkarspitze: „... Püttet die Hoe Alpen Sektions Verein Um Püttlich zu Ein Pehördlichen

Fürter auf zu Nehmen." Er war im Fels bestimmt gewandter als auf dem Papier und ist wirklich ein verlässlicher Führer geworden.

Bei dem ersten turistischen Gipfelbesuch im Wilden Kaiser 1794 waren der „Uhrmacher von Schwöich und dessen Jagdhund“ Begleiter des Chorherrn Bernsdorffer auf den Scheffauer. Stefan Unterrainer, als Hauzensteffl weit bekannt, lernte das Kaisergebirge erst als Wildschütze, später als Jäger kennen. Wir wissen von ihm, daß er 1826 Thurwieser und Carl auf die Acker- und Maukspitze führte. Nachdem der Salzburger Professor „mit Verdruß“ die überragende Höhe der Ellmauer Halt feststellte, betrat der Steffl den „wirklich höchsten Spiz im Kaiser“. Sein schneidigstes Kletterstück war wohl der Alleinabstieg über die Nordwände des Mitterkaiers schnurstracks zur Griesner Alm im Jahre 1830. Noch größeren Führer Ruhm sicherte sich der Goinger Bauernsohn Johann Schlechter, bekannter als Madlhansl. Als Beruf hätte er getrost den eines Wilderers angeben können, meinte Franz Nieberl. Von 1869 bis 1880 holten ihn namhafte Bergsteiger, wie Karl und Georg Hofmann, Babenstuber u. a., als Weggefährten. In Ellmau empfahl man ihn damals als den besten Kenner und Steiger des Kaisergebirges. Besondere Achtung verdient sein 1880 mit Bonnet ausgeführter Abstieg von der Ellmauer Halt über die Haltplatte. Daß er auch als alter Krauterer noch bergfreudig war, bewies er durch sein Erscheinen zur Eröffnung der Gruttenhütte; der Madlhansl hatte damals bereits 82 Jahre auf dem Buckel. Etwas weniger scheint sich Peter Eisenmann vom Schießlingerhof bewährt zu haben. Als er 1869 den jungen Karl Hofmann auf den Treffauer führen sollte und sich in den Felsen böse verstieg, gab er kleinlaut zu: „Überall war i schon drohen, grad auf dem Trefferer noch nit!“ Auf dem glücklich erreichten Gipfel fragte ihn der wissenschaftliche Tourist nach dem Namen der hohen Nachbarspitze, und was antwortete Peter? „Söll woaz i nit!“ Er wußte es auch ein Vierteljahr später noch nicht, als er Babenstuber und G. Hofmann auf den Treffauer geleitete, denn auf die Frage nach dem Namen der imponierenden Haltspitze brummte er nur: „Söller Berg geht mi nix an!“ Hofmanns Urteil lautete: „Ein ausgezeichnete Steiger, aber ein sehr schlechter Führer!“ Noch „besser“ war der Neuner-Wastl, der 1867 Trautwein und Gefährten statt auf den Treffauer auf den Wiesberg loste. Schafhirte — Bauernknecht in Going — Bergführer, das war der Lebensgang des Michel Soyler, genannt Steinackerer. Merzbacher schilderte ihn: „Gedrungen von Gestalt, sehnig, ungeschlacht, mit rotblondem Haar und kleinem, struppigem Schnurrbart, kühner Nase und kleinen, schlau blinzeln den Augen, von denen das eine halb eingedrückt war.“ Er war ein gefürchteter Raufker und verwegener Steiger. Von seinen 5 fl. Führertaglohn mußte er 2 fl. seinem Dienstherrn geben. Glanzleistungen: 1881 Erstersteigung des gefürchteten Totenkirchls und Durchkletterung der Steinernen Rinne.

Als erster autorisierter Kaiserführer ist ab 1881 Thomas Widauer, Bauer, Wirt und Zimmermann am Hintersteiner See, zu nennen; „ein stiller Mann, mit krausem Haar, scharfen Augen und bescheidenem Auftreten, der mehr denkt als mancher Denker“ (E. König). Aus seiner Neufahrtenliste: 1881 Totenkirchl-Führerweg, 1884 Ellmauer Halt vom Hohen Winkel aus und zwei Jahre später Treffauer-Nordwand und Fleischbank. Im Karwendel führte er Schwaiger im gleichen Sommer auf den jungfräulichen Kaiserkopf; ferner lernte er Silbretta und Ferwall kennen. Der versicherte Widauersteig in der Scheffauer-Nordflanke erinnert an den wackeren Tiroler. Zu der alten Garde sind die Ruffsteiner Kaspar und Michael Pirchner zu zählen. Hauptsächlich der ältere Kaspar, ein Ehrenmann mit offenem Gesicht, tat sich im Kaiser hervor. Er führte den blujungen Winkler, stieg über die Haltplatte auf die Ellmauer Halt, die er bis 1892 hundertmal besuchte, und geleitete anlässlich der Erstbegehung der Schmidtrinne die erste Frau auf das Totenkirchl. Den Alltag verbrachte er mit Art und Säge im Bergwald. Der Kaspar schloß mit 85 Jahren 1916 die Augen, sein Bruder folgte ihm im nächsten Sommer.

Von den 1897 beglaubigten Führern sind zu nennen: der Straßer-Lois, der Raindl-Much und die Pfandlhuam. Der Lois stellte im Kaiser, in den Dolomiten und noch mehr am Wirtstisch seinen Mann. Auf Nieberls Frage, wieviel Tiroler Roten er täglich vertilge, gab er den verblüffenden Bescheid: „Ah, gar net viel! So lei a 24 Bierschtele, bei bsundere Gelegenheiten ah net mehr als höchstens so 42 bis 44 Bierschtele!“ Vielleicht war es nicht günstig für ihn, daß er lange Jahre als Wirt in Vorderkaiserfelden zu nahe am Fasse saß. Der Raindl-Much gilt als einer der rührigsten und beliebtesten Kaiserführer. Seit 1903 haust er unter eigenem Dach am Steinberg. Neuland betrat er am Bauernpredigtstuhl, und sein Name wird durch die Raindlinne und die Raindnadel festgehalten. — Er lernte viele Alpengruppen kennen und bestieg bekannte Eisgipfel, wie Glockner, Zuckerhütl, Montblanc und Finsteraarhorn, sowie manche Dolomitenzinne. Es wird erzählt, daß man ihn sogar für den Himalaja verpflichten wollte, aber sein braves Weib habe den Much nicht gerne so weit fortgelassen. Eine Zahl erscheint uns ehrenvoller als eine Reihe von Erstlingsfahrten: in 40jähriger Tätigkeit rettete der Raindl-Much 40 Menschenleben. Franz Stöger der Ältere wagte manche schwierige Fahrt. Als Führerasspirant bezwang er mit Michel Schwendtner einen nach den beiden benannten Ramin am Totenkirchl; „es sind sehr wenig griese, meistens Stem Arweid ...“ schrieben sie ins Tourenbuch. Im nächsten Sommer durchstieg die gleiche Seilsehaft die Westschucht des Predigtstuhls. Stöger erklomm als erster Kaiserführer vor dem Weltkrieg die Totenkirchl-Westwand (Diazführe) und die Fleischbank-Ostwand; 1914 buchte er seine 150. Totenkirchlbesteigung. Insgesamt betrat er den Gipfel 227mal und rettete 42 Menschen. Der kräftige, untersetzte Mann verschönte als Hüttenwirt auf „Strips“ manchen Abend mit seinem Harfenspiel. 1936 folgte er, 52jährig, seinem im Kriege verschollenen Kameraden Schwendtner nach in den Bergführerhimmel.

Wir wagen nun einen weiten Sprung hinüber ins Berchtesgadner Land. Einer der ersten Berufsführer war hier der 1816 geborene Johann Isanker, genannt Stanzl. Ein Original! Sein Leibberg war der Wazmann; im Sommer 1868 stand er 59mal oben, und im Februar 1871 brannte er mit Peter Hölzl nach der Einnahme von Paris auf dem Hoched ein Siegesfeuer ab. Es war dies die erste Winterbesteigung. Im nächsten Sommer besuchte der damalige deutsche Kronprinz den Wazmann, und es wurde nach dem ältesten Führer, dem Stanzl, geschickt. Der Prinz erzählte beim Aufstieg von der tapferen bairischen Armee, die er Anno 70 geführt, und der Stanzl von den guten und minderen Herren am Seil. Auf dem Hoched meinte der Prinz nachdenklich: „Das ist eine eigene Sache mit dem Führen, nicht wahr, Stanzl?“ — „Woll, woll, Hoheit!“ antwortete der Berchtesgadner. „A richtiger Führer ist d' Hauptsach, und wenn d' Hoheit uns Bayern Anno 66 g'führt hätt', nacher hätten mir sie kreuzweis verdroschen, die großmauligen Preußen!“ Genau zwölf Jahre später schickte der Kronprinz dem Stanzl zum 50jährigen Führerjubiläum einen freundlichen Brief und obendrein 100 Mark! — Aus der Anfangszeit sind ferner zu nennen: Johann Berger, der S. von Barth 1868 auf das Grund-übelhorn begleitete, die Brüder Johann und Josef Graf, Simon Hasenkopf, Alshauer, vulgo Wimbacher, und Kaspar Ofner, der alte „Preisfei“ und Stiefvater des Johann Punz. Ofner ging häufig mit Raindl aus Linz und F. von Schilcher. Der Lorbeer der Berchtesgadner Führerschaft gebührt Johann Grill, dem alten Rederbacher. Am 22. Oktober 1835 wurde er in Ramsau geboren. Mit dem jüngeren Nachbarsbuben Johann Punz, dem „Preisfei“, erstieg er 1868 den Kleinen Wazmann über die hauchige Südwand und überschritt alle drei Wazmanngipfel. Es ist hier nicht möglich, nur annähernd die Erstbesteigungen Rederbachers aufzuzählen. 1874 betrat er mit Loschge in den Westalpen Wetterhorn, Schreckhorn, Matterhorn, Lysekamm und andere Gipfel. Als bedeutendste spätere Fahrten seien aus der Fülle herausgegriffen: 2. Begehung der Weißhorn-West-

wand mit Farrar, Finsteraarhorn-Südostgrat, neuer Weg auf die Aiguille Verte, Erst-
erklammerung des „Roten Turmes“ am Bietschhorn und Piz Kesch-Südwand. In-
gesamt stand er fünfzigmal auf Viertausendern, und in den Ostalpen blieb ihm kaum
eine Gruppe fremd. Wenn von Kederbachers schönsten Bergerfolgen die Rede ist,
dürfen die Erstersteigungen des Tribulaun (1874), der 1700 m hohen Watzmann-Ost-
wand (1881) und des Presanella-Nordostgrates nicht verschwiegen werden. Kederbacher
blieb bis in sein hohes Alter rüstig. Mit 57 Jahren durchstieg er innerhalb 14 Tagen
zweimal die Watzmann-Ostwand, und als Sechziger erklimmte er trotz tiefen Neuschnees
Croda da Lago und Kleine Zinne. Ab 1888 bewirtschaftete der berühmte Ramsauer
das neu erstellte Watzmannhaus. Die Feier seines 80. Geburtstages brachte ihm ein
glückliches Erinnern, und innig freute er sich über ein ehrendes Schreiben des O. U. V.
Im Kriegswinter 1917 trat der alte Kederbacher ohne Siedtum und Kampf seine letzte
Erdenfahrt an. In sein Führerbuch schrieb vorbildliche Alpinisten Worte höchster
Anerkennung. Farrar bezeichnete ihn als „Sinnbild unbeuglamer Unerfrockenheit“.
Dr. Blodig, der ihn einen „Fürsten im Bauernkittel“ nannte, erzählte, daß Keder-
bacher einmal auf Drängen nach einer Besteigung der Aiguille Blanche gesagt habe:
„Sa, ja, es geht schon, aber i geh net!“ Als Friedmann eine Karte in eine Gipfel-
flasche gesteckt hatte, erkundigte sich Kederbacher nach dem Sinn dieses Sins. Über-
legen meinte er: „Dös hat alles koan Wert! D' Hauptsach is, daß i selber woaß,
daß i droben war!“ Fast sprichwörtlich ist Kederbachers Veruhigungsformel vor
mancher gewagten Fahrt geworden: „Wenn man nur woaß, wo der Berg steht!“
— Alle drei Kederbacher-Söhne haben das Führerzeichen erworben, und besonders
der älteste, der 1862 geborene Hans, machte seinem väterlichen Vorbild alle Ehre.
Mit 17 Jahren autorisiert, mit 19 Jahren auf einem Viertausender — für einen
Ramsauer nicht alltäglich! Bei dem erstklassigen Ruf — „völlig gleichwertig mit
seinem Vater in dessen besten Tagen“, schrieb Capt. Farrar, mit dem er erstmals
Pointe Farrar erklimmte und in den Dolomiten Schmittkamin, Winklerturm und
Rosengartenspitze-Ostwand kennenlernte — erübrigt sich eine lange Fahrtenliste. Er
stand auf mehr als 40 verschiedenen Westalpenhäuptern, beispielsweise auf dem
Matterhorn fünfmal. Nach einem Armbruch übernahm er 1905 das Watzmannhaus.
Dem jüngeren Kederbacher war nicht ein so friedlich-glücklicher Lebensabend beschieden
wie seinem Vater. 1929 erlag er einem schweren, zehrenden Leiden. — Ein Nachbar,
Kamerad und Weggefährte des alten Kederbacher war Johann Punz, als „Preißer“
weit bekannt. Die Einträge im Führerbuch des um acht Jahre Jüngeren beginnen
1861. Im nächsten Sommer lesen wir bereits Glockner, Hochtenn, Wiesbachhorn
und später Weißfugel, Ortler, Zillertaler und Rieserferner. Mehrmals begleitete er
Prof. Richter wochenlang auf seinen „Gletscherbeobachtungen“: „War, wie immer,
mit seiner Bescheidenheit und Geschicklichkeit sehr zufrieden. . .“ 1888 nahmen
Purtscheller und Dr. Diener den schneidigen „Preißer“ — ein Tourist schrieb einmal
„Punz aus Preußen“ — auf drei Wochen mit ins Wallis. Von den 20 erstiegenen
Gipfeln seien nur genannt: Matterhorn, Weißhorn, Montblanc de Seilon, Grand
Combin usw. In seiner Bergheimat schaffte er sich durch Wiederholungen der
Watzmann-Ostwandfahrt, Erstbegehung der Hochkalter-Ostflanke und Erstklammerung
des brüchigen Kleinen Palfelhorns — „ein eminenter Führer“, schrieb F. von Schil-
cher ins Buch — einen guten Ruf. 1890 kam in der Watzmann-Ostwand die dunkle
Stunde seines Daseins: Schöllhorn stürzte in die Randkluft. „Preißer“ litt seelisch
sehr unter diesem tragischen Unglück und konnte seine Leistungen — vorher lesen
wir noch Marktgrat bis zur Hälfte, Monte Disgrazia, Biancograt, Sinalrotthorn —
nicht mehr überbieten. 1894 mußte er wegen eines Herz- und Lungenleidens dem
Führerberuf entsagen, und 1907 schloß er seine weltmüden, einst so tatenfrohen
Augen.

Auch auf den firnumgürteten Dachstein wiesen Bergler den Stadtherren erste
Wege. Jakob Buchsteiner, der Jäger-Jackl aus Schladming, spielte bei den Vor-

stößen im Auftrage des Erzherzogs Johann nach dem Jahre 1817 eine Rolle. „Die berufenen Führer“ waren nach Thurwieser Adam und Peter Gappmayer, die den Salzburger Professor 1832 auf den Dachstein begleiteten. Ein legendärer Schleier liegt über den Kraglereien Peters; ihm wird die Erstersteigung der Kleinen Bischofsmütze in den dreißiger Jahren zugeschrieben. Johann Wallner, der Begleiter des Dachsteinvaters Simony, wurde von diesem als der „verlässlichste Führer Hallstatts“ bezeichnet. Nach 1842 betrat er den Gipfel wohl 100mal, das Karls-Eisfeld 400mal. Als 75jähriger Graukopf verschied Wallner 1879. In dieses Jahr fielen die Südwandangriffe der berühmten Dachsteinführer Auhäusler, Rnauß und Steiner; letzterer kam damals bis zum Dachl hinaus. Johann Schrempf, viel bekannter als Auhäusler oder der „alte Bua“, betätigte sich als Wirt, Löffelmacher und Bergführer. Nur einige seiner vielen Neufahrten: Dachstein über die Lunerscharte, Torstein-Windlegergrat und Erstersteigung der Bischofsmütze mit Johann Steiner im Wettstreit mit berühmten Rivalen aus den Dolomiten. Als Storpæus mit bedauerndem: „die Jungfrau ist halt schlecht gebaut“ umkehrte, warben die Ramsauer mit gesteigerter Kraft um das Kränzl der Spröden. Lange feierte man an steirischen Wirtshäusern die häuerlichen „Helben“ bei Wein und Gesang des Spottliedes von der Bischofsmütze. Vom alten Auhäusler überlieferte Dr. Blodig einige köstliche Geschichten: Einmal kam er nachts in das Schlafzimmer der Turisten, nahm aus einer Schranklade kleine Gegenstände, hielt sie an die Kerzenflamme und drückte schließlich das glimmende Ende zwischen Daumen und Zeigefinger wieder aus. Neugierig fragte Blodig seinen Schlafkameraden, was denn der „alte Bua“ eigentlich mache. Antwort: „Er probiert nur die Zündschnüre der Dynamitpatronen, ob sie noch gut anbrennen!“ — Ein andermal stieg er vom Torstein über die Untere Windlücke ab. Steiner markierte den Pfad heimlich mit Steinmannödn, aber der schlaue Auhäusler stieß sie, hinter ihm hergehend, wieder um. Als sich Freund Steiner im Talwirthshaus damit brüstete, daß er nun den Torsteinweg auch kenne, lachte der „alte Bua“ verschmigt: „Ja, Schnecken, mein Lieber! I hab die Stoanmannödn alle wieder umg'schmissen!“ Lendenfeld konnte den auffahrenden Steiner beruhigen: „Und ich habe hinter euch wieder alle aufgestellt und noch etliche dazu!“ — Nach einer Besteigung der Bischofsmütze fuhren Blodig und Auhäusler mit der Bahn von Mandling nach Schladming. Erster Klasse! Der schon recht krummbeinige und bucklige Alte war felig, legte seine Beine mit den abgetretenen Bergschuhen auf die Fußbretter, stützte seine Arme auf wie ein Baron und sagte: „Alle Täg fährt man mit erster Klass, da muas man 's Rupee schon ausnützen!“ Auhäusler starb 1904 in Schladming. — Johann Steiner rief man wegen seines für die Hünengestalt viel zu kleinen Schnurrbartes in der Ramsau „Bartl-Hans“. Seine Faust hat manchen Widerfacher niedergestreckt, manchen Herren hochgehift und manches Felshindernis bezwungen. Er stellte im Bosnischen Feldzug, im Alltagsleben und in den Dachsteinwänden seinen Mann. Seine Söhne, insbesondere der Franz und der jüngere Georg, waren schneidige Burschen, denen es nicht leicht zu jäh herging. Unvergessen bleibt die Ersterkletterung der unmittelbaren Dachstein-Südwand durch die beiden im Herbst 1909. Man erzählt, daß sie den gewagten Gang mit einem herzhaften Jodler begonnen hätten. An der Gipfelwand hiften sie ihre „Schneuztücheln“ an einem mitgenommenen Bergstock als Siegeswimpel. Das Steinerband der Jungen an der Dachsteinwand steht haushoch über dem Steinertritt des Vaters an der Bischofsmütze. Der Steiner-Frgl stellte seine Felsstüchtigkeit noch oftmals unter Beweis; denken wir nur an die Erkletterung des Pinzerturmes und des Wesselyturmes von der Mützencharte aus. Heute ist er Wirt der Zwieselalm, während Franz in Ramsau eine Ledermalkerei betreibt.

In den Ennstaler Bergen fallen uns verhältnismäßig wenig markante Führergestalten auf. Heß fand zu Beginn der Erschließung in Holzmeister Rodlauer aus Gfatterboden einen bergkundigen Begleiter. Der kleine, bewegliche Mann

wies dem ersten Touristen 1877 einen Durchschluß im nordseitigen Gemäuer des Gesäuses (Peternpfad), wußte die „schlachen Vertln“ und den „zwidern Riß“ des Wasserfallweges zu überlisten und wagte einen so festen Gesellen wie den Kleinen Buchstein anzugreifen. Spreiz, vulgo Krachler, aus St. Lorenzen bewies 1873 mit der Erstersteigung des Reichensteins seine Tüchtigkeit. Als hervorragender Mann bewährte sich im Gesäuse Daniel Innthaler, vulgo Binder, aus Naßwald, von dem Heß sagte, er sei „wohl den besten Dolomitenführern ebenbürtig“. An den Ragwänden eröffnete er den Innthalersteig, den Serbenriegelsteig und den Anstieg über die „Rote Schlurze“. Stolz konnte er auf die erste Erstkletterung der Planspize über die Nordwand nach wiederholten Rundschafstergängen sein. Der lehmige Innthalerkamin erinnert die heutigen Gesäusestürmer an den wackeren Daniel, der 1903 für Bergungshilfe die Silberne Verdienstmedaille erhielt; er starb 1923 als tiefer Sechziger. Konrad Rain aus Naßwald darf als Schüler und Nachfolger des alten Daniel gelten. Nach ersten Klettereien an der Loswand und der Raz schaute er sich in den Ost- und Westalpen um. 1909 wanderte Rain nach Nordamerika in die Rocky Mountains aus, wo er zahlreiche Erstbesteigungen ausführte. Erfolgreich wirkte er an der Erschließung der neuseeländischen Berge mit, im Gebiet des Mount Cook leitete er sogar einen Führerkurs nach dem Muster des D. A. B. 1912 beteiligte er sich an einer Expedition ins Altaigebirge. Fern der Heimat, starb der 51jährige Rain nach einem abenteuerlichen Dasein als Bergführer, Pelzjäger und Farmer 1934 in Kanada. Ehrenvoll bestand Matthäus Gindl aus Johnsbach; er war der gute Geist verstiegener und verunglückter Bergsteiger in den Gesäuse-Nordwänden und wurde wiederholt ausgezeichnet.

Als den ältesten Hochschwabführer betrachtet man Stefan Graf; er besuchte den Gipfel bis 1890 etwa 300mal und starb acht Jahre später in Buchberg.

Unsere Gletscherführer

Knapp unter den Gletschern der ostalpinen Zentralkette kam mancher tüchtige und erfolgreiche Führer zur Welt. Als eine der eigenartigsten Gestalten fällt uns der 1819 geborene Franz Pöll, das „Pöllele“ aus Mathon im Pagnau, auf. Häufig erkor Weilenmann den kleinen, unansehnlichen Gensjäger mit den klugen Augen als Begleiter (1867 Orler-Hochjochgrat-Versuch), und der Wiener Specht erstieg unter seiner Führung zahlreiche Berge erstmals (1864 Königspitze von Südosten, 1865 Piz Buin, 1874 Patteriol und Rühelspize). Gelegentlich wechselte „Pöllele“ auch ins Berninareich hinüber. Auf seine angeblichen italienischen Sprachkenntnisse war er sehr stolz. Verstand er die Apler nicht, so schrieb er das ihrem Kauderwelsch zu. Anlässlich der Besteigung der Königspitze mit Weilenmann bemühte er sich, dem unbegabten Träger Santo alpine Grundregeln einzubringen. Auf dem verschneiten Gletscher schickte er ihn mit folgenden Befehlen zum Spüren voraus: „Avantil!“ und gleich darauf „Attenzione, tanti Schpakti!“ Einen Prachtkerl nannte Weilenmann den „Passier-Jof“, rechtmäßig Jakob Pfitscher. Aus den dunklen Augen sprach bei aller Gutmütigkeit, bei noch so anspruchslosem Wesen, das Gefühl überlegener Kraft. Als er 1865 aus dem Pagnau auszog, um den Piz Buin und den Piz Roseg zu besteigen, schien ihm die wichtigste Frage, ob er sein „Regabarabli“ mitnehmen solle. Zu den Erschließern der Silvretta sind die Brüder Gottlieb und Ignaz Lorenz aus Galtür zu rechnen. Ignaz, der jüngere Baluner, eroberte den mittleren und nördlichen Fluchthorngipfel, betrat jungfräuliche Gipfel (Bieltalerspize, Vorderer und Hinterer Sahgrat) und fand neue Wege auf den Piz Buin und den Patteriol. Später schaltete er in der Wiesbadener Hütte. Gottlieb beteiligte sich an gemeinsamen Touren (Erstersteigung des Augstenberges) und bewirtschaftete die Samthalhütte. Ignaz II erwies sich des Vaters würdig und überkletterte beispielsweise mit Franz 1900 alle drei Fluchthorngipfel. Auch andere Sprößlinge der

Familie Lorenz machten dem guten Namen Ehre; Benedikt betrat wie Gottlieb und Ignaz manchen Viertausender und Albert lernte sogar Turkestan kennen. Pettneu stellte zwei bewährte Führer: Heinrich Math und Alois Eschiderer; letztgenannter wies neue Wege (Patteriol von Fesul) und war stolz auf Gipfel wie Lyskamm, Mont Collon, Liguille de la Sa usw.

Eine bäuerliche Großtat war die erste Ersteigung des Ortlers durch Josef Pichler, den „Passeier-Josele“, im Jahre 1804. Es begleiteten ihn die Zillertaler Leitner und Klausner. Im nächsten Sommer fand er den Anstieg von Sulden über den Hinteren Grat auf den Ortler, und auch die ersten Touristen geleitete er zur Spitze. Als Sechziger wagte sich der Josele 1826 mit Schebelka und drei Bauern wieder an die Hinteren Wandeln. Diesmal mußte er sich die zehn Louisdor sauer verdienen, denn der überängstliche Herr ließ sich nur mit verbundenen Augen ins Tal zurückbefördern. Wieder acht Jahre später gewann Schurwieser den Josele - aus dem verwegenen Gemüschützen war ein stiller Schlosswächter zu Churburg geworden — für eine Ortlerbesteigung. Er nahm seinen Sohn Felix und den Gamper-Michel mit, wurde aber etwa eine Gehstunde unterhalb der Spitze müde und blieb zurück. Dies war seine letzte Fahrt. Man begrub ihn in Schluderns und brachte 100 Jahre nach der Eroberung des Ortlers, 1904, an seiner Ruhestätte eine Gedenktafel an. Als zuverlässig galt in den sechziger Jahren Sebastian Holzknacht, genannt Janiger. Mojsilovics' Stoßseufzer über die mißlichen Führerverhältnisse wird verständlich, wenn man bedenkt, daß Janiger zu ihm sagte, „er müsse sich einige Tage gedulden, bis er sein Haus und Feld bestellt habe“. Die Janigerscharte (1864, Cervedale) erinnert an den hochgewachsenen Marteller, den „kühnen, berühmten Gemfentod“. Die Ortler, Simel, Schöpf, Sischg und wie sie alle hießen überragte bald ein Suldner: Johann Pinggera. Payer erkor ihn als Begleiter auf seinen Erschließungszügen kreuz und quer durch die Ortlergruppe. Er wagte erstmals ohne zweiten Führer eine Ortlerbesteigung. Es wirkt erheiternd, daß der Suldner bei jenen Erstersteigungen (Tuckettspitze, Großer Eisvogel, Palon della Mare, Piz Taviela usw.) keinen Eispickel, wohl aber vielfach einen mächtigen roten Regenschirm mitführte. So fein sein Orientierungssinn auch ausgebildet war, so sehr täuschte er sich auf dem Ortler, als er behauptete, den Mailänder Dom zu sehen. Kurz vor dem bekannten Absturz an der Punta San Matteo schrie Pinggera den Leutnant Payer, als dieser über einen gefährlichen Gang abfuhr, an: „Sie sind ja dümmmer als die Nacht!“ Mit seinem Bruder Alois leitete er großzügige Unternehmungen (Trafoier Eiswand aus dem Zebrital, Überschreitung des Payerjoches, Suldengrat mit Dangl, Minnigerode-Rinne, Königspitze-Nordostwand). Johann brach sich 1888 an der Schöntaufspitze das linke Bein. Er wußte als Eismann überall trefflich Bescheid und wurde von Lehner als die „glänzendste Führererrscheinung der sechziger und siebziger Jahre“ bezeichnet. Im 80. Lebensjahre starb er 1916 im Heimatnest Sulden, und sein Bruder folgte ihm, ebenfalls hochbetagt, 1933. Alois Pinggera, von dem nur noch die erste Winterersteigung der Königspitze und die mit A. Runtner ausgeführte Überschreitung des Baeckmanngrates angeführt werden soll, waltete lange als Führerobmann in Sulden. Nachfolger war sein Sohn Hanssepp, der als ehrgeiziger Aspirant die zweite Seilschaft über die Nordostwand der Königspitze führte und ebenfalls zum zweitenmal Königspitze—Zebri—Ortler an einem Tag überschritt. Zu den glänzendsten Ostalpenführern zählte Peter Dangl. Nur einige seiner schwierigen Neufahrten: Trafoier Eiswand von Norden, Harpprechtinne, Hochjochgrat, Schüdkrinne. In den Westalpen war er eine geachtete Erscheinung, und Capt. Farrer schätzte ihn als Kampfgenossen hoch ein. Um die Jahrhundertwende schnallte der Dangl-Peter im schneereichen Suldner Winter Brettln an die Füße. Fünfundsechzigjährig trugen ihn seine Kollegen zu Grabe. Die Familie Reinstädler hat ebenfalls mehrere Führer gestellt. Weit, der mit Payer 1865 die Bertainspiz bestieg, erwarb sich damals nicht die volle Zufriedenheit. Auf dem Marsch zur Königspitze

fragte der Leutnant den eben abgerutschten Leit, ob er bestimmt versprechen könne, daß er an der Königsspitze selber nicht mehr stürze, worauf er die klassische Antwort erhielt: „Na, sell woas i nit g'wiß!“ Peter Reinstadler beteiligte sich an der Erstbegehung der Schüchrinne und der Königsspitze-Nordostwand. Simon war ebenfalls sehr rührig, beispielsweise durchstieg er mit Dangl und Baedermann zum drittenmal die Minnigerode-Kinne. Josef verunglückte 1899 auf dem Arollagletscher im Wallis. Bei einem Sturz in eine Gletscherspalte erdrockten ihn lose umgehängte Seilschlingen. Vom Nachwuchs sind Johann Josef und Josef Reinstadler im Kriege gefallen. Im Tarifwesen schaffte der Prager Führerreferent Dr. Hecht Ordnung. Er überprüfte vor allem die Entfernungen, und zwar nicht mit der Taschenuhr, sondern mit dem Schrittzähler, den er immer und überall mittrug. Bei den Führern war er deswegen geradezu berüchtigt. Als Hecht einmal kurz unterhalb eines Gipfels wegen Lawinengefahr umkehren mußte, meinte er bedauernd: „Wie lange hätten wir schätzungsweise noch bis zur Spitze gebraucht, Führer?“ Prompte Antwort des Suldners: „Schätzen taugt mir, Herr! Wollen Sie's nit schnell alloan ausprobieren — mit 'm Schrittzähler?“ —

Mit der ersten turistischen Kunde aus dem Ostal sind jene Namen bekannt geworden, deren Träger wir heute noch als Bergführer schätzen: Klotz, Ostrein, Pragmarer, Scheiber, Schöpf u. a. Nach Ruhnners Meinung war Nicodem Klotz „der Held von Rosen“ und mit seinem Bruder Leander, dem Mühlenmacher, „wohl der tüchtigste Führer des Ostals“. Der jüngere Leander soll 1848 mit einem Venter Bauern erstmals die Wildspitze betreten haben; damals entführte ihm der Wind seinen Hut, den er — allerdings vergeblich — zwei Jahrzehnte später suchte. Mit Wachler stiegen die Brüder Klotz 1858 auf den Similaun und Hinteren Brochkogel, mit Specht 1877 auf die Wildspitze und 1881 auf die Weißkogel, und mit Ruhnner und Enderes auf neuem Wege ebenfalls auf die Wildspitze. Damals ging Leander allein auf den höchsten Gipfel, den Ruhnner begeistert „Leander-Wildspitze“ taufte. Weilenmann äußerte sich 1862 über die Ostaler Führerverhältnisse wenig anerkennend. Gesiel ihm auch der „feingeschnittene Kuge Kopf“ Nicodems, so beklagte er sich doch über sonstige Gepflogenheiten in Rosen. Als er nämlich den Bauern als Führer gewinnen wollte, herrschte die aus der Küche herbeigeeilte „Dame Klotz“ ihren Gatten an: „Daß dich nur von loan verführa laßt!“ Die Touristen mußten sich damals oft nach den Führern richten, das sollte auch Ruhnner erfahren, der auf die Wildspitze wollte, während Klotz das Gepatschjoch besser zusagte. Nicodem war eben, wie die meisten Führer jener Zeit, in erster Linie Bauer, und wenn die Arbeit drängte, reizten ihn weder blanke Gulden noch lobende Zeugnisse. Benedikt Klotz aus Vent wurde von Fressfeld und Gefährten als Lokalführer angeworben; mit Josef Scheiber geleitete er 1867 den Wiener Pfeiffer auf die Hohe Schwärze. Alois Ennemoser raubte mancher spröden Zinne das Kränzl (Hintereisspitzen, Fluchtkogel, Tegelspitze usw.); sein Glanzstück gelang ihm 1869 mit der Erstersteigung der Wagespitze allein im Auftrage Senns. Der „Gletscherpfarrer von Vent“ und Mitgründer des D. A. B. nahm sich der Führer verdienstvoll an. Bevorzugt behandelte er den 1835 geborenen Cyprian Granbichler aus Sölden, den er als „einen der ersten Führer Tirols“ lobte. Stüdl ging noch weiter: „Der beste, verlässlichste Führer, den die österreichischen Alpen besitzen.“ 1863 bezog „Cyper“ sein Standquartier im Venter Widum. Neue Fahrten: Finailspitze vom Hochjoch aus, Bernagtpitze, Sal-leitispitze usw. Allein wagte er mit zwei Gipfelstangen den Gang auf die Wildspitze, und von seinen Gewalttaten sei nur eine genannt: von Meran an einem Tag über das Gebirge nach Vent. Kurz vor seiner Todesfahrt begleitete er Erzherzog Ferdinand Rainer auf verschiedene Ostaler Gipfel. Beim Übergang über das Hochjoch starb er am 7. November 1869 kurz vor den Rosenhöfen an Erschöpfung; ein Wettersturz hatte Senn und den sich aufopfernden treuen Führer auf dem Gletscher überrascht. Schwer wogen in den siebziger Jahren in den Ost- und Westalpen die Namen

der Brüder Gabriel und Josef Spechtenhauser. „Gaber“ führte Senn 1870 als ersten Touristen auf den Glockturm und lernte im gleichen Jahre die Brüder Pendlebury kennen, die ihm erst die große Laufbahn ermöglichten und später wiederholt in die Schweiz holten (1872 unter Senns Leitung Monte Rosa-Ostwand). „Gaber“ begleitete seine englischen Herren auf die Waghspitze, als erste auf den Thurnerkamp und als zweite über den Hochjochgrat auf den Ortler. 1883 kam er durch einen Anfall ins Knie schwer zu Schaden. Auch Josef beteiligte sich an großen Sommerfahrten von der Bernina bis zum Montblanc und wurde von Richter als „das Ideal eines Führers“ hingestellt.

Als Führerheld des Stubais galt der 1872 autorisierte Alois Tanzer, genannt Urbas-Loisl. Ruthner zeichnete ihn als „Steiger ersten Ranges“ aus. In den sechziger Jahren verlangten Landvermesser vom Gemeinderat Neustift, daß auf der Willerspize ein Steinmannndl aufgerichtet würde. Nachdem der Loisl und der Wirt von Stöcklen abgelehnt hatten, wurde der feierliche Beschluß zu Papier gebracht, daß den Neustiftlern die Willerspize auch ohne Steinmannndl hoch genug sei. Dagegen will der Urbas-Loisl um die gleiche Zeit auf dem Schrandele ein Signal aufgestellt haben. Von seinen Erstlingssturen fallen auf: Zuckerbühl, Schaufelspize, Wilder Pfaff, Sonklaspitze, Ruderhospitze usw. Nach Gallers Bericht zeigte sich der Loisl 1877 an der Willerspize nicht sonderlich schneidig. Als ihm ein Stein den Arm blutig geschlagen hatte, wollte er von dem „gräßlichen“ Berg nichts mehr wissen und drängte zur Umkehr. Mit 66 Jahren starb er 1887 in Neustift. Regsame Stubaisführer waren ferner die Brüder Pfurttscheller. David und Josef erstiegen erstmals den Becher, David und Franz den Wilden Turm und andere Gipfel. In der Reil hatten sie eine nicht minder bergfreudige Schwester. Ferner finden wir Gleinzer, Griffsch, Jennewein und Pragmarer und später die westalpenkundigen Eger, Gumpold und Hofner, als Sporn-Hansl von der Dresdner Hütte, viel genannt. Georg Pittracher aus Schnitz ließ sich 1874 die Erstersteigung des Tribulaun entgegen. „Über die schiefe Wand kimmst koa Gams auf“, sagte er zurückbleibend zu Kederbacher, der sie aber dennoch bezwang. Johann Windisch aus Pflersch bestieg erstmals die Rochallspitze und das Goldklappel; 1892 zog er mit Merzbacher in den Kaukasus. Kurze Zeit nach seiner Heimkehr, im Dezember 1892, verunglückte er mit seinem Kollegen Josef Mühlsteiger am Pfeiserkogel auf einem Jagdweg. Der junge Anton Mühlsteiger, der im nächsten Jahr beglaubigt wurde, tat sich besonders in den Dolomiten hervor. 1894 redete er Treptow zu, den „Sacken“ — er meinte den Grasleitenturm — müsse man ersteigen, und der Mühlsteigerkamin erinnert daran. Er beging noch öfter Neuland (Laurinswand-Südgipfel, Westliche Grasleitenspize-Nordwand usw.) und zeichnete sich bei der Bergung Norman-Nerudas an der Fünffingerspize aus.

Und nun hinüber ins Zillertal! Als Thurnwieser 1840 die Ahornspitze bestieg, begleitete ihn der Hirte Eberharter, der fast alle sichtbaren Berge kannte. Er ging nicht nur ohne Sack, sondern auch ohne Schuhe auf den fast 3000 m hohen Berg. Als Thurnwieser den über Schnee und Geröll schreitenden Führer fragte: „Gehst du barfuß nicht zu hart?“, antwortete er: „Oh, das bin ich schon gewohnt!“ Als erster richtiger Bergführer trat im Zillertal Georg Samer, der Steinklauer-Josele von Breitlahner, auf. Mit Ruthner stieg er 1858 auf den Schwarzenstein, und später nahm er an vielen Erstlingsvorstößen teil (Hochfeiler, Olperer, Thurnerkamp, Großer Greiner usw.). Eine Finkuppe nahe der Ostlichen Möselscharte wurde „Joselespize“ getauft. Als steinalter Mann unternahm der Josele noch weite Fußmärsche ins Fassatal und schleppte zentnerschwere Kragen mit Halbedelsteinen über das Pfiferscher Joch heimwärts. In der Erschließungszeit wurden der Gainer-Sackl und der Gailer-Barzl häufig genannt, als die bekanntesten Führergeschlechter behaupteten sich aber die Fankhauser, Lipotisch und Wechselberger in Rofshag und die Härhager und Schneeberger in Dornauberg. Einen Anton Wechselberger finden

wir bereits 1846 unter den drei Führern Thurnwiesers auf den Großen Wörchner; er stimmte damals auf dem Gipfel das „Bivat dem Professor!“ an. Später tat sich Franz hervor (Greiner-Nordwand und Thurnerkamp-Sigrat). Von den Brüdern Fankhauser führte David 1877 Pöml, den großen Freund des Zillertals, als zweiten Turisten auf den Greiner. Josef und Simon mußten wegen Fußleiden dem Führerberuf vorzeitig entsagen und wurden Wirte in Lanersbach und Mayrhofen. Vielleicht war Hörhager-Hans I der erfolgreichste von allen (neuer Weg auf das Schönbichlerhorn aus dem Schlegeistal, Furtshagelspize, Thurnerkamp-Nordwand, 2. Begehung). Im Winter 1889 führte er gemeinsam mit Wechselberger einen Turisten auf das vereiste Felshorn der Zsigmondyspize und auf den Riffler, und vier Jahre später überschritt er in 42 Stunden sämtliche Gipfel des Zuger Hauptkammes. Er starb 1931 als 78jähriger Mesner in Ginzling. Der Mayrhofner Heinrich Moser machte seiner Heimat auf weiten Reisen in den Kaukasus Ehre. Mit 35 Jahren verunglückte er 1900 an der Königspitze. Der in Münster geborene, 1903 autorisierte Hans Fiechtl gehörte zu den tüchtigsten Kletterern; nach ihm ist der aus einem Stück geschmiedete Fiechtlhaken benannt. Viele seiner schwierigsten Fahrten unternahm er aus reiner Leistungsfreude ohne Entgelt. An der Zsigmondyspize, seinem Lieblingsberg, eröffnete er fünf neue Führer, von denen seine beiden Floitenanstiege (mit Hötter) zu den ganz ernstesten ostalpinen Granitklettereien zu rechnen sind. Manche schwierige Mauer durchstieg er als Seilgefährte Hans Düllers (Hochgall-Nordwand, Suffer-Südkante, Lärcheck-Ostwand usw.). Ein großer Wurf gelang ihm 1913 gemeinsam mit Otto Herzog: die Erstkletterung der Schüssellarspize über die Südwand. Im Kriege erkrankte Fiechtl an Malaria, und 1923 verlegte er sein Standquartier in den Wilden Kaiser (Stripsenjoch). Trotz ergrauender Schläfen hielt er mit der Jugend Schritt im Fels. 1923 erkletterte er mit Franz Weinberger den Predigtstuhl-Nordgipfel über die schmale Westwand. Ein Jahr später durchstieg er den Nordwandsockel des Totenkirchls, bei dessen Wiederholung er 1925 den Tod fand. Viele Kaiserfreunde werden sich des untersehten Mannes im ehemals blauen, ausgewaschenen Leinenanker und mit der schief aufgesetzten Kaiserjägermütze erinnern. Fiechtl war eine eigenartige Persönlichkeit; er liebte Reisen. Seine einzige Schwäche: er unterlag dem Alkoholeufel. Als ich nach Fiechtls Absturz den Todesweg beging, fand ich an einem Felszäpfchen, an grüner Kordel hängend, das Mundstück von Fiechtls unvermeidlicher Pfeife. Ein letztes Andenken!

Gute Alpenkenntnis besaß der 1848 geborene Jakob Hofler, genannt Holzer, aus Innerpfiß. Von den Ahrentalern sagt man, sie hätten Schädel aus Lärchenholz; das mußte natürlich gute Führer geben. In den siebziger Jahren taten sich die Auserhofer von Rein hervor (Wildgall, Lenkstein, Durreck), der Auer-Zackl betrat mit Dr. Daimer den Großen Rauchkofel und Vincenz Volgger ging häufig mit D. Schuster. Stefan Kirchler, vulgo Gröber-Steffl, aus Weissenbach, begann seine Führerlaufbahn mit 31 Jahren 1874. Auf vielen Gipfeln richtete er den ersten Steinmann auf (Wollbachspize, Wildgerlosspize, Großer Fensterkofel; Hochgall, Wildgall und Schneebiger Rock an einem Tag auf neuen Wegen). Nach der Erstbesteigung des Wörchners und der Floitenspize schrieb Döchy: „Er ist einer der verwegentesten und sichersten Kletterer, die ich je in den Alpen gesehen.“ Als Höchstleistungen sind zu rühmen: neue schwierige Wege auf die Dreiherrnspitze, Besteigung des Kößlers aus der Stillkupp und Abstieg von der Westlichen Simonspize zum Krimmler Rees, daneben blieben ihm weiter entfernte Berge nicht unbekannt (Erstbesteigung der Verpeißspize, Dolomiten, Disgrazia, Matterhorn usw.). Kirchler bewirtschaftete die Chemnitzer Hütte und starb als Greis 1925 in Sand. Seine Söhne Hans und Georg trugen ebenfalls das Führerzeichen in Ehren. Neun Jahre jünger als der alte Kirchler war Martin Reden, der Huter-Hansl genannt. Die meisten Touren führte er im Zillertaler Gletscherreich, aber auch Hohe Tauern, Adamello, Östal, Ortler und Bernina lernte er kennen. Letzter Eintrag in seinem Führerbuch 1914: „Er ist

allen Hochtouristen bestens zu empfehlen.“ Daß der Martll leichter Berge erstieg als ihre Namen aufschrieb, beweist eine eigenhändige Aufzeichnung: „Zugerbittel, Bielder Pfao“ usw. Der 1850 geborene Johann Reden schaute sich ebenfalls in den Dolomiten und im Prejanelagebiet um. Der weitaus bekannteste Lauferer war jedoch Johann Niederwießer, genannt Stabeler; ein stämmiger Südtiroler mit blonder Bartwildnis und scharf gekrümmter Hafennase. Mit 24 Jahren steckte der Hans 1877 das Edelweiß des beglaubigten Bergführers an den Lodenkittel. Etwa 25 Neuturen in den Dolomiten sind in seinem Führerbuch vermerkt, denken wir nur an Zahnkofel, Westliche Grasleitenspiße und Stabelerturn. Im Heimatbereich beschrift er ebenfalls häufig Neuland (Wochferner, Böchnererschneide, Floitenturm, Hochgall-Südwand usw.), und darüber hinaus lernte er fast alle Gruppen der Alpen kennen. Vom Stabeler-Hans, der das Herz auf der Sonnenseite trug, gibt es viele Anekdoten. Th. von Wundt, der oft und gern mit ihm die Berge durchstreifte, überlieferte den verschmitzten Ausspruch des Führers: „Mir Tiroler werd'n halt erst mit 40 Jahren g'scheit, da tuat's a Pfnatscherl. Dös hab i überhört und 20 Jahr Verlängerung kriegt.“ Beim ersten Zusammentreffen im Jahr fragte er unweigerlich, ob man gutes Wetter in der Flasche mitgebracht habe, und nie versäumte er, kurz unterhalb eines Gipfels zu sagen: „Ja, ja, in aner Stund sein mir g'wiß droben!“ Am Ortler fragte er den Kerer-Hans einmal nach dem Surenzjel, und dieser gab geringschätzig Bescheid: „Auf den Ortler geh'n mir halt, auf den Ruahberg!“ Im Schneetreiben mußte die Partie bivakieren und kam erst am nächsten Tag ausgehungert zur Payerhütte. Da spottete der Stabeler: „Teufeleini, hiez hat der berühmte Kerer an einem Ruahberg bivakieren müssen!“ Und zu seinem Sohn, dem Hans, sagte er ernst: „Bua, tua mir koan Berg unterschätzen und sei dein Lebtag nie so großmaulig!“ Im Herbst 1902, kaum aus den Westalpen heimgekehrt, stürzte Stabeler am unbedeutenden Schaflahner- noch ab. „Ein Prachtkerl als Führer — ein Prachtkerl als Mensch“, lesen wir unter den Zeugnissen. Sein 1881 geborener Sohn Johann hatte ihn auf großen Fahrten begleitet (Ortler, Matterhorn, Montblanc) und an schwierigen Zinnen, wie Fünffingerpiße und Winklerturm, sein Können bewiesen. Er bewirtschaftet die Bayreuther Hütte im Rosan. Jörg, der elf Jahre jüngere Bruder des alten Stabeler, betätigte sich wie dieser als Maurer, Träger und Führer. Auch er stand auf manchem Viertausender bis zum fernen Paradiso. Er starb 1936.

Die Rolle, welche Einheimische bei der Erstersteigung des Großvenedigers, der dritten ostalpinen Großtat, spielten, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Förster Rohregger, der 1828 Erzherzog Johann führte, und an der Nordwestflanke beinahe umgekommen wäre, nahm 13 Jahre später an der Erstersteigung teil und wies als tiefer Sechziger noch einmal einer Gesellschaft den Weg zur Spitze. Als erster betrat 1841 die Venedigerwächte Josef Schwab, der Hausfatter-Sepp, „eine kleine, gedrungene Gestalt mit schwarzem Vollbart, ungekämmt und im schmutzigen Hemd“. Ein verschwitztes, schmutziges Hemd galt nämlich im Pinzgau als Beweis des Arbeitsfleißes. Als die ältesten Venedigerführer wurden von Simony die Brüder Barßl und Urban Steiner aus Prägraten, die „offiziellen Schlüsselbewahrer der Johannhütte“, genannt. Ein Zeitgenosse war Berger Andreas, der Außerbacher-Andertl. Der Prägratner Schmied Balthasar Plover wurde von Stüdl mit der Leitung des dortigen Führervereins betraut; er war bereits 1866 an der Ersteigung der Dreiherrnspitze beteiligt und begleitete Wagl, Stüdl, Reil, Richter u. a. (Erstersteigung der Schlieferspiße). Der rechtliche, anspruchslöse Mann starb mit 82 Jahren 1898. Von seinem Sohne wurde erzählt, daß er gerne ein Brett benützte, um vom Venedigergipfel über die spaltenlosen Firnhänge zu rutschen. Von den Pinzgauer Führern verdient Johann Unterwurzacher aus Neukirchen Lob. Von den Neuturen des sympathischen Mannes mit dem blonden Schnurrbart seien genannt: Goldkappel, Verglasspiße und Venediger-Nordgrat. Siegmund Stockmayr ist bis ins ferne Asien gekommen. Als sehr rühmig schätzte man Franz Hofer aus Krimml; in der

Reichenspitzengruppe beging er verschiedene eigene Wege, und mit 36 Jahren wurde er 1889 für eine Kaukasusreise verpflichtet.

Der Ruhm der ersten Glocknerführer fällt den Heiligenbluter Brüdern Kloß zu. Sie beteiligten sich am Bau der Salmhütte, befestigten an den Gipfeln ein 74 Klafter langes Seil, betrafen 1799 und 1800 zuerst die Spitze und schafften das Kreuz hinauf. Stolz ließen sie sich fortan die „Glockner“ rufen. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hatten die Heiligenbluter als Glocknerführer eine Vormachtstellung inne, 1854 traten Kaiser Bauern auf den Plan; Johann Groder, Peter Luter und Johann Schnell schafften das Signal für die damalige Vermessung auf die Spitze. Die Kaiser fielen durch ihre Größe und Kraft allgemein auf. Eschandera, der 1868 beim Untermieter einkehrte, berichtete darüber: „Groder empfahl als Führer seine Brüder Rupert und Thomas. Als ich diese zu sprechen wünschte, holte der Wirt den einen, Thomas, herbei, bei dessen Anblick ich die Frage nicht unterdrücken konnte, ob denn alle Kaiser solche Riesen seien, worauf mir der Wirt erwiderte: „Das ischt der Kloanel“ Sodann öffnete sich die Tür, und es erschien in der Tat ein Mann, noch eine Faust höher als Thomas; dieser Mann war Rupert. Thomas Groder machte sich um die Erschließung des Stüdlgrates verdient. 1866 führte er Erzherzog Rainer auf die Spitze, und drei Jahre später war er Hofmanns Begleiter beim ersten Abstieg zur Pasterze. Insgesamt dürfte er den Glockner 120mal bestiegen haben. Er starb 1897, 63jährig, als Glocknerwirt in Kals. Mit dem 87jährigen Groder-Much verschied 1918 der letzte alte Kaiser Führerveteran. Auch er hatte sich an zahlreichen Neuturen beteiligt (Rosmariswandkopf, Hoher Rastan, Großer Geiger, Glocknerwand usw.). Als Payers Glocknerführer 1863 wurde Johann Schnell, der Riggler von Glor, bekannt. Stets nur mit einem langen Bergstock ausgerüstet, gelangen ihm mit Harpprecht schwierige Fahrten (Schurwieserspitze). Karl Hofmann lobte den Weggefährten: „Schnell zeichnet sich durch ungemeine Verwegenheit aus. ... Mit menschenmöglicher Treue geleitet er den anvertrauten Schützling.“ Er holte sich in den Bergen ein Lungenleiden, das ihn schon 1871 zwang, den Eispickel aus der Hand zu legen. Drei Jahre später beschloß der einst so tatensreudige Mann sein Leben daheim auf der Ofenbank. In seine Fußstapfen trat der 1833 in Kals geborene Christian Ranggetiner. Ein kerniger Tiroler und Feuergeist! Sein Leben war reich an Kampf und Entbehrungen, aber der „Krischt“ ließ sich nicht klein kriegen. Er erkletterte den Großglockner über den Nordwestgrat und betrat an einem Tag acht Gipfel der Glocknergruppe. Auch am Driller und in den Westalpen zeichnete er sich aus. Mit Dr. Blodig zwang er erstmalig die Monte Rosa-Ostwand zum Silberfattel. Später geriet er in derselben Mauer in einen verderblichen Steinhagel und mußte wegen eines Arm- und Beinbruchs mit seinem Turisten umkehren. Purtscheller stellte ihm das Zeugnis aus, daß er „alle Eigenschaften eines Führers in vollendeter Weise in sich vereinige“. Mit seinem Kollegen Engelbert Rubesioier, dem Grafen Pallavicini und Crommelin starb er 1886 an der Glocknerwand den Bergtod. Ein berühmtes Kaiser Geschlecht waren die Kerer, bekannter als Kuenger. Josef erhielt als einer der ersten 1870 die Bergführerbestellung und machte sich besonders durch Auffindung des Kaiser Weges verdient. 1914 rief der Tod den 84jährigen Greis ab. Die blonden Brüder Johann und Alois (2. Begehung der Pallavicinirinne) vollbrachten manches schneidige Stückel. Der Kuenger-Hans kam weit in den Alpen und in der Welt herum (Kaukasus und Himalaja). Er wurde 75 Jahre alt und starb 1929. Ebenfalls eine Prachtgestalt mit dunklem Vollbart und ruhig-sicherem, etwas zurückhaltendem Wesen war der Kaiser Obmann Johann Unterweger. Er kannte nicht nur den Glockner, sondern auch Westalpen- und Kaukasusgipfel. Mit gleichwertigen Männern konnten die Heiligenbluter nur schwerlich aufwarten. Der alte Liendl, der im Winter 1853 mit einem kurzen „aft werd'n mir 's halt versuechen!“ den Heiligenbluter Pfarrer auf den Kleinglockner geführt hatte, war tot, und die Granögger, Rupitsch,

Bäuerle und Lachner widmeten sich vorwiegend ihren Hausbergen. Die Meisterleistung Tribuffers soll nicht verschwiegen werden: er hatte anlässlich der Erstbegehung der Pallavicinirinne 1876 allein 2500 Stufen.

Nördlich des Glockners hatten Bergführer wie Anton und Peter Seß, Brandtner, Sembacher u. a. ihre Standorte. In den vierziger Jahren tat sich Thomas Enginger ziemlich hervor (Erstersteigung des Großenedigers). Die bedeutendste Gestalt war wohl der 1887 beglaubigte Jakob Oberhollenzner aus Fusch. 1898 betrat er an einem Tag von der Vésempshütte aus Lyskamm, Parrotzspitze, Punta Onifetti, Zumsteinspitze, Grenzgipfel und Dufourspitze. Im nächsten Jahr brach beim Abstieg von der Liguille du Dru Oberhollenzners Päckelschaft, er stürzte und riss Purtscheller und Löwenbach über einen kurzen Firnhang in einen Schrund. Durch den sich damals zugezogenen Urmsbruch ging Purtscheller der deutschen Bergsteigerschaft verloren. Oberhollenzner überlebte ihn um ein Vierteljahrhundert und starb 1925. Sein 1883 geborener Sohn griff ebenfalls zu Pickel und Führerseil.

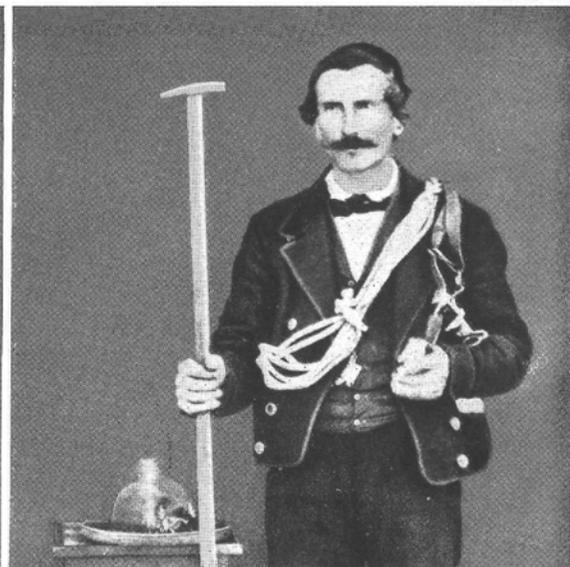
Im östlichen Tauernzug dienten in der Anfangszeit hauptsächlich Bergknappen, Bauern und Jäger als Führer der spärlich erscheinenden Touristen. Sie und ihre Nachfolger, wie Johann und Georg Klampferer, Gfrerer, Kofkopf, Stranig u. a., beschieden sich mit ihrem Los als Lokalführer. Eine Ausnahme bildete Josef Straßer aus Malta; dieser lernte auch Ortlser, Adamello und Presanella kennen und eilte bei Kriegsausbruch als einer der ersten Verteidiger seiner Bergheimat herbei. Er beschloß sein Leben 1933. Ein köstliches Gespräch mit einem Kärntner Bergführer überlieferte uns Kosegger. Nach einer Gletscherwanderung meinte der Dichter: „Wir hätten aber einbrechen können.“ Antwort: „Man bricht nit ein!“ Auf die nochmalige Frage: „Wenn man aber doch einmal einbricht?“ brummte der Führer: „Nacher bricht man halt ein!“

Deutsche Führer der Südlichen Kalkalpen

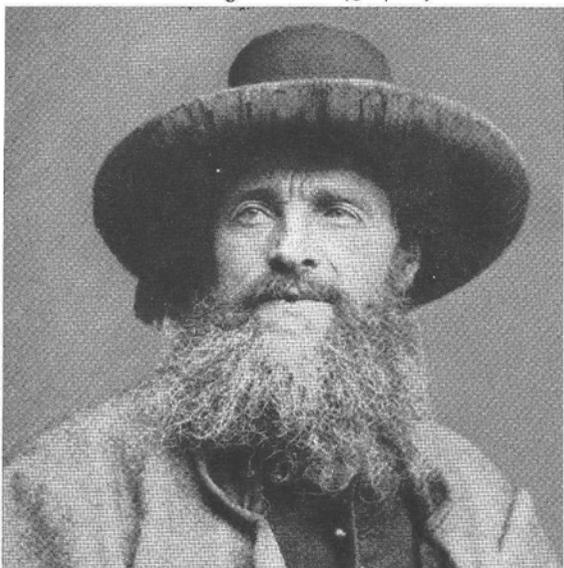
In den Dolomiten wuchsen einige der erlesensten Felskletterer heran, Führer, die Weltruhm erlangten. Neben italienisch oder ladinisch klingenden Namen, wie Bernard, Dibona, Dimai, Ghedina, Rizzi und Giropaes — mehrere kämpften im Weltkrieg heldenhaft unter deutschen Fahnen —, sind zahlreiche Tiroler ehrenvoll in der Erschließungsgeschichte vermerkt. An erster Stelle das Geschlecht Innerkofler. Da ist zunächst Franz zu nennen, der Führer Grohmanns auf Dreischusterspitze, Langkofel und Große Zinne im Jahre 1869, sodann die Brüder Michel und Hans. Michel kam 1872 als 24jähriger Knecht aus seinem Heimatdorf Sexten zum alten Ploner nach Schluderbach. Als seine erste Großtat gilt die Erstersteigung des Zwölferkofels gemeinsam mit seinem Bruder Hans im Jahre 1874. Der Eifer, die Westliche Zinne und der Einser fielen, dann beauftragte 1880 der Baron Eötvös den Michel mit der Erkundung der vielumwobenen Grohmannspitze. Die arglistigen Kollegen wiesen ihn an den westlichen Nachbargipfel, den heutigen Innerkoflerturm. Kurze Zeit später gelangte Michel allein auf den Gipfel der Grohmannspitze. Welsche und Tiroler pirschten sich in jener Zeit an die unerstiegene Kleine Zinne heran. Eifersüchtig machte der blondbärtige Michel über diesen Berg, den er gleichsam als sein und der Sertner Eigentum betrachtete, und passig antwortete er Emil Ffigmondy auf die Frage nach einer Möglichkeit: „Ja, wennst Flügel hättst!“ 1881 zwang er den „schlachen Teufel“ mit seinem Bruder Hans über die Südwestwand. Er führte manchen Touristen auf die lustige Spitze; als es einmal den wohlbeleibten Diamantidi hinaufzubringen galt, meinte er: „Auffi muas er, ehnder reißen mir ihn in der Mitten ab.“ 1884 malte der Michel sein MJK mit roter Farbe auf den Gipfelblock der spröden Croda da Lago. General Wundt bezeichnete Michel Innerkofler als „eine alpine Größe ersten Ranges . . . den unbestritten besten Kletterer seiner Zeit“. 1888 führte er zwei Studenten auf den Monte Cristallo, den er bereits 300mal bestiegen hatte. Beim Abstieg brach plötzlich eine Brücke.



Georg Samer (Josele)



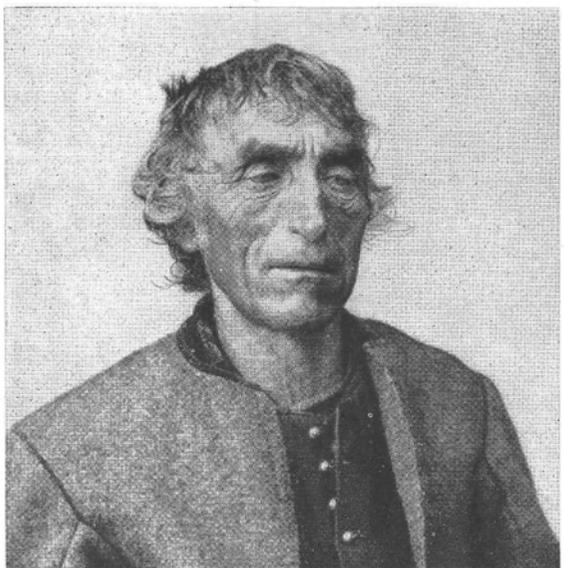
Cyprian Granbichler



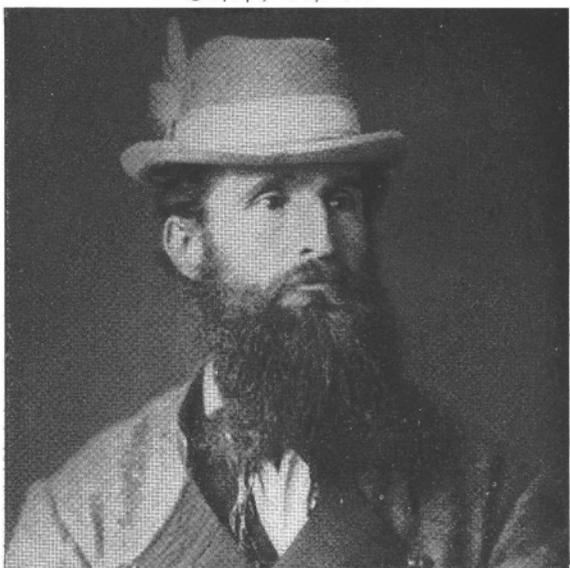
Michael Groder



Joseph Schnell



Peter Groder



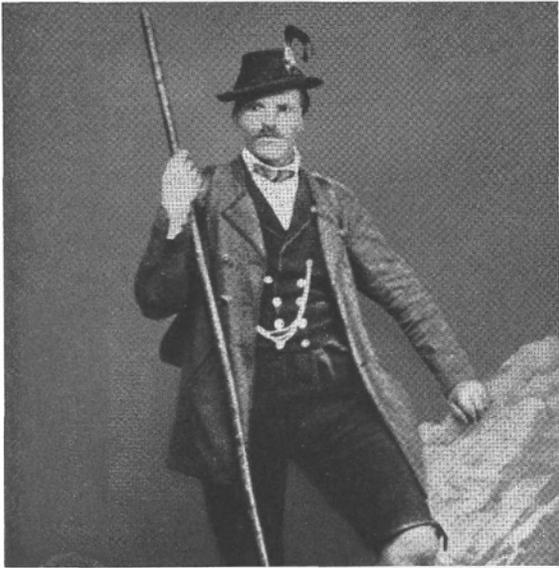
Engelbert Rubisoier



Christian Ranggetiner



Anton Hess



Johann Punz-Preiß



Andrá Kerer



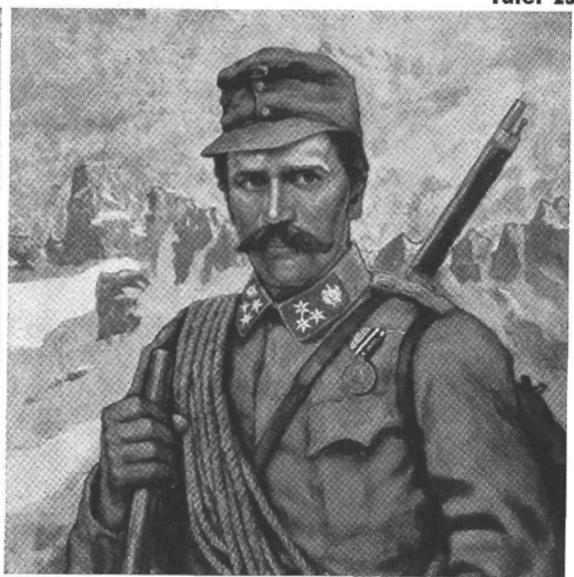
Peter Dangel



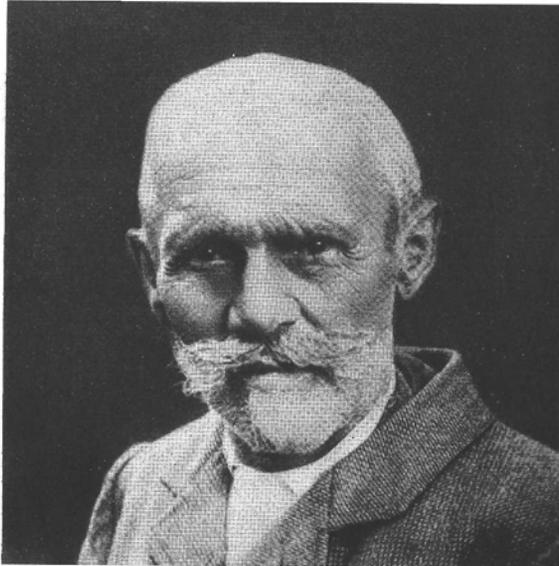
Franz Wenter



Madl Hansl



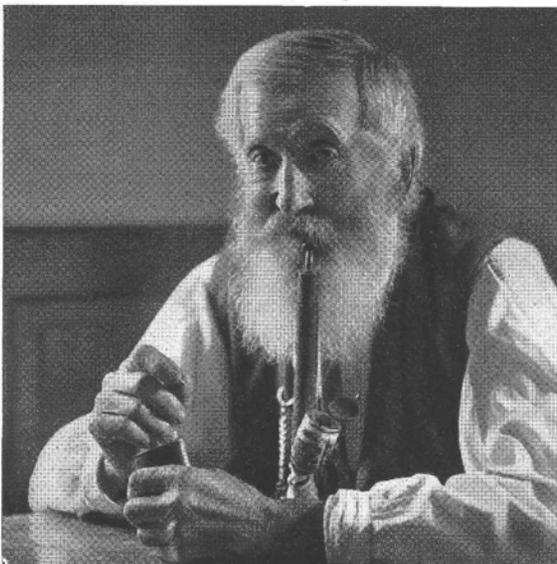
Sepp Innerkofler (Nach Bild J. v. Raan-Albess)



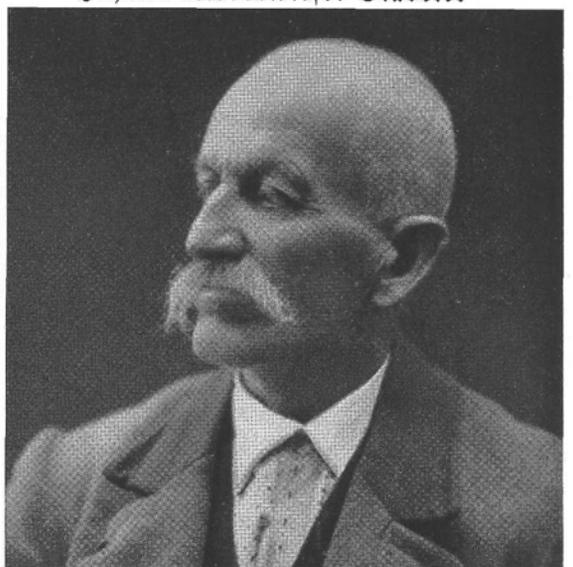
Daniel Innthaler



Johann Niederwiefer-Stabaler



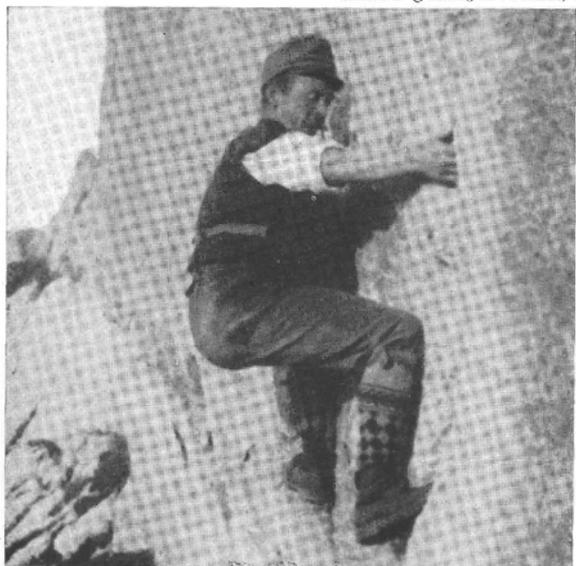
Johann Grill-Kederbacher



Joh. Grill-Kederbacher d. J.



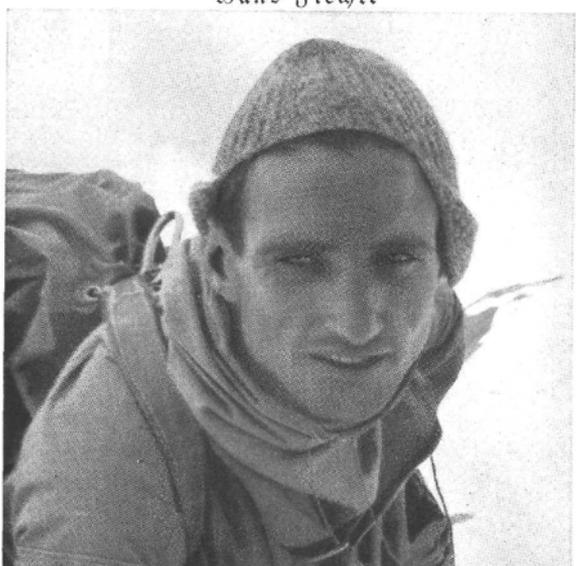
Ramfauer Führer. In der oberen Reihe: Richard Perner, Wastl Lackner, Florian Simonlehner, Hubert Vierthaler, Hans Pilz und Bernhard Perner. Unten in der Mitte: Hofrat Pichl, links davon Franz Steiner, rechts Georg Steiner



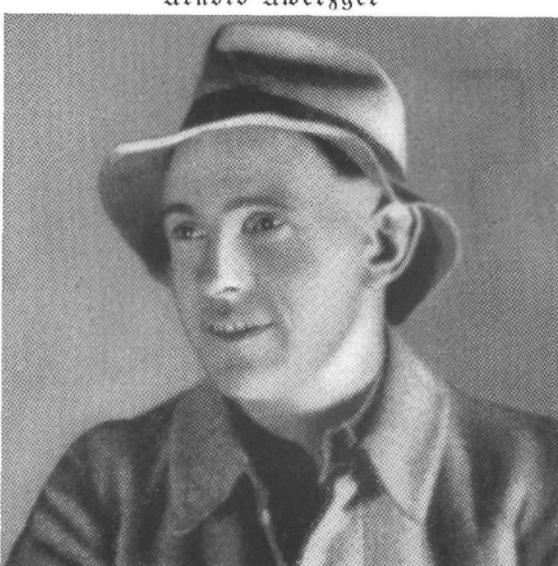
Hans Fiechtl



Arnold Auerzger



Anderl Beckmair



Peter Alsenbrenner

Michel wurde durch den Seilruck über die Spalte geschleudert und schlug sich an der jenseitigen Eiskante die Schädeldecke ein. — Hans, das Gamsmandl, war nicht nur fels-, sondern auch trinkfreudig, und es wird erzählt, daß ihn der enthalttsame Michel vor gemeinsamen Turen „trodfengelegt“, das heißt in eine Kammer gesperrt habe. Josef Innerkofler (Landro) war der Lehrmeister von Veit (gestorben 1934) und Sepp. 40jährig, stürzte er mit Stüeklen an der Fünffinger Spitze ab. Größten Ruhm erlangte der 1865 in Sertzen geborene Sepp, der später die Sinnenhütte bewirtschaftete. Außer vielen schwierigen Erstlingsfahrten in den Dolomiten (Kleine Sinne-Nordwand und Ostwand) bewährte er sich in anderen Gruppen, ja sogar im Eis der Viertausender bestens. Nach der Kriegserklärung Italiens griff er mit seinen Söhnen Gottfried und Sepp als einer der ersten Standischützen zu den Stufen. Treu zur Seite standen ihm die anderen bestbekanntesten Sertzner Forscher, Piller, Rogger, Schranzhofer und andere. Bekannt ist Sepp Innerkoflers Heldengang in den Tod am Vaternkofel am 4. Juli 1915. Er fiel, als er die Italiener vom Gipfel vertreiben wollte. Piller bezeugte, er sei von einer feindlichen Kugel in den Kopf getroffen worden und in den Oppellamin abgestürzt, Professor Verti führte den Tod auf den Steinwurf eines Alpinis zurück. Sepp wurde von den Italienern auf dem Gipfel in Ehren bestattet und erst später von seinen Freunden geborgen und geweihter Erde übergeben. Der Kaiser verlieh dem Toten die Goldene Tapferkeitsmedaille. Johann Forcher (Sertzen), der am Vaternkofel verwendet wurde, zeichnete sich bei der Rückeroberung der Punta di Forame 1916 aus. Mit sechs Sillianern stürmte er den Gipfel und nahm 44 Italiener gefangen. Ein Heldenstückel, das schwerer wog als Erstbesteigungen in Friedenszeiten! In seinem Führerbuch stand unter besonderen Kennzeichen: „Blähhals“, was ihn aber nie hinderte, seinen Gegner im Fels oder auf dem Kampfplatz zu bezwingen. Der Bruder Sepp Innerkoflers, Michel II, hätte seinen gleichnamigen Onkel nicht enttäuscht. Mit den Briten Phillimore und Raynor rückte er mancher abweisenden Dolomitenwand auf den Leib. André Piller, der Gladner-Andel, war ein Schwager Sepps und ein Kämpfer der Sertzner „fliegenden Patrouille“. Ich traf mit dem schon ein wenig klettermüden Sechziger am Ffigmondykamin der Kleinen Sinne zusammen. Damals sagte er: „Ja, ja, man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ischt, und 's meine ischt am Kaltwerden!“ An derselben Stelle stürzte er 1935 ab. Wenn man von Sertzner Führern spricht, darf der hochgewachsene, zu jung verstorbene Watschinger-Hans nicht übergangen werden; ebensowenig Josef Appenbichler aus Innerprags, der manchen Heimatkofel auf eigenem Weg betrat, und Anton Bergmann Vater und Sohn. Der Jüngere war einer der wenigen Dolomitenführer, die ins Wallis kamen, wo er unter anderen das Matterhorn überschritt. Wer in Corvara einen tüchtigen Führer suchte, brauchte nur bei Josef oder dem jüngeren Franz Kostner anzuklopfen. Die beiden haben sogar im Kaukasus und Tianschan Neuland durchforcht. Jenseits des Gröbner Joches fehlte es ebenfalls nicht an aufrechten Männern. Jedes Kind in St. Ulrich kannte den 1849 geborenen Franz Fißtill, genannt Tamora, der in späteren Jahren wegen seiner sucheröten Perücke nicht zu verwechseln war. Vom schlauen Tamora erzählt man das lustige Stückel, er habe einmal einen Turisten, der auf den Winklerturm wollte, im Nebel auf den leichteren „Stabeler“ geführt. Während der Gipfelrast schob St. Peter überraschend die Wolkenvorhänge beiseite und entlarvte den Schwindel. „Zuifl-saggra,“ meinte Fißtill, „hieз hab i bei dem verdammten Nebel den falschen Sacken erwisch!“ In den Bergen ist er nicht nur durch den Fißtillweg an der Grohmannspitze und seine Teilnahme an der Erst-erklatterung der Fünffinger Spitze über die Daumenscharte bekannt geworden. Ein schneidiger Mann war Josef Pescosta, dessen Sohn als Führeraspirant in den Karpaten fiel. Der Prugger-Lois aus St. Christina hatte 99 Ersteigungen der Ferneda hinter sich und die 100. seinem Weibe versprochen; er kam aber nicht mehr dazu, denn der Krieg brach aus, und am Moifitag traf den Lois an der Geister Spitze

das tödliche Blei. Zu der alten Garde gehörte der 1842 geborene Engelbert Nogler, der hauptsächlich auf den Saß Rigais eingefuchst war. Der junge Engel und der Josef steckten ihre Ziele schon weiter. Der Name Josef Adang ist uns durch den großen Kamin in der Südwand der Eschierspitze geläufig geblieben. Der älteste Tierser Führer war der 1848 geborene Johann Willgrattner, der Löwen-Hansl; er beteiligte sich an der ersten Überschreitung des Winklerturmes und erklimmte die Escheinerspitze von Nordosten. Sehr erfolgreich betätigte sich der 1877 geborene Franz Wenter. Seine Fäuste machten lotrechten Dolomit gefügig, zwangen den Granit der Dru und Meije, und sein Pfadfindertalent kam sogar im fernen Tianschan zur Entfaltung. Im Jahre seiner Beglaubigung (1902) erkletterte er als erster Führer mit Diaz die Guglia di Brenta. Der um drei Jahre jüngere Schroppenegger-Franz suchte ebenfalls gerne jähe Wände auf. Der Schroppeneggerkamin am Totenkirchl hält das Gedenken an ihn wach.

Halten wir noch Umschau bei den volksdeutschen Führern der Karnischen Alpen. Zu den Veteranen ist im Gailtal Johann Festin, der Walden-Hans aus Reifach, zu zählen. Er erstieg 1848 erstmalig den Reiskofel, den er in der Folge über 100mal betrat. Dem 75jährigen Mann stellte Patéra das Zeugnis aus: „Er klettert wie eine Kaze.“ Unter der Last von fast 90 Erdenjahren legte sich der Walden-Hans 1918 zur Ruhe. Durch Grohmanns Unternehmungen wurde Peter Salcher aus Sterz im Lesachtal frühzeitig bekannt. Mit dem stämmigen Rößschacher Hafner Josef Moser geleitete er den Dolomitenereschließer 1868 auf die Kellerwand, und im nächsten Sommer beteiligte er sich an namhaften Erstlingsfahrten in den Dolomiten (Dreischusterspitze, Langkofel, Große Zinne). Im Winter 1881 stürzte der sehr kräftige Fünzfürer auf einem nächtlichen Jagdgang in die Gail. Adam Salcher aus Liesing tat sich bei der Verteidigung seiner Heimat rühmlich hervor (Besetzung des Monte Ciadenis und der Schönleitenschneide). Er starb 1928 an einem Kriegsleiden. In Mauthen verpflichtete man gerne Adam Riebler Vater und Sohn. Mit eisenharten Schlofferfingern wußten sie sich im sprödesten Fels zu behaupten. Der alte Adam, 1891 gestorben, schwor auf sein weises Sprüchlein: „Derweil man oan Fuß hebt, muasß der andere rasten.“ Der jüngere Riebler beging erstmals den Grat vom Kollinkofel zur Ostlichen Kellerpitze. Der Linetter-Simele aus Mauthen zeigte sich ebenfalls als wendiger Kletterer und Wildschütz. Einmal hätte ihn ein Gendarm ums Haar gefaßt, der flinke Simele rannte aber davon, und zwar in einem so unerhörten Tempo nach Oberdrauburg (er legte nämlich einen sechsstündigen Weg in etwas mehr als zwei Stunden zurück), daß das Gericht an einen Irrtum glaubte und den Simele freisprach. Hans Kofler, der Jast von Sittmoos, erstieg 1895 erstmals den Hinteren Mooskofel und die Hohe Warte über die Nordflanke. Außerdem haben rechtschaffene Führerdienste geleistet: Stefan Obernosterer aus Nostra und der verschmigte Peter Kratter aus Bladen.

In den Julischen Alpen traten neben Slowenen nur wenige deutsche Führer hervor. Der 1842 geborene Rudolf Baumgartner aus Raibl kannte die Heimatberge gut und wurde sogar bis ins Dhtal mitgenommen. Sein Sohn widmete sich in der Hauptsache dem Wischberg und Manhart. Ebenso stand es bei Randutsch, Schönberg, Filasfer, Pinter, Eichletter u. a. Alle seine Kameraden übertrugte als Mensch und Führer Anton Dizinger aus Wolfsbach. Mit Ruggy erstrieg er unter anderen Montasch von Norden, Montasch-Nordturm, Wischberg von Norden und Nordosten, und im strengen Winter zwang er manchen Gipfel (Wischberg, Ranin, Montasch usw.). Ruggy schrieb über den 1928 Verstorbenen: „Einer der großen Dinoniere der Julier. ... Niemand wird ihn vergessen, der je mit ihm gegangen ist.“

Unsere Bergführer im Ausland

Bekanntlich brachten die ersten britischen Bergfahrer in die als Terra incognita geltenden Ostalpen verlässliche Führer aus der Schweiz und aus Savoyen mit. Erst

in den siebziger Jahren ließ sich eine allmähliche Umkehr feststellen. Deutsche Touristen wagten es, erprobten Ostalpenführern den Weg zu den Viertausendern zu ebnen. Vorher waren nur Einzelfälle zu verzeichnen (Nöll 1864 Bernina, Gabriel Spechtenhauser 1872 Monte Rosa-Ostwand). Freilich spielten auch materielle Erwägungen mit, denn die Schweizer gingen nur zu zweit Hochgipfel an und forderten höhere Taren als die Tiroler. Daß es verhältnismäßig wenig Enttäuschungen gab, hatte wohl seinen Grund darin, daß meistens überdurchschnittliche Touristen erstklassige Führer verpflichteten. Männer wie Dinggera, Dangel, Rederbacher und Stabelet wurden von ihren Kollegen im Berner Oberland und im Wallis bald als gleichwertig anerkannt, ja sogar mancher Lokalführer heugte sich ihrer Autorität. Diese wetterharten Kämpen trugen den blanken Schild des deutschen Bergföhrentums in die Welt. Namhafte deutsche Alpinisten, voran Dr. Arnold (Hannover), setzten sich für die Mitnahme unserer Führer ins Reich der Viertausender ein.

Es ist weder möglich noch beabsichtigt, hier Bergführernamen und westalpine Leistungen aufzuzählen, vielmehr sollen einige Zahlenangaben genügen. Im Jahre 1900 betreute der D. A. B. rund 1150 deutschblütige Führer, davon waren bereits 50 in die Westalpen gekommen. Bei Kriegsausbruch besaßen von rund 1000 tätigen Führern 95 Westalpenkenntnisse. Es war somit eine Verschiebung von 4,3% auf 9,5% eingetreten, das heißt die Zahl der westalpenkundigen Ostalpenführer hatte sich in 14 Jahren beinahe verdoppelt. 1900 standen die Ortlerführer an erster Stelle; von 56 Männern in Schlanders, Stills, Gomagoi, Trafoi und Sulden hatten 16 meist mehrfach Viertausender bestiegen, darunter 7 den Piz Bernina, 6 den Montblanc und 3 das Matterhorn, ferner Gipfel wie Liguille Charnoz, Verte, Géant, Grivola, Dent Blanche usw. Die Felsführer tauchten nur ganz vereinzelt auf; so finden wir 1900 Pragmair (Oberstdorf) im Berner Oberland, Staggl (Gramais) in der Bernina, Fütterer (Mittenwald) am Montblanc, Grill (Ramsau), den jüngeren Rederbacher, in fast allen Gruppen bewandert, den Dachsteinführer Steiner im Wallis und als einzigen Dolomitenmann Sepp Innerkofler auf dem Matterhorn und einigen Nachbargipfeln. — 1914 hatte sich das Verhältnis bereits verschoben, die Vorherrschaft der Ortlerführer war gebrochen; von insgesamt 80 unternahmen nur 11 Fahrten im Schweizereis, während Sölden und Dent von 48 Führern 13 für die Westalpen abstellten. In den Nördlichen Kalkalpen waren nun sogar 15 Bergler zu finden, die sich bereits auf Hochgipfeln Frankreichs, der Schweiz oder Italiens bewährt hatten.

Ramen unsere Führer über die Alpen hinaus? Gewiß, aber nur einzelne! Männer wie Stabelet, Wenter u. a. wurden in die Hohe Tatra, in die Pyrenäen oder nach Korsika mitgenommen, andere gar für große Rundfahrten in ferne Bergländer gewonnen. Als erster Tiroler erschien im Kaukasus der Kerer-Hans aus Rals. Nach einem Abstecher in die siebenbürgischen Karpaten durchstreifte er mit Boeck und Winkelmann die kaukasischen Berge. Es dauerte allerdings geraume Zeit, bis er sich ohne die gewohnten Knödel in der Fremde wohlfühlte. Zwei Jahre später erstieg Franz Hofer aus Krimml mit Hirsch und Ruckdeschel den Kasbek vom Tal aus an einem Tag. Ungern-Sternberg schrieb: „Wir haben mit Hofer 16 Nächte innerhalb der Schneegrenze zugebracht...“ 1890 lernte Hans Kerer mit Boeck die großartige Landschaft des Garhwal- und Sikkim-Himalaja kennen, und im folgenden Jahre stand er mit seinem Kalker Kollegen Johann Unterweger Purtscheller und Merzbacher im Kaukasus bei. Merzbacher eröffnete noch verschiedenen Tirolern den Weg in die Welt. 1892 begleiteten ihn Heinrich Moser aus Mayrhofen und Johann Windisch aus Pflersich auf Kaukasuszinnen und den Ararat. Nach siebenjähriger Pause holte sich Moriz von Déchy, der berühmte ungarische Kaukasusforscher, die Zillertaler Heinrich Moser und Georg Kröll, und später lernten Franz und Josef Kostner aus Corvara als die einzigen Dolomitenführer das Grenzgebirge zwischen Europa und Asien kennen. In Zentralasien traten in den

nächsten Jahren auf den Plan: Franz Kofner, Franz Wenter (Tiers), Siegmund Stockmayer (Neufirchen) und Albert Lorenz (Galtür). Eine Ausnahme bildete der Naßwalder Konrad Rain, der 1909 nach Amerika auswanderte und in den Rocky Mountains, im Altai und in Neuseeland als Bergführer und Einzelgänger viele Gipfel betrat.

Die jungen Führer des D. A. B.

Bevor wir zur lebenden Generation übergehen, einige Worte über die sogenannten Herrenführer. In der Vorkriegszeit erwarben leistungsfähige, meist aus Städten stammende Felsgeher das Führerzeichen des D. A. B.; wir kennen Karl Kreh, der Kletterschuhe mit Manchonfilzsohlen erfand, Otto Doppel, Rudolf Schiebold und seine abenteuerliche Abseilur über die Totenkirchl-Westwand und den unermüdlischen Georg Sirt den Älteren, der nach vielen schwierigen Felsgängen die Vorderkaiserfeldenhütte bewirtschaftete. Auch nach dem Kriege verschrieben sich Städter, sogar Akademiker, dem Bergführerberuf, z. B. der Innsbrucker Dr. Rudolf Leutelt, der Rundfahrten nach Kleinasien und nach dem hohen Norden unternahm, Roland Kossi, der im schwierigsten Fels (Pelmo-Nordwand und Fleischbrot-Südostwand) seine Meisterschaft bewies, oder der Sachse Otto Dietrich, der in der Tappentarsenhütte haust.

Als früh Verunglückte des Bergführernachwuchses betrauern wir einige der Allerbesten und Wagemutigsten. Emil Solleder, ein Münchner, der sich in St. Anton festhaft machte, fiel 1931 nach Siegeszügen durch die Dolomiten (Furchetta-Nordwand, Civetta-Nordwestwand und Saß Maor-Ostwand) als Führer vom scharf gezinkten Grat der Meije in den Tod. Der junge Mittenwalder Krinner stürzte mit seinem Kameraden Kofler ein Jahr später an der Nordwand der Aiguille du Dru wenige Seillängen oberhalb der Randkluft ab. Jeder Bergsteiger wird sich des tragischen Ringens um die Eiger-Nordwand erinnern. Mit Gleichgesinnten opferten 1936 ihr Leben die blutjungen Berchtesgadner Führer Anderl Hinterstoisser und Toni Kurz. Ihre Laufbahn (schwierigste Dolomitenfahrten, 3. Wagnis-Südkante, Wartstein-Westkante) berechtigte sie zu dem leider so unglücklich endenden Wagnis. Auf einem Rettungsgang kam zu Pfingsten 1938 in der Dachstein-Südwand der Füssener Hermann Schertel ums Leben. Er hatte in Kletterschuhen und auf Skiern vielfach sein Können bewiesen, z. B. 1938 den Sieg im 50 km-Dauerlauf errungen. Alle diese prächtigen Menschen, die unvergessen bleiben sollen, haben sich aus reiner Freude am Bergsteigen dem schweren Beruf verschrieben.

Und nun zu den Lebenden! Nur verhältnismäßig wenige junge Führer, die durch hervorragende Leistungen auffielen, können hier namentlich herausgestellt werden. Dies bedeutet jedoch keine Zurücksetzung der vielen übrigen, denn wir sind überzeugt, daß die deutschen Bergführer hinter denen anderer Alpenländer in keiner Weise zurückstehen, weder in der Durchschnittswertung noch in den Spitzenleistungen. In der Schule des D. A. B. wurde darüber hinaus von jeher getrachtet, auch die rein menschlichen, charakterlichen Werte zu festigen. Erstklassige Führer — aufopfernde Helfer — ganze Männer!

Im Allgäu haben Namen wie Willi Wechs (Winter- und Neuturen im Hochvogelgebiet), Franz Tröndle und Hans Lanig (Oberjoch) einen guten Klang. Im Wetterstein gilt dasselbe von Willi Leiner (Wiederholung der Civetta-Nordwestwand), und aus Bayrischzell stammt einer der Erfolgreichsten: Anderl Heilmair. Er kennt mit seinen 32 Jahren fast alle schwierigsten Felsfahrten, durchstieg die unmittelbare Charnoz-Nordwand, belagerte die Sorafesmauer, fuhr mit Fahrrad und Zelt in den Hohen Atlas und errang 1938 seinen Triumph am Eiger. Die Ordensburg Sonthofen sicherte sich seine wertvolle Kraft. Die Reichenhaller Karl Rieser und Simon Flatscher, bekannter als Berner-Simerl (Winterbesteigung der Was-

mann-Ostwand), die Berchtesgadner Josef Kurz (Erstbegehungen in den Heimatbergen) sowie die noch jüngeren Raphael Gang und Thomas Datzmann (Ramsau) (Hochalfer, unmittelbare Ostwand, Rotpalfen-Ostwand) ragen aus der bairischen Führerschaft. Karl Schuster, der Pinsel und Zeichenstift sicher führt, durchstreifte 1926 meist allein das persische Bergland (Demavend). Der Salzburger Erwin Schläger hat sich auf großen Eis- und Winterfahrten (Grajische Alpen, erste Abfahrt auf Skiern über die Fuscherkaropf-Nordwand) bewährt. Erstlingsfahrten im Heimatbereich der Mannsdwand und großzügige hochalpine Unternehmungen haben Arnold Awerzger für große Aufgaben heranreifen lassen. In der Cordillera Blanca konnte er mit Schneider Sechstausender, wie Quitoraju, Ducahirca, Nevado Siula und Nevado Rassaac erobern. Von den jungen Kaiserführern ist an erster Stelle Peter Alschenhöbner (seit 1935 Stripsenjoch) zu nennen. Aus seiner bewundernswert vielseitigen Fahrtenliste sind nur Andeutungen möglich. Erstlingsfahrten: Leuchsturm-Südwand, Grundschartner-Nordkante, Castello di Valgrande-Nordwand. Zweitbegehungen: Große Zinne-Nordwand, Großglockner-Nordwand, Zsigmondy-spitze-Nordostwand. In den Westalpen beschränkt er viele klassische Eiswege, z. B. die Monte Rosa-Ostwand allein. Als Teilnehmer der Nanga Parbat-Rundfahrt 1934 stand er auf dem Rasiot Peak (7080 m) und auf dem Südlichen Chongra Peak (6400 m) und stieß mit Schneider bis über den Silberfattel vor. Franz Weinbergers schönster Erfolg war die Erstkletterung der Westwand des Predigtstuhl-Nordgipfels mit Fiechl. Die übrigen: Franz und Heini Stöger, Ernst Egger, Heinrich Friser und die Riszbühler Brüder Packer sind ebenfalls nicht zu übergehen. Im Dachsteinstock sind besonders die Brüder Verner hervorgetreten; Bernhard, der die Dachstein-Südwandhütte bewirtschaftet, hat den jähen Mauern manchen Verunglückten entrisen. Junge Männer wie Peter Rupitsch III aus Heiligenblut wahren die Tradition der Glocknerführer, andere zeigen sich im Gesäuf und an der Kar dem alten Daniel Innthalen vollauf würdig.

Welche Bedeutung der alpine Skilauf im Leben der heutigen Bergführer erlangt hat, beweist, daß von den 1130 im Verzeichnis des D. A. B. aufgeführten Männern (darunter 200 Träger) 430 die Skibergführerprüfung bestanden. Mehr noch sagen uns die rühmlich bekannten Namen der Abfahrtskanonen, etwa der Arlberger Ludwig Föger, Friedl Pfeifer, Rudi Matt und Willi Walch, die sich höchste sportliche Ehren erkämpften; erinnern wir uns ferner der Östaler Fiegl, Gstrein, Rimmel, Scheiber und wie sie alle heißen, des Seefeldler Vorlauffünstlers Anton Seelos oder des jungen Peter Radacher aus dem Salzburger Land. Aber diesen beschränkten Kreis hinaus beherrschen Hunderte von jungen Führern in blendender Form die schmalen Latten und beweisen zwischen den roten Fähnlein der Rennspur und im verschneiten Hochgebirge ihre Eignung.

Abschließend einige Bemerkungen über die Träger. Sie bilden den Grundstock, aus dem durch Auslese die Bergführer hervorgehen. Diese „Namenlosen“ leisteten beim Bau und bei der Verproviantierung hochgelegener Hütten und bei Bergungen — vom Weltkrieg ganz zu schweigen — mitunter schier Übermenschliches. Würde nicht dieser oder jener leichtbeschuhete Sportkletterer unter der Last des 1½ Zentner schweren Firstbaumes, den der Reberbacher-Toni auf das Wasmann-Hoheck schleppte, zusammenknicken? Ein Schellenberger brachte kürzlich beim Bau des Mittagsschartensteiges gar 2½ Zentner schwere Baumstämme bergwärts, und zur Traunsteiner Hütte schleppten einheimische Träger mittels Kopffragen 250 Tonnen. Also auch die Träger neben den Führern in Ehren!

Möge in Zukunft jeder Mann, der das Führerzeichen des D. A. B. trägt, überall und jederzeit eingedenk sein, daß Bergführen mehr ist als Beruf, nämlich eine Verpflichtung zu höchster Einsatzbereitschaft. Der alte Führerauspruch soll weiterhin gelten: „Man bindet sich zusammen, um miteinander zu steigen, zu leben und nötigenfalls auch zu sterben.“



Drei Teufelsgrate

Von Ludwig Steinauer, München

Wetterstein-Teufelsgrat

Drei Teufelsgrate kenne ich, wilde, abenteuerliche Sackengrater, jeder in einem anderen Gebirgszuge der Alpen. Der Grat vom Großen Hundstallkopf zum Hinterreintalschrofen im Wettersteingebirge, das ist der Teufelsgrat unserer Bergheimat. Dieses Gratstück bietet eine der charakteristischsten Gratklettereien im Kalkgebirge und erfordert infolge großer Brüchigkeit und Ausgesetztheit einen sicheren Kletterer. Mitte Mai 1937 machte ich diesen Berggang als Alleingänger. Es war meine erste Kletterfahrt in diesem Frühsummer, und es lag noch viel Schnee auf dem Grat.

Mit dem anbrechenden Tag nahm ich Abschied von der Oberreintalhütte. Mein vorläufiges Ziel war die Oberreintalscharte. Um diese zu erreichen, stieg ich zuerst westlich unter den mächtigen Ahornbäumen des Talgrundes steil an und gelangte auf einen Steig, der jedoch oberhalb der Wandstufe, die zum Oberreintalboden abbricht, unter einer mächtigen Schneelawine verschwand. Auf den hartgefrorenen Lawinenbrocken ging es rasch aufwärts. Von der Scharte her kam mir ein halbes Duzend Genssen entgegen, das aber, als es meiner ansichtig wurde, in wilder Flucht gegen den Oberreintalschrofen zujagte. Über den Tälern lagen die Morgennebel, und tief unten blinkte die Leutascher Ache. Die Sonne schlug bereits warm an die Gipfel der Berge.

Zwei Stunden war ich bis jetzt gestiegen, ich hatte also noch den ganzen Tag vor mir und konnte mir Zeit lassen. Von der Scharte erstieg ich über brüchiges, gelbes Gestein eine unbedeutende Erhebung, den Teufelskopf (2442 m), welcher die Oberreintalscharte westlich flankiert. Vom Teufelskopf zieht ein harmloser, gratartiger Rücken zum Großen Hundstallkopf (2559 m) hinüber, und dann beginnt der eigentliche Teufelsgrat. Am 30. Juni 1900 haben Ludwig Distel und Friedrich Schön die Überschreitung des Teufelsgrates (Luftlinie 1200 m) zum erstenmal ausgeführt.

Mein Wunsch ging höher, ich wollte den Grat weiter verfolgen und auch noch den Hochwanner und den Kleinen Wanner überschreiten bis zum Zugspitzgatterl.

Von leuchtenden Wächtern gekrönt, schwang sich der Teufelsgrat hinüber. Ich hielt mich fast ausnahmslos auf der Gratschneide. 10 m Keepschnur halfen mir über manchen Abbruch hinunter. Das Wetter war besonders festlich. Alle Fernen waren blau und grenzenlos. Später hallten sich kleine, leichte Wölkchen zusammen. Kein Wind, keine Kälte beeinträchtigten die Lieblichkeit dieses Frühlingstages.

Besondere Schwierigkeiten hatte ich bis jetzt nicht zu überwinden. Diese beginnen erst bei dem auffallenden, roten Turm etwa in der Mitte des Teufelsgrates und setzen sich fort bis fast an den Gipfel des Hinterreintalschrofens. Brüchigkeit und Ausgesetztheit kennzeichnen dieses Gratstück. Nach Norden brechen die Wände in mächtiger Flucht ab in steile, einsame Kare und ins Reintal. Die Blaue Gumppe leuchtete an diesem Tage seltsam klar und tief und zog den Blick immer wieder an. Aber dem Werdenfelfer Land schwebten ein paar kleine, weiße, kugelrunde Wolkenballen.

Der anfänglich breite Grat schnürt sich nun immer mehr zusammen, die Türme werden steiler, höher, und manch unscheinbarer Aufschwung stellte große Anforderungen. Die Abstürze zu beiden Seiten des Grates sind jetzt von eindrucksvoller Tiefe und Steilheit. Besonders wild brechen die Mauern in den Kleinen Hundstall nieder, der zu den einsamsten Teilen des Wettersteingebirges gehört.

Das Ende des Teufelsgrates bildet eine leichtere Gratsschneide, die auf den Gipfel des Hinterreintalschrofens (2674 m) leitet. Dieser Gipfel ist nur wenig ausgeprägt; von ihm zweigt nach Norden ein Grat ab, der das Jungferntal vom Kleinen Hundstall trennt. Der Blick in das „Kar in der Jungfer“ hinein ist von einer wilden Großartigkeit.

Der weitere Grat hinüber zum Hochwanner hat, mit einer Ausnahme, keine Schwierigkeiten mehr. Dafür sind die Tiefblicke, besonders nach der Nordseite, wildschön und verwirrend. Gehört doch diese 1400 m hohe Plattenwand des Hochwanners nach der Wasmann-Ostwand zu den höchsten Felswänden der Kalkalpen. Den Hochwanner selbst erreichte ich am späten Nachmittag. Bei Sonnenuntergang stieg ich noch den Westgrat des Kleinen Wanners hinunter zum Hohen Ramm und zum Gatterl.

Die junge Partnach raufte neben mir her, als ich zur Angerhütte wanderte. Der lichtvolle Tag war verklungen, Friede und Stille lag in dieser sternklaren Nacht über den Heimatbergen.

Täschhorn-Teufelsgrat

Am 2. August 1937 war ich mit Wolfgang Gortler von Zermatt aus unterwegs zur Täschalpe. Oberhalb der Alpe verließen wir den nun schmalen Pfad und wandten uns nach Nordosten, gegen den Weingartengletscher zu, um den alten historischen Bivakplatz am Beginn des Teufelsgrates zu gewinnen. Bevor wir die Moräne betraten, auf deren oberem Ende sich das Bivak befindet, stopften wir noch einen großen Sack voll mit Gras, um damit unser Nachtlager zu verbessern. Der Abend senkte sich auf die Berge, der Gletscherbach wurde ruhiger, und mit dem Scheiden des Lichtes kam auch rasch die Kälte über unser gletschnahes Bivak. Der Benzinkocher brummte noch lange sein trautes Lied. Bequem streckten wir uns auf dem mitgebrachten Grase unter dem Schlaffack. Über uns spannte sich ein dunkler, sternbesäter Himmelsbogen. Bivaknacht. ...

Über uns im Rücken stand der Berg, dessen Südwestgrat wir überschreiten wollten. Steile, brüchige, wasserüberronnene Mauern sind es, die vom Bivakplatz zum Grat hinaufleiten. Eine besonders große Erhebung im Grat führt den Namen Strahlbett oder Rienhorn (3755 m). Das untere Ende des ganzen Grates, die Leiter Spitze, ist 3218 m hoch. Das Täschhorn selbst mit 4498 m ist die zweithöchste Spitze der Mischabelhörner und wurde am 31. Juli 1862 von J. L. Davis und J. W. Hayward mit drei Führern zum erstenmal erstiegen (Westflanke). Den Südwestgrat überschritten erstmals am 16. Juli 1887 A. F. Mummery mit Alexander Burgener. Sie erreichten den Grat, von Norden kommend, östlich des Rienhorns und nannten ihn, der mit etwa 20 größeren und kleineren schwierigen Türmen besetzt ist, Teufelsgrat.

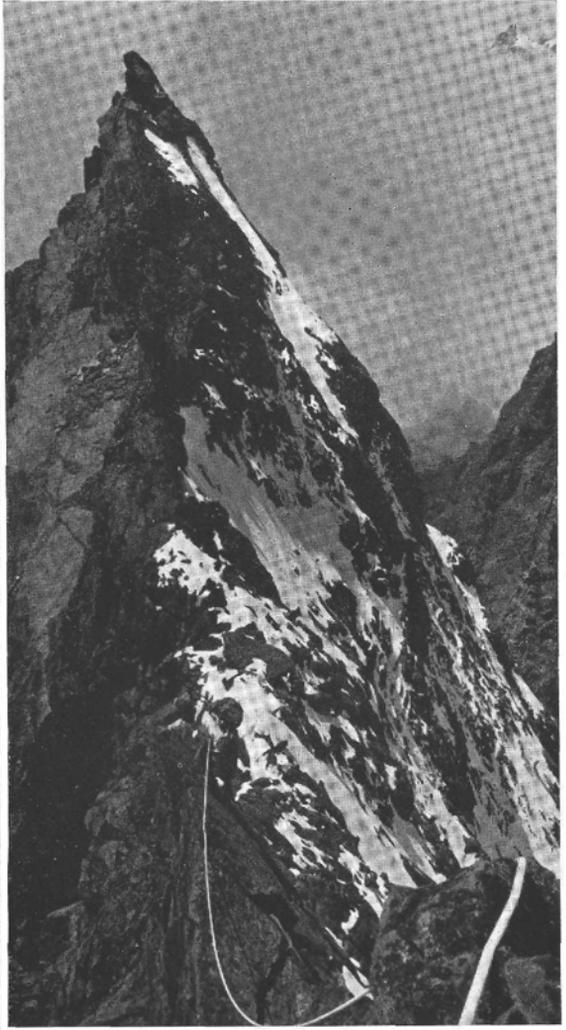
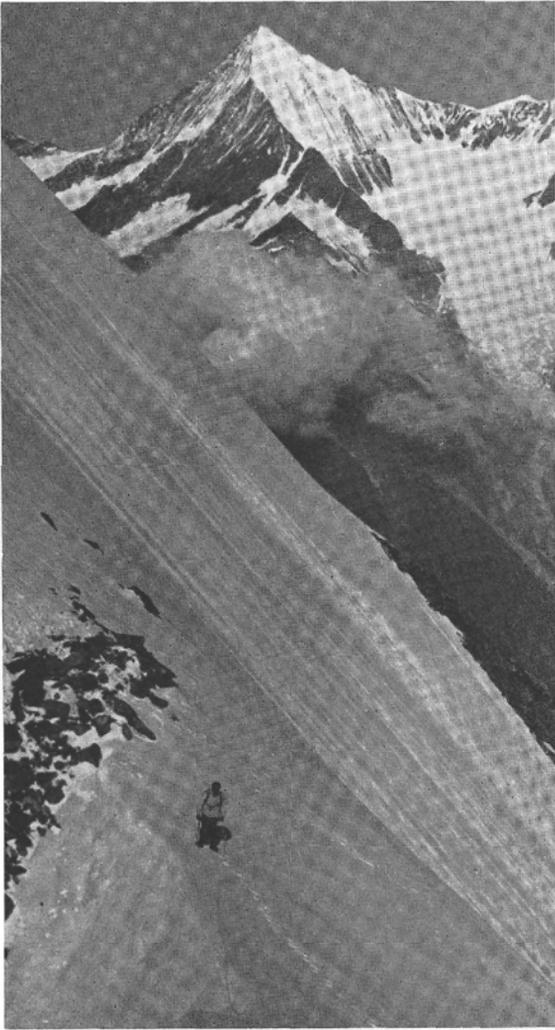
In kurzen Amrissen erzählte ich meinem Kameraden die Geschichte unseres Berges. Nichts unterbrach das tiefe Schweigen dieser Nacht. Manchmal löste sich am Himmel eine Sternschnuppe und zog leuchtend ihre Bahn. Mit wachen Sinnen und offenen Augen schauten wir, tauschten unsere Gedanken aus, bis uns die Augen zufielen. Der Schlaf war tief und fest, und als wir endlich erwachten, ließ die Sonne schon alle Gipfel in der Runde erstrahlen. Wir hatten richtig verschlafen. Die großen Bergfahrten der letzten Tage wirkten sich eben aus. Unsere Schlaffstätte war aber auch wirklich bequem und weich bereitet gewesen. Als wir endlich bereit waren zum Aufbruch, war es bereits 8 Uhr geworden.

Nach den Wegbeschreibungen mußte sich der Anstieg durch die Südostflanke hinauf zum Grat, rechts, d. h. östlich des Rienhorngipfels, bewegen. Eine mächtige Firnrinne westlich des Rienhorns gefiel mir aber besser, und deshalb stiegen wir auch in dieser an. In der Folge gingen wir noch verschiedene Male unsere eigenen Wege, was sich aber nicht immer als vollkommen richtig erwies.

Während unseres Anstieges durch die Firnrinne hatten wir prachtvolle Blicke hinüber zum Monte Rosa, Lyskamm, Castor, Pollux, Breitthorn. Das erste Licht der

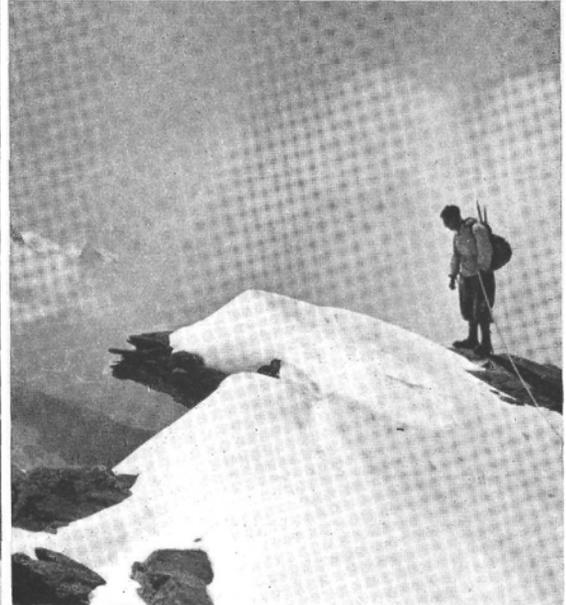


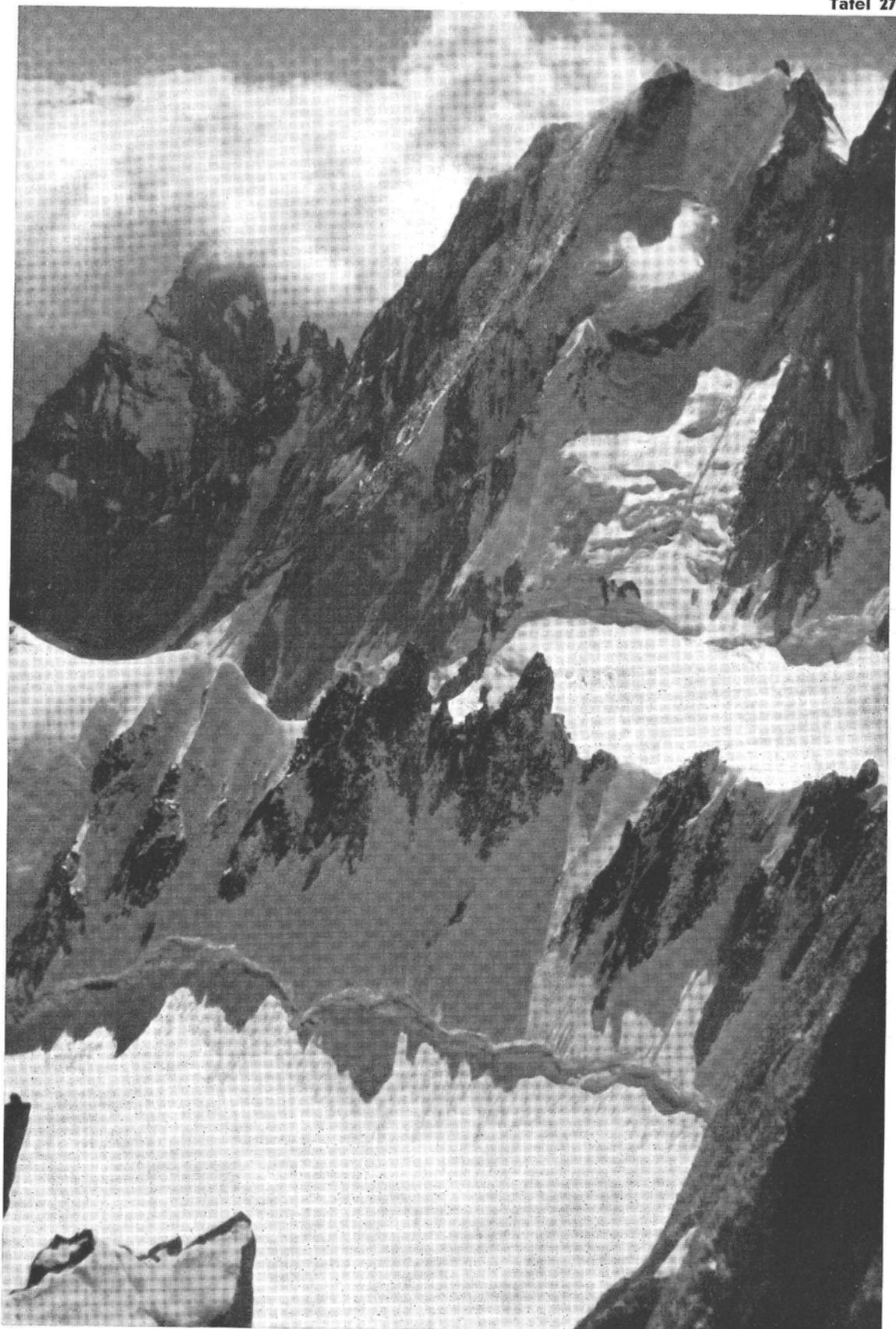
Lichtbild Jos. Jul. Schäß



Fäschhorn-Teufelsgrat. Sattel östlich des Rienhorns; Beginn des Teufelsgrates; Hintergrund Weißhorn. — Erster großer Gratturm. — Unten: Rienhorn gegen Dent Blanche. — Auf dem letzten Turm vor dem Gipfel

Lichtbilder L. Steinauer





Lichtbild L. Steinauer

Blick vom Teufelsgrat des Montblanc du Tacul auf den Peutereygrat, Blick von der Pte. Carmen gegen Vig. Noire und Vig. Blanche. In der Bildmitte der Col de la Fourche im Zuge Mont Maudit—Tour Ronde



Pte. Médiane von der Pt. Carmen aus gesehen; links Grandès Joraffes

Lichtbilder L. Steinauer

Uig. du Diables am Montblanc du Sacul





Lichtbild Ferdinand Peringer

Sonne fiel in die Nordostflanken dieser Berge und ließ sie wie unfassbare Märchenwunder aufleuchten. Als wir die Scharte westlich des Rieuhorns erreichten, tat sich vor uns plötzlich eine neue Wunderwelt auf. Das Weißhorn loderte wie eine weiße Flamme über den Eisfeldern und Matten.

Unmittelbar vor uns erhob sich steil das Rieuhorn, nach dessen Überschreitung wir am Beginn des eigentlichen Teufelsgrates standen. Die schon erwähnten 20 Zacken und Türme müssen alle überklettert werden, will man den Gipfel des Täschhorns über den Südwestgrat erreichen. Auf der rechten Seite des Grates, im Sinne des Anstieges, fällt die Südwand fast lotrecht 900 m ab zum Weingartengletscher. Nach dieser Seite hängen auch alle Türme hinüber, und in abenteuerlicher Ausgesetztheit führt der Weg darüber hin. Nach der anderen Seite, zum Rieugletscher hinab, sind die Flanken mit Eis überzogen, und die Schichtung ist ungünstig nach abwärts gerichtet. Trutzig hocken die Türme einer hinter dem anderen, und die Schwierigkeiten, sie zu überklettern, sind groß. Wir wußten das, und gerade deshalb wollten wir ja diesen Grat begehen.

Der erste Turm, ziemlich hoch zwar, aber verhältnismäßig leicht, war bald unter uns. Der Blick wurde noch weiter und freier, auch gegen Westen, wo Matterhorn und Dent Blanche ihre überragende Stellung behaupten. Im Nikolaitale ballten sich helle Wolken zusammen und stiegen an den Flanken der Berge heraus. Ein kalter Wind riß sie dann empor, formte sie zu Ungetümen und zerrte sie über die scharfen Grate, daß sie wieder wie zerflossene Tücher aufplatterten. Ein prächtiges Spiel von Wind und Wolken im Eis über 4000 m. Dazwischen die Bläue und das Licht des Himmels!

In harter, herrlicher Kletterei brachten wir einen Turm nach dem anderen unter uns. Zeitweise tauchten alle Gipfel in der Runde in den Wolken unter, so daß es schien, als stiegen wir über den Grat in den Himmel hinein. Unwirklich hoch über uns glänzte eine Eisfante, der letzte Aufschwung zum Gipfel.

Am die dritte Nachmittagsstunde hielten wir Rast. Vor uns stieg eine Kante in unerhörtem Schwunge gerade auf. Wir hockten auf luftiger Schneide inmitten der ziehenden Wolken, die immer wieder Blicke in die Tiefe und in die Weite freigaben. Drüben, neben der Senke des Mischabeljoches, baut sich breit und behäbig der Alp-hubel auf, dahinter sahen wir gerade noch das Rimpfischhorn mit den prächtigen Firnmänteln des Hubel- und Langenfluhgletschers. Gegen Westen zu dehnt sich dann eine schneeige Schneide, der Weißgrat. Anschließend schwingt sich die Berglandschaft auf zu unwirklicher Höhe, zur vielzackigen Krone des Monte Rosa.

Während der folgenden Seillängen übersehen wir die Schönheiten um uns, denn mit einem schwierigen Überhang begann der nächste Aufschwung, und diese Seillänge verlangte peinliche Vorsicht. Man könnte diesen Turm von der rechten Seite her besser angreifen, wir aber packten ihn direkt und sicherten mit Haken. Diese letzten 30 Höhenmeter kosteten uns über eine Stunde. Schließlich war es gleich, wo wir bivaktierten, und so ließen wir uns reichlich Zeit.

Unterhalb des berühmten gelben Turmes, der sich vor dem Punkt 4102 m vollkommen lotrecht aufschwingt und weit in die Südwand hineinhängt, schauten wir uns nach einem geeigneten Schlafplatz um. Manche Stelle wäre geeignet gewesen, doch nichts schien uns gut genug, und so stiegen wir immer höher hinauf und nach links hinein in die vereisten Platten, bis dorthin, wo jenes markante Gefirnse aus der Mauer ragt, bei welchem die berühmte eiserfüllte Verschneidung ansetzt, die wieder auf die Schneide des Grates leitet. An diesem Gefirnse angekommen, waren wir erstaunt über die Dürftigkeit des vorhandenen Platzes, aber zum Umkehren oder Weiterklettern war es bereits zu spät geworden. So blieb uns nichts anderes übrig, als mit dem kleinen, abschüssigen Gefirnse vorliebzunehmen. Wir konnten beide nebeneinander sitzen, aber zum Anlehnen fehlte jede Möglichkeit. Zwei Haken verbanden uns mit dem Berg. Als das Teewasser unter unserem übergestülpten Bivaktsack zu kochen anging, waren wir glücklich und froh, doch noch ein solches Plätzchen gefunden zu haben.

Solange wir mit Kochen und Essen beschäftigt waren, empfanden wir die Mängel unseres luftigen Horstes nicht so sehr. Erst um Mitternacht, als uns die Augen zu-
fallen wollten und wir immer wieder aus dem Nachvorne- oder Nachhintenfallen auf-
schreckten, empfanden wir so recht die Ausgesetztheit unseres Bivakplatzes. Zudem feste
noch ein steifer, eiskalter Wind ein, der von Norden blies und uns durch Mark und
Bein ging. Obwohl wir vollkommen trocken waren, froren wir doch entsetzlich. Erst
spät kamen wir auf den Gedanken, den Benzinkocher als Heizofen zu benützen. Der
treue Primus, so klein wie möglich zurückgedreht, wird in die tiefste Senke des Bivak-
sackes gestellt und in den obersten Zipfel des Zeltfackes eine kleine Öffnung geschnitten.
Bald entsteht eine behagliche Wärme. Das Licht und das leise Brummen des Kochers
regen die Gedanken an und lassen die Zeit schneller verstreichen. Nebenbei kochten wir
wieder Tee, so daß auch für innere Erwärmung gesorgt war. Seitweise überfiel uns
freilich wieder die Müdigkeit, und es war schwer, das Gleichgewicht zu behaupten. Die
Berge sind in solchen Stunden hart und rauh, aber doch unendlich schön.

Die Wolkenballen hatte der eisige Nord längst zerflattert und vertrieben. Kalt
und klar glitzerten die Sterne über uns. ...

Längst war es Tag geworden, aber wir wollten noch nicht weiter, d. h. wir konnten
noch nicht, denn wir waren vollkommen steif gefroren. Erst als drüben am Grat die
Sonnenstrahlen anschlugen, rafften wir uns auf und kletterten mit Mühe und Not
zurück zum Grat. Wie im Fluge verrinnen die Stunden; unsere Körper sind unerfätt-
lich für Sonnenlicht und -wärme. Als wir endlich bereit sind, weiter zu klettern, ist es
wieder 8 Uhr geworden. Beim Zusammenpacken scheppert unsere Benzinkanne über
die Wand hinunter. Wir regen uns nicht auf darüber, für einmal Teekochen ist im
Kocher noch Brennstoff.

Wir kehrten zurück zum Gesimse, das uns die Nacht über trug, dann ging ich
gleich die Verschneidung an, die in ihrer Steilheit, Kleingriffigkeit und Vereisung
äußerst schwierig zu nehmen war. Dort, wo ich den Grat wieder erreichte, war er un-
gemein scharf und hing weit in die Südwand hinein, so daß es schien, als müßte ein
fallender Stein, ohne vorher einmal aufzuschlagen, gerade an den Fuß der Wand
fallen. Im stillen bewunderte ich die ersten Ersteiger dieser prächtigen Südwand, die
sich in gerader Linienführung zum Gipfel durchkämpften. — Rasch war auch Gortler
bei mir heroben, und mit dieser letzten Seillänge hatten wir unsere alte Gelentigkeit
wiedergewonnen. Lustig und ausgefetzt ging es über die Schneide dieses Turmes.
Fast senkrecht fällt dieser zu einer engen Scharte ab. Ebenso steil schwingt sich die
Kante an der anderen Seite wieder hinauf, und es war mir im Augenblick noch nicht
klar, ob es möglich ist, daran aufwärts zu kommen, um den letzten dieser Türme zu
erreichen. An Ort und Stelle zeigten sich dann zwar kleine, aber gute Griffe und
winzige Leisten, über die es ausgefetzt emporging. Der Rückblick auf den eben ver-
lassenen Turm ist besonders eindrucksvoll — weit hängt dieser über die Südwand hin-
aus, als wollte er jeden Augenblick in die Tiefe brechen.

Bald tauchte jetzt unser Felsgrat im Firn unter, die Neigung nahm ab, der Grat
wurde zum breiten, behäbigen Rücken, über den wir bequem ansteigen konnten bis
zum Gipfel des Täschhorns. Trunken schweifte der Blick über das weite Rund. Un-
beschreiblich ist die Schau. Alte und neue Bekannte standen im blauen Dämmer der
Fernen, mancher verhüllt von einem Wolkenberg. Tief unten das Zermatter Tal.
Lange saßen wir dort oben im Licht, im Reiche der Wolken, es war ein Verweilen
voller Glück und Schönheit.

Vom Gletscher zog eine dicke Wolke herauf und hüllte uns ein. Da stiegen wir
hinunter in das Tal. Bald war die Wolke über uns, still und friedvoll lag das Berg-
land. Der Abend dämmerte herein, als wir die erste Heuhütte erreichten. Müde ver-
sankten wir in einen tiefen, gefunden Schlaf.

Aiguilles du Diable

Der schönste, wildeste und zugleich schwierigste aller Teufelsgrate ist der am Montblanc du Tacul. Dieser Grat hat fünf Türme über 4000 m, die, wild und hoch, durch tiefe, steile Scharten voneinander getrennt, einer hinter dem anderen stehen. Der Anblick des Diablegrates, vom Col Maudit aus gesehen, ist von unbeschreiblicher Wildheit und läßt die ungeheuren Schwierigkeiten, die einzelnen Türme zu ersteigen oder gar den ganzen Grat in einem Zuge zu überklettern, klar erkennen. Vom Montblanc du Tacul ausgehend, zieht dieser Grat in südöstlicher Richtung hinunter, begrenzt also das obere Becken des Glacier du Géant im Nordosten. Von oben begonnen: 1. die Isolée oder Pte. Blanchet (4114 m), 1. Ersteigung durch E. R. Blanchet mit Führer Armand Charlet und Träger Antoine Ravanel am 14. Juli 1925; 2. die Pte. Carmen (4109 m), 1. Ersteigung durch Jacques de Lépiney, Paul Chevalier und Henry Bregeault am 13. August 1923. Um die Basis dieser beiden Aiguilles zu erreichen, nahmen beide Parteien den Weg über den Gipfel des Montblanc du Tacul, d. h. sie stiegen vom Gipfel des Berges über den Grat selbst ab bis zum Fuße der beiden Nadeln. Dieser Zugang war wohl etwas lang und ungewöhnlich, jedoch ohne besondere Schwierigkeiten.

Vor den Besteigungen der Carmen und der Isolée hatte schon Etienne Henriot 1921 den Col du Diable¹⁾ von Süden, also vom oberen Géantgletscher her, ersteigen. Dieser Anstieg zu den Aiguilles ist auch der natürlichste Weg, doch mußte Henriot damals sehr schlechte Verhältnisse angetroffen haben, denn sein Versuch und auch der von 1922, eine der Nadeln zu ersteigen, hatten keinen Erfolg. Jean Chaubert nahm am 1. September 1925 mit Charlet und Ravanel den alten Weg Henriots wieder auf und erkletzte an diesem Tage vom Géantgletscher aus den Col du Diable und die beiden unteren Türme, Corne du Diable (4064 m) und den 4074 m hohen Turm, der heute seinen Namen, Pte. Chaubert, trägt, zum erstenmal. Damit waren vier dieser Teufelsnadeln ersteigen, blieb nur noch die mittlere, die Pte. Médiane (4097 m). Diese Spitze ist die schwierigste von allen, zudem ist sie auch am schwierigsten zugänglich. Am 23. Juli 1926 taten sich die Herren E. R. Blanchet und Jean Chaubert mit Führer Armand Charlet und Träger Jean Devouassoud zusammen und erkämpften sich in äußerst schwieriger Kletterei diese fühne Nadel. Erst zwei Jahre später, am 4. August 1928, wurde die 1. vollständige Überschreitung aller Aiguilles bis hinauf zum Gipfel des Montblanc du Tacul in einem Zuge durchgeführt. Es waren Miß Miriam O'Brien und L. R. Underhill mit Armand Charlet und Georges Cachat.

Vom Wallis war ich mit Joseph Bogad über den Theodulpäß ins Val Courmayeur und dann ins Aostatal nach Courmayeur-Entrèves gegangen, zwei Namen, die kostbare Erinnerungen an vergangene Bergtage wachrufen.

Es war das viertemal, daß wir innerhalb von 14 Tagen hinaufstiegen zum Col du Géant. Jedesmal war der Teufelsgrat am Montblanc du Tacul unser Ziel. Wetter- und Eisverhältnisse hatten uns jedoch immer wieder genarrt. Zweimal zogen wir ohne Erfolg wieder bis ins Tal, das letztemal durchstiegen wir als Ersatz die Sentinelle Rouge. Heute, am 31. August 1937, war ein strahlender Sommertag. An diesem festlichen Tage zogen wir den altbekannten Weg über den Mont Frety hinauf zur Turiner Hütte, zum Col du Géant. Dann ging es weiter über den Gletscher, zum Col des Flambeaux und hinein in den wilden Bergwinkel des oberen Géantgletschers.

Der Col de la Fourche (3682 m), im Zuge Mont Maudit—Tour Ronde, ist mir schon seit vielen Jahren gut bekannt. Auf seiner scharfen Schneide steht seit 1935 ein Bivacco visso. Diese geräumige Bivatschachtel dient als Stützpunkt für die schwierigen Fahrten an der Brennseite des Montblanc, auch für den Peutereygrat, der aber heute fast ausschließlich von der Gambahütte aus angegangen wird.

¹⁾ 1. Überschreitung des Col du Diable (3951 m) Adolfo Hefz mit Laurent Croux und Louis Mufflon am 22. August 1902.

Die Eiswand hinauf zum Col de la Fourche ist etwa 250 m hoch und hat den natürlichen Böschungswinkel von 55°. Wenn der Col und damit die Grathöhe erreicht ist, tut sich vor dem Beschauer ein Bild urgewaltiger Schönheit und Größe auf: die Ostabstürze des Montblanc mit ihren 1500 m absoluter Höhe. Der Anblick des Weißen Berges von dieser Stelle aus ist von solch großer Majestät und ernster Schönheit, daß er alles andere in den Alpen übertrifft. Seine eisige Kuppel scheint der Erde entrückt zu sein und ganz dem Himmelsraume anzugehören.

Am Spätnachmittag erreichten wir die Bivakshochtel am Col de la Fourche und machten es uns bequem. Langsam sank der Tag ins Dunkel, das Tal der Dora Baltea lag in einem Zauber von Farben und Duft. Auf der Calotte des Montblanc verblasste der letzte Widerschein des Lichtes, und dann strahlte der Himmel im Glanz der Sterne.

Wir schliefen tief und fest bis um 4 Uhr des 1. September. Das Aufbrechen um diese Zeit und zu solcher Bergfahrt ist immer etwas schwierig, d. h. es kostet einige Überwindung. Schweigsam wurden wieder alle Vorbereitungen getroffen; es ist auch nicht viel zu reden, jeder weiß, was er braucht und was er zu tun hat. Die Strenge der Berge und der Ernst der bevorstehenden Bergfahrten legen sich auf das Gemüt.

Nach einer halben Stunde traten wir hinaus in den hellgrauen Morgen. Kalt und abweisend standen die eisstarrenden Flanken der Berge im Raum. Vom Bivacco visso geht es eine Seillänge über eine scharfe Eisschneide waagrecht hinüber zu den Felsen, die die Eisflanke hinunter zum Glacier du Géant nordwestlich begrenzen. Man kann nun über das Eis selbst absteigen oder — sich links haltend — hart an der Eiswand auf der Felsrippe zum Gletscherboden hinunterklettern. Dort geht es bedeutend schneller und leichter. Dasselbe gilt auch für den Aufstieg. Die Felsrippe reicht an dieser Stelle nicht bis zum Bergschrund hinunter, man muß also die unteren zwei Seillängen über das steile Eis ab-, bzw. ansteigen. Wir hatten gute Eisverhältnisse, waren auch schon gut eingegangen, stiegen frei hinunter, nahmen den Bergschrund im Sprung und wanderten langsam über den harten Firn hinüber zum jenseitigen Ufer des Gletschers bis unter die Falllinie des Col du Diable. Den Schrund auf dieser Seite überstiegen wir ohne Schwierigkeiten. Die anschließende Firnwand leitete uns schnell zu den Felsen. Später betraten wir die große Rinne, die vom Col du Diable herunterzieht. Fels wie Firn waren in ausgezeichnetem Zustand, so daß wir schnell oben waren.

Alle die kleineren nachbarlichen Berge waren nun versunken, lagen unter uns, eingebettet in die Gletscherrunder des Montblanc. Drüben im Osten ragte der gewaltige Bau der Grandes Jorasses, im Norden die Kette der Aiguille Verte. Das großartigste Schaustück jedoch war der Blick hinein in die phantastischen Ostabstürze des Montblanc, auf den Dentureygrat und nicht zuletzt auf die Abstürze des Mont Maudit und die Aiguilles du Diable. So zierlich diese Zacken und Türme auch von der Ferne anzusehen sind, so unbefreiblich wild und wuchtig wirken sie in der Nähe.

Aber das Gebirge war inzwischen die Sonne heraufgestiegen und hüllte alles in Glanz und Wärme.

Vom Col du Diable stiegen wir über Schnee und Eis links am Corne du Diable vorbei, um die Brèche Chaubert, zwischen Corne du Diable und Pte. Chaubert, zu erreichen, was uns auch ohne besondere Schwierigkeiten gelang. Die sehr enge Scharte war frei von Schnee und Eis. Das Corne du Diable war bald über ausgezeichneten Fels erreicht. Deutlich sahen wir nun auch die unteren Nadeln des Südostgrates, wie Aiguillettes du Sacul, Clocher du Sacul, Grand Capucin, Petit Capucin, dazu drüben die Aiguilles von Chamonix, ein ganzer Wald von Felsnadeln und Türmen, wie sie nur die Montblancgruppe aufzuweisen hat. Von unserer Spitze aus konnten wir auch aus nächster Nähe den Aufschwung zur Pte. Chaubert betrachten. Es war uns beiden im Augenblick noch nicht klar, wo und wie wir da hinaufkommen sollten. An Ort und Stelle gewahrten wir dann doch sehr kleine, jedoch feste Griffe. Die Kletterei ist äußerst ausgefakt und lustig, und man muß sich erst an die Schlankheit dieser Türme ge-

wöhnen. Im oberen Teil der Pte. Chaubert ist die Neigung geringer, die Gliederung tritt besser hervor. Die beiden Seillängen von der Scharte bis zum Gipfel sind uns nicht besonders schwierig erschienen. Was wir aber von der Pte. Chaubert uns gegenüber erblickten, übertraf unsere kühnsten Erwartungen: die Pte. Médiane (4097 m) reckt sich schlank und glatt 80 m hochempor — im wahrsten Sinne des Wortes eine Felsnadel.

Voll ungeduldiger Erwartung seilten wir uns von der Pte. Chaubert 60 m in die Brèche Médiane hinunter, in welcher tiefer Neuschnee lag. Die Scharte selbst, der Col des Liquilles du Diable (diese Benennung schlug Charlet vor), oder die Brèche Médiane (heute allgemein gebräuchlich), ist eine scharfe Schneide, die nach beiden Seiten sehr steil und vereist abfällt zu den Gletschern. Ein einzelnstehender kleiner Felszacken teilt die Scharte in zwei ungleiche Hälften. Die Überschreitung der schneeigen Schneide ist mehr unangenehm als schwierig. Drüben am nordwestlichen Ende beginnt nun die eigentliche Erstkletterung der Pte. Médiane. Sie ist die schwierigste von allen Nadeln und stellt die höchsten Anforderungen (äußerst schwierig, obere Grenze). Zuerst geht es leicht schräg nach rechts von Stufe zu Stufe wie auf einer Mammuttreppe hinauf. Auf den Abhängen lagen Neuschneepolster. Als wir auf der obersten dieser Stufen standen, bat mich Bogad um den Vortritt. Wir ruhten, was unser wartete. Mit Kletterschuhen, ohne Rucksack, machte sich der Gefährte nun an die sogenannte Schlüsselstelle der Gratüberschreitung. Von unserem Standplatz ging es über eine gutgriffige Rille etwa 5 m hinauf. Hier beginnt der berüchtigte, 40 bis 50 m hohe Ramin „in der Form eines geöffneten Buches“, wie Jean Chaubert so treffend sagt (stumpfe Verschneidung). Der Übergang von der oben erwähnten Rille in den Ramin verlangte einen Sicherungshaken. Die beiden Wände der Verschneidung sind von einer Glätte, wie ich sie auf begangenen Föhren noch nie angetroffen hatte. Griff- und Trittmöglichkeiten sind kaum vorhanden, feine Risse im Granit ermöglichen das Anbringen von Haken. Die Erstersteiger hatten den Ramin (Verschneidung) bis etwa 25 m hinauf durchklettert und sind dann sehr schwierig nach rechts gequert, um eine kleine Einkerbung an der Ostflanke der Médianespitze zu gewinnen. Von dort steigt man links der Kante über brüchige Risse 15 m an, kommt nach einer Querung 5 bis 6 m weit in die Nordostwand hinein, klettert in dieser 10 m durch senkrechte, gutgriffige Risse und erreicht wieder, sich leicht links haltend, die Ostflanke. Nun steigt man 2 m ab und quert das obere Ende des großen Ramins (Verschneidung) nach links. Wir gingen diesen zweifellos besseren und leichteren Weg nicht, weil wir zu diesen Stunden keine Ahnung davon hatten, sondern arbeiteten uns den großen Ramin vollends hinauf. Die Verschneidung verengt sich nun durch einen Wulst (rechts) und drängt weit heraus (schwierigste Stelle, Haken). Oberhalb des Wulstes ließ mich Bogad nachkommen. Mit Nagelschuhen und Rucksack war die Überwindung dieser extremen Schwierigkeiten in einer Höhe von über 4000 m trotz Seilhilfe von oben einfach eine Schinderei. Ganz nahe, uns gegenüber, ragte die Pte. Chaubert, über die wir uns abgeseilt hatten. Schaurig schön sticht dieser Turm in den lichtblauen Himmel.

An diesen lotrechten, phantastischen Türmen offenbarte sich uns die herbe Schönheit des Urgesteins ganz anders wie etwa in einer geschlossenen Mauer. Immer wieder flog mein Blick hinüber zu den Grandes Jorasses, zu dieser schönsten Wand der Alpen, die zwei Jahre zuvor auch alles Können und alle Kraft verlangt hatte.

Die Fortsetzung des Ramins nach oben war von der gleichen Glätte und wurde zum Schluß lotrecht. Wir hatten jetzt den Vorteil, daß die linke Wandflucht immer niedriger, bzw. schmaler wurde und wir an manchen Stellen hinauf- und hinausgreifen konnten an die Kante, um dieselbe als Griff zu benutzen. Zwei Meter unterhalb des Raminendes überstieg Bogad die linke Begrenzungskante und arbeitete sich auf einer steilen Rampe hinauf zu einer Terrasse. Nun konnte ich wieder nachkommen, und dabei wurde mir in den Schnaupausen so recht bewußt, welche großartige Leistung mein Seilgefährte in diesem Ramin vollbracht hatte. Auf der schon erwähnten schmalen

Terrasse trafen wir wieder auf den Weg der Erstersteiger, der nun bis zum Gipfel eindeutig vorgezeichnet ist. Zunächst folgt eine zweite größere Terrasse und kurz danach ein Fenster, das man rechts läßt. Ein leichter, kurzer Kamin brachte uns auf eine dritte Terrasse und zum Gipfel. Unmittelbar unter dem Gipfel befindet sich wiederum ein Fenster, durch welches man sich etwa 10 m in die Brèche Carmen hinunterseilt. Wir gerieten zu weit in die verschneite Nordostflanke und wurden dort unten zu einem Pendelquergang gezwungen, um in die schmale Scharte hineinzukommen. Von hier geht es nun leichter, aber noch überaus schwierig über den Ostgrat hinauf zum westlichen Gipfel der Pte. Carmen. Der östliche Gipfel wird einige Meter unterhalb auf der Nordseite leicht umgangen. Eine Plattform zwischen den beiden Gipfeln der Pte. Carmen ist vollkommen eben und geräumig, außerdem an zwei Seiten geschlossen. Wir nahmen diese stumme Einladung gerne an und machten es uns bequem, zumal es inzwischen bereits Nachmittag geworden war — also nicht mehr zu früh für eine Rast.

Zweimal 30 m glitten wir dann hinab in die Brèche du Diable. Die Stelle, auf der wir die Zwischenlandung vornahmen, war unangenehm steil, vereist und verschneit. Eine scharfe Schneide, noch dazu überwächet, leitet hinüber zur höchsten und letzten der fünf Nadeln, zur Isolée (4114 m). Um diese führt nun rechts (nord-östlich) eine breite, schneeige Rampe herum und hinauf zum Gipfelmassiv des Montblanc du Tacul.

Die Isolée selbst wird unten durch einen ungemein schwierigen Riß erstiegen. Nach 10 bis 12 m müssen herunterhängende Felszungen nach links überklettert werden (Stand). Von diesem Stand geht es über immer schwieriger werdende Risse zu einem kleinen Überhang empor, der nach links aufwärts überklettert wird (äußerst schwierig). Die Fortsetzung nach oben ist eine steile, griffarme, etwa 8 m hohe Kante (Reitriß, sehr anstrengend). Nun folgt ein Riß von nur 2 m, in welchem man sich emporzieht. Anschließend klettert man über rotgelbes, festes Gestein mit vielen guten Griffen hinauf zum Gipfel der Isolée oder Pte. Blanchet (4114 m). Die Abseiltiefe zur Brèche de l'Isolée beträgt 35 m.

Von der Brèche Isolée ab glaubten wir bis zum Gipfel leichtes Spiel zu haben. Die folgenden Schwierigkeiten waren auch nicht groß im Verhältnis zu denen, die hinter uns lagen, aber es erwarteten uns noch eine Reihe von kleinen und kleinsten Türmchen, die alle überstiegen werden mußten. Je höher wir kamen, desto tiefer wurde auch die Schneedecke, und die Stunden verrannen wie im Fluge. Der Abend war still und feierlich. Während wir schon lange im Schatten stiegen, leuchtete hoch oben auf den Gipfeln des Mont Maudit und des Montblanc noch die Sonne. Obwohl wir an diesem späten Abend noch gut auf den Gipfel des Montblanc du Tacul gekommen wären, bezogen wir 50 m unterhalb des Gipfels auf einem Felsband ein Biwak, da wir die Windschattenseite der Ostflanke des Berges nützen wollten. Den Biwaksack bis zum Hals heraufgezogen, saßen wir nebeneinander und schauten in die klare Nacht.

Gegen 3 Uhr wurde es eisig kalt, und eine leichte Wolke hing sich an unseren Gipfel fest. Solche Stunden — hart an der Brust der erstarrten Erde, hoch über den Menschen — geben dem Bergsteiger immer wieder neue Offenbarungen. Die allmächtige Natur weiß ja so unendlich viel zu erzählen. Und das Erlebnis dieser Hochwelt macht uns unendlich reich.

Um 4 Uhr begann es zu dämmern. In überwältigender Stille sanken die lichten Wolken in die Tiefe, während die Sonne am östlichen Himmel heraufstieg. Alles vollzog sich in tiefem Schweigen. Hochaufgerichtet standen wir im freien Raum und blickten in dieses ewig neue Wunder.

Wenig später standen wir auf dem Gipfel des Berges. Dann wanderten wir hinunter zum Col du Midi, hinüber zum Col du Géant und ins Tal. Allmählich verlang auch dieser wundervolle Spätsommertag. Hoch und still standen im grenzenlosen Himmel der Weiße Berg und seine Trabanten.

Die Alpenfront im Weltkrieg

Von Gunther Langes, Bozen

„Unvergleichliches, Unerhörtes, Niedagewesenes ist in diesen Kämpfen geleistet worden in Fels und Eis, im Ertragen von Mühen und Anstrengungen, im unaufhörlichen Kampf, verbunden mit unaufhörlicher, schwerster Arbeit, in Hunger und Entbehrung auf den von eisigen Stürmen umtosten Höhen, in allen tausend Gefahren der winterlichen Bergwelt, ja, im Bauche der Gletscher, in nieversagender Findigkeit im Kampfe mit der Natur und allen technischen Listen des Feindes.“

Gen. d. Art. R. Krafft von Dellmensingen,
einmal Führer des Deutschen Alpenkorps.

Es ist ein Beginnen, das sich bedrückend auf das Herz legt, in Gedanke und Vorstellung dem schier endlosen Lauf der Fronten zu folgen, an denen im Weltkrieg die Heere Deutschlands, Österreichs und ihrer Verbündeten gegen die halbe Welt kämpften. Dieses Beginnen birgt einen Maßstab in sich, der, wie wenig andere, das Heldentum, das Opfer und die Leistung des deutschen Volkes der unfaßbaren Wirklichkeit am nächsten bringt.

Wie ein ungeheures Geäder schnitten die Fronten des Weltkrieges mehrfach quer durch Europa, kreuzten den Balkan, schwangen über die Gipfel der Alpenkämme, gruben sich durch die Einöden Kleinasiens und verebbten in den Wüsten Arabiens und in den Steppen der afrikanischen Kolonien. Das größte Kriegsgeschehen der Menschheitsgeschichte wurde an etwa 9000 km Front ausgetragen. Das unwahrscheinlich mannigfaltige Bild, das diese Fronten zeigten, strahlte wie ein gewaltiger Spiegel die fast übermenschlichen Anforderungen wider, die der Kampf um das Leben in ihren Gräben und Sappen von den Soldaten forderte. In schillernder Vielfältigkeit wechselte das Anstich, von den Fluren Frankreichs zu den Wäldern und Sümpfen Rußlands, von den karstfahlen Einöden, von den Dünen der Küsten zu Fels und Firn der Alpen, zur Tropenglut des Orients, zur gespenstischen Einsamkeit Afrikas.

Seltener als überall, eigenartig und einzigartig wie keine andere war die durch die Alpen gespannte Front. Als im Mai 1915 der Krieg zwischen Österreich und Italien ausbrach, stießen zwei große Heere im südlichen Alpenraum aufeinander. Die Frontlinien erstarrten alsbald — mit geringen Abweichungen, die kaum zählen — auf dem Verlauf der Staatsgrenzen zwischen den beiden Reichen. Diese Reichsgrenzen aber durchzogen zum größten Teil die gebirgigsten Gegenden der Südalpen.

Vom Kriegsbeginn bis zum November 1917 blieb dieser Frontverlauf fast unverändert. Der westliche Angelpunkt der Alpenfront hing auf der Dreisprachenspitze (2841 m), einem unbedeutenden Bergstock oberhalb des Stillerer Jochs (2758 m), wo die Staatsgrenzen Österreichs, Italiens und der Schweiz in einem Punkte zusammenschneiden. Von hier aus folgte die Front in ungefährer Nord-Süd-Richtung der Tiroler Landesgrenze auf den höchsten Kämmen der großen Gletscherguppen der Südalpen: Ortler-, Presanella- und Adamello-Gruppe. Fast an die 100 km sank sie kaum unter die 2000 m-Marke herunter, der Großteil dieser Frontstrecke war sogar

in den ewigen Firn der Gletscher gebettet. Von der Schweizer Grenze bis zu den Dreifaner Bergen reichte diese mächtige Gletscherfront des Weltkrieges!

Mit scharfer Knickung nach Osten querte der Frontverlauf dann die Gardesaner Berge, berührte bei Riva und Torbole den Gardasee, kammerte sich am Nordhang des Monte Baldo-Massivs an und durchschnitt schließlich südlich von Rovereto das Etschtal. Von diesem tiefsten Punkt, den die Alpenfront hier erreichte, sprang die Höhenkurve in den Randbergen östlich des Tales gleich wieder auf über 2000 m. Sie durchzog nun in einer nach Nordosten geschwungenen Biegung und immer in starker Mittelgebirgshöhe das vielumkämpfte Bergland der Sieben Gemeinden, überschritt, sich kurz senkend, das Brentatal bei Borgo und erreichte nordwärts den scharfgezackten Fleimstaler Kamm, dem sie nun bis zu seinem Eckpfeiler, dem Colbricon, in Höhen zwischen 2000 und 2700 m auflagerte.

Von hier bis zum Kreuzberg des Sextentales standen die Linien des Weltkrieges mitten im Herzen der Dolomiten, durch sie spannte sich von Gipfel zu Gipfel, über Pässe und Grate und durch Wände die gewaltige Felsfront, gleich großartig als Gegenstück wie die Gletscherfront im Westen. Viele der höchsten und bekanntesten Felsriesen dieses wunderbaren Berglandes waren wie wehrhafte Kampfstürme in ihren Verlauf eingebaut: Marmolata (3344 m), die Tofanen (3225 m), der Stock des Monte Cristallo (3216 m), die Drei Zinnen (2299 m) und schließlich der Elfer (2092 m) und die Sextener Rotwand (2955 m).

An der südlichen Landesgrenze Kärntens zeigte die Frontlinie den klaren Verlauf, den der Grenzkegel der Karnischen Alpen west-östlich nimmt, und den sie bis zum Eintritt in die Julischen Alpen nicht mehr verließ. Noch einmal trugen in der Canin-Gruppe silberweiße Kalkfelsen die Brustwehren der Schützengräben bis zum Rombo (2208 m), dem wuchtigen Felskegel ob dem Flietscher Talseffel, dem Berg, der der Angelpunkt der berühmten Durchbruchschlacht am Sfonzo war.

Der Frontverlauf drehte von hier ab immer stärker nach Süden, noch immer aber durchzog er in den Sfonzobergen, den südlichsten Ausläufern der Julischen Alpen, steiles, stark felsiges Berggelände, bis er dem Lauf des grünen Sfonzo folgte, die ausgebrannten Karstflächen durchschnitt und bei Monfalcone in den blauen Wassern der Adria endete.

Im blauen Eis des Ortlers hing der weitgespannte Bogen der Alpenfront, in den Gestaden der Adria ankerte das andere Ende. An die 650 km lang spannte er sich vom Schweizer Eck bis in das Weichbild von Triest. Nur etwa 50 km dieser ansehnlichen Ausdehnung entfielen auf die Karstflächen zwischen dem Meer und den Julischen Alpen, 600 km also waren reine Gebirgsfront, eine der merkwürdigsten und seltsamsten Kampfstätten des Weltkrieges! 3900 m stand der Posten auf der Spitze des Ortlers höher als der linke Flügelmann der Front im Uferland.

Die Alpenfront trug in ihrem Ablauf alle die unsagbar bunten und wechselnden Gesichter der südlichen Alpengruppen, sie war ein steter Wechsel zwischen Landschaften der Vorberge, des Mittelgebirges, des Südlandes und Hochgebirges in Fels und Eis, sie war ein mannigfaltiges Spiel von Bergen und Tälern. Ihre Schützengräben durchrissen die weichen Matten der subalpinen Zonen, sie bissen sich durch die mächtigen Forste der Hochtäler, sie spannten sich durch weite Talsohlen und über messerscharf geschnittene Schluchten, sie hingen in der weichen Rundung der Pässe und in den Schlitzen schmaler Scharten, sie überkletterten die steilsten und verwegensten Felsberge, sie schaukelten über die höchsten Eisgrate und furchten weite Gletschermulden.

In zwei Abschnitten war das Anklitz dieser Front am stärksten durch die Berge geprägt: der Eiswall im Westen Tirols und die Felsbastei durch die Dolomiten. Und wie um dies in eindringlicher Art und Weise vor Augen zu führen, war auch der höchste Berg der Ostalpen, der 3905 m hohe Ortler, von Kampftruppen besetzt und trug auf seinem Scheitel die höchste Kanone des Weltkrieges. Noch eine stattliche Reihe der Eisriesen dieser Gruppe trugen Stellungen und waren umkämpft; es

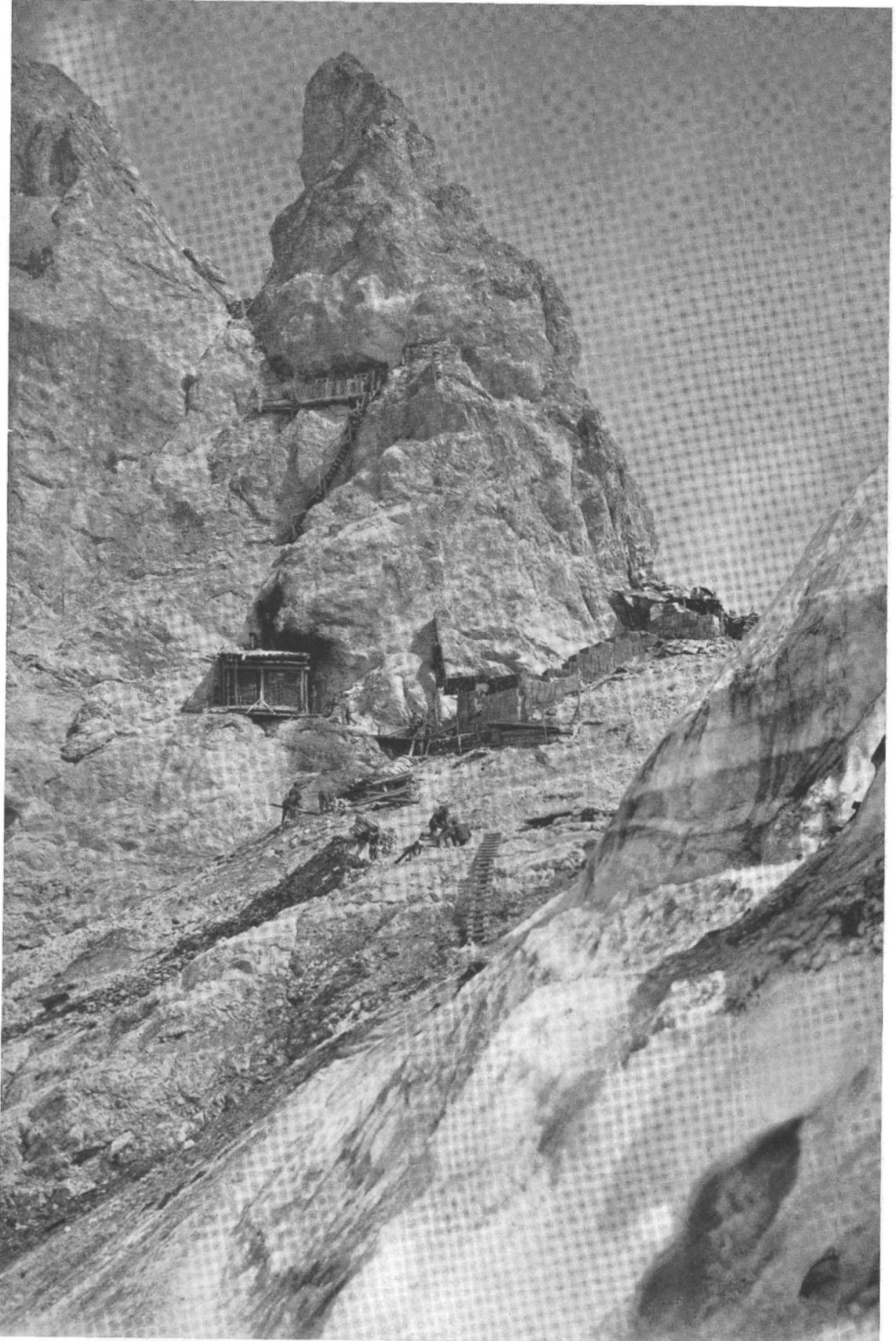


Lichtbild M. Senn

Der westliche Teil der Gletscherfront in der Ortlergruppe (gesehen von der Stellung auf dem Ortler, 3902 m)

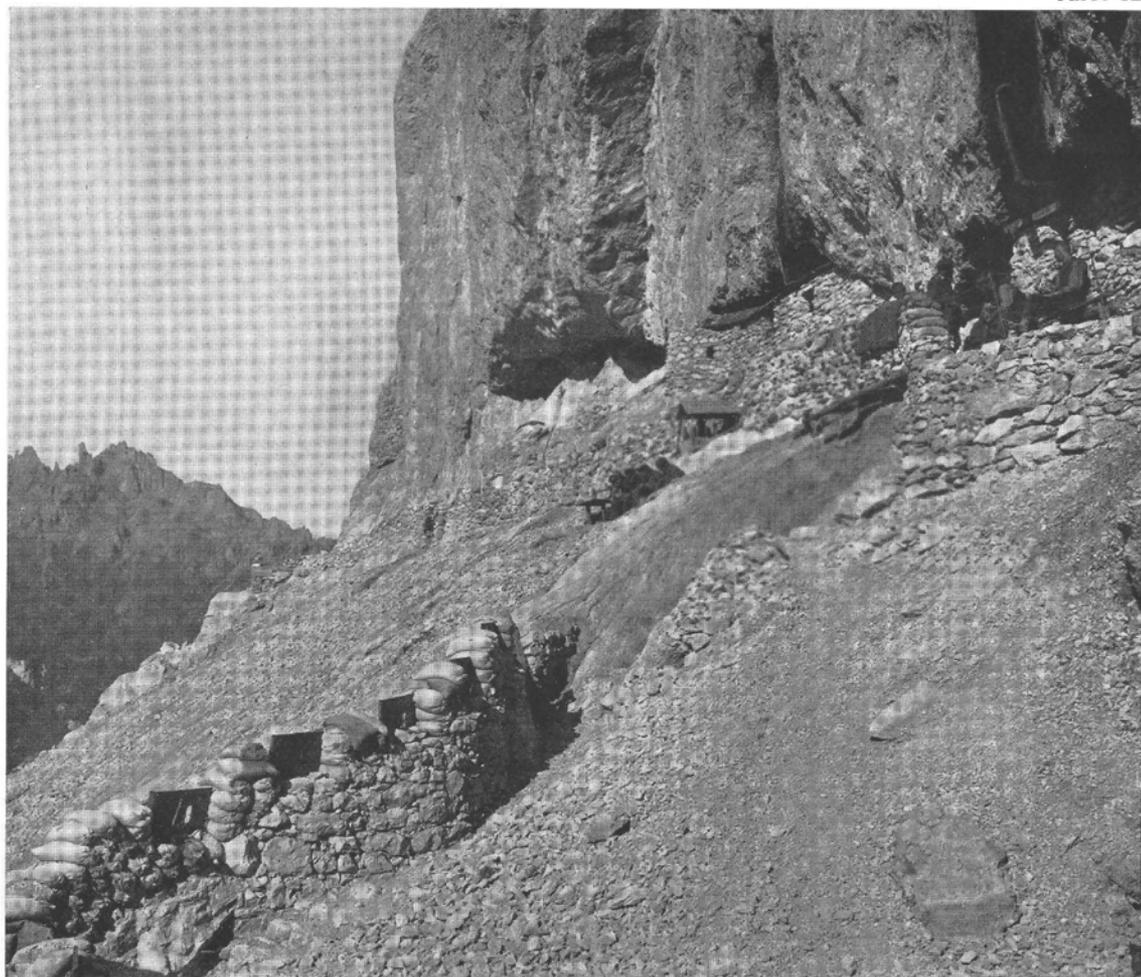
~~~~ = Österreichische Stellungen, +++ = Italienische Stellungen

1 Thurwieferspize, 3648 m — 2 Großes Eiszögele, 3579 m — 3 Kleines Eiszögele — 4 Drafoier Eiswand, 3558 m — 5 Schulter — 6 und 7 Kristallspitzen, 3482 m — 8 und 9 Große und Kleine Schneeglocke — 10 Tuffet-spize, 3458 m — 11 Hohe Schneid, 3431 m

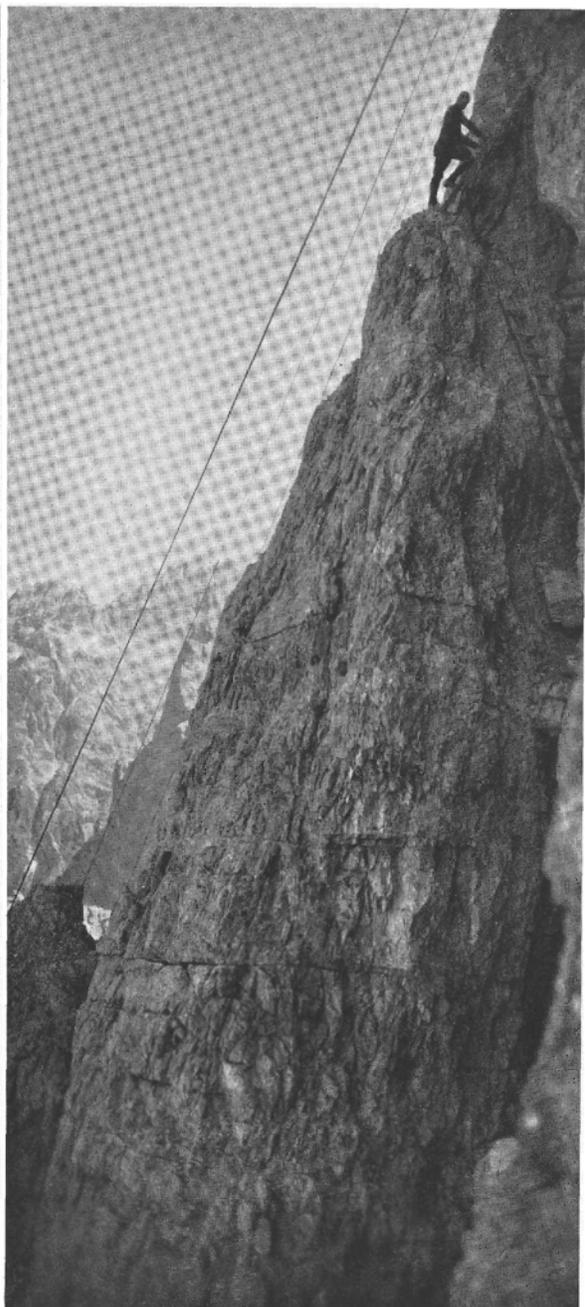
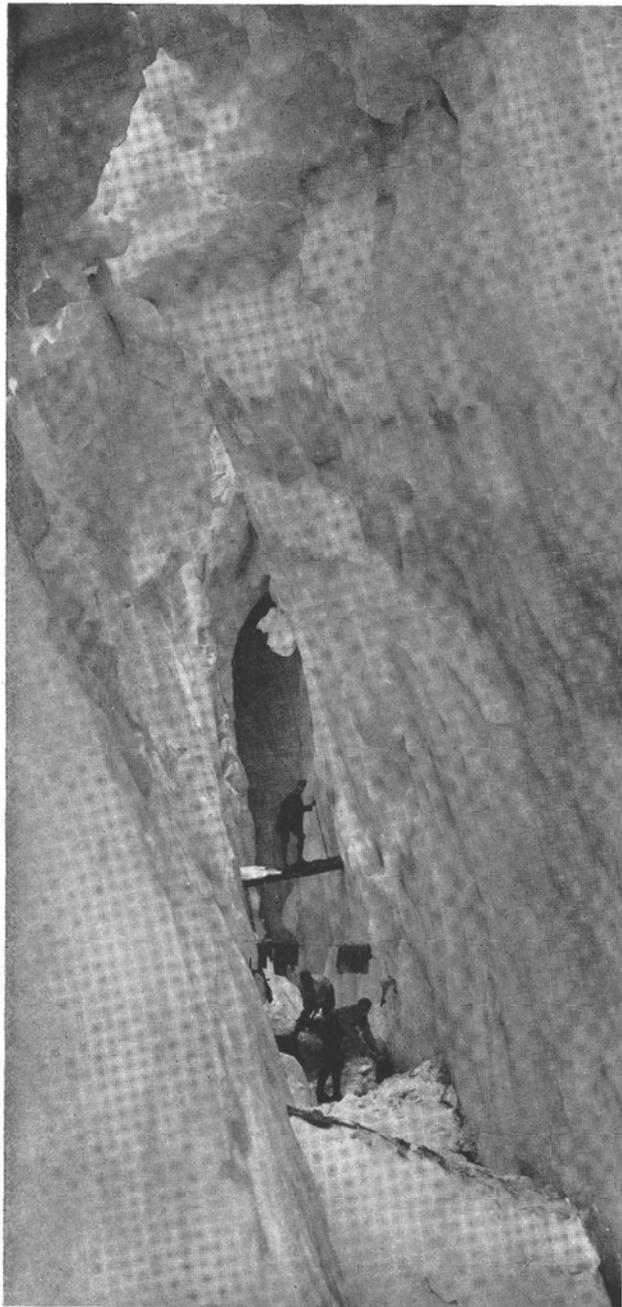


Lichtbild O. E. W.

Unterstand „U-Süd“ im Dolomitfels der Marmolata



Lichtbild O. L. W.



Lichtbilder D. K.

Links: Die „wohnliche“ Gletscherspalte, auf deren Grund von den Soldaten Wäsche zum Trocknen aufgehängt wird. Darüber eine Stollenbrücke. — Rechts: Leiteraufstieg zu einem Stützpunkt auf einem Dolomitengipfel und die Drahtseile eines kleinen Seilbahnaufzuges

waren Schützengräben und Geschützstände, die in das Reich der Wolken ragten, dort oben wurden Kämpfe in Sternennähe ausgetragen. Klangvolle Namen, die alle Bergsteigerwelt kennt, sind unter ihnen: Hohe Schneid (Monte Cristallo, 3431 m), Trafoier Eiswand (3553 m), Thurwieferspitze (3650 m), Königspitze (3860 m), Monte Cevedale (3778 m), Monte Biog (3644 m), Punta San Matteo (3692 m).

Südlich der Ortler-Gruppe standen sich die Gegner in den Eisgefilden der Presanella- und Adamello-Gruppe gegenüber. Presena (3068 m), Crozzon di Folgorida (3079 m), Crozzon di Lares (3354 m), Corno di Cavento (3402 m) und Carè Alto (3462 m) waren die mächtigen Eisbastionen dieses Frontzuges.

Nicht geringer an Kühnheit und Grobhartigkeit war als Gegenstück zu diesem Gletscherwall über die Felsberge der Dolomiten die Front zu einem Felsenwall ausgebaut. Auch in ihm ließen sich die vordersten Linien selbst von den wildestgeformten und unzugänglichsten Spitzen, Graten und Wänden nicht abdrängen. Und wiederum finden wir auf dem höchsten Berg dieses berühmten Felsenreiches, auf der Marmolata und ihren Nebengipfeln, Stellungen und Feldwachen und auf dem Grat der Punta Rocca die höchste Kanone der Dolomitenfront auf 3259 m. Die großen Kampfberge der Dolomiten sind schon genannt worden; zwischen sie schieben sich noch manche ein, die wohl an Gestalt und Schönheit den anderen nicht ebenbürtig sind, dafür aber ihren Ruhm aus der furchtbaren Blutsaat haben, die der Krieg auf ihren Bergleibern säte: Costabella, Col di Lana, Monte Piano, alles Namen, die mit dem Bergkrieg unlöslich verbunden sind.

Der Weltkrieg hat an allen Fronten die Maße der Kriegsführung bis zu fast unvorstellbarer Größe übersteigert. Im Gebirge stand man diesem Anschwellen, dieser Entwicklung noch weit mehr ohne Vorahnung gegenüber als an anderen Fronten. In den Bergen begann eine Kriegsführung, die ohne Beispiel, Vorläufer und Überlieferung war. Darum ging man in diesen unbekanntem Krieg mehr oder weniger unvorbereitet hinein. Wiewohl man die geschlossene, ununterbrochene Frontlinie zwischen den Gegnern von anderen Kriegsschauplätzen her kannte, erkannte man am Anfang die Möglichkeit und Notwendigkeit einer vollkommenen Abriegelung in den Bergen und vor allem im Hochgebirge nicht. Man war damals noch immer der Meinung, daß nur ein begrenzter Teil des Gebirges und besonders natürlich Übergänge und Pässe sowie leicht erreichbare Höhen und Rämme verteidigt werden mußten. Dagegen sah man in den unwegsam aufragenden Regionen des Südlandes, in den Fels- und Eisbergen des Hochgebirges von Natur aus uneinnehmbare und unübersteigbare Bollwerke.

So blieben vorerst im Aufmarsch- und Verteidigungsplan der Alpenfront ganze Berggruppen „militärisch ungangbares Gebiet“ und bildeten für den Generalstab weiße Flecken auf der Landkarte. Man erkannte in diesen wilden Landschaften keine Möglichkeit einer Fronthaltung und Kampfhandlung.

Diese falschen Vorstellungen wurden von der Unkenntnis noch mehr beschwert, daß man auch in den kalten Jahreszeiten den ständigen Aufenthalt im Hochgebirge erzwingen könne. Der Hochgebirgswinter galt als absolute Macht, man erschauerte schon allein beim Gedanken, Truppen in Höhenstellungen, in Nacht, Sturm und Kälte des Hochgebirges überwintern zu lassen.

So wurde mit dem Kriegsausbruch im Mai 1915 erst die Kriegsführung im Gebirge geboren, als zwei feindliche Armeen gegen die Alpenkämme anstiegen und wie überschwemmende Wasser immer höher und höher an den ragenden Bergen emporkletterten. Von nun ab wurde jeder Tag des Feldzuges im Gebirge zum Lehrmeister der Alpentruppen, vom General bis zum letzten Plänkler.

Die Eigenarten des Bergkrieges prägten sich alsbald stärker und stärker aus. Ein erstes Haupterfordernis war, die Berge in ihrer Unwegsamkeit gefügig zu machen. „Im Gebirge Krieg führen, heißt Wege bauen!“ Dieser früher unbekanntem Grundsatz wurde in seiner überragenden Bedeutung alsbald erkannt. Von den Haupttälern, von den

großen Pafstraßen verästelte man das Vordringen auf Karren- und Geschützwegen. In der nächsten Nähe der Feuerlinie entstand dann das Netz und Gespinnst der Wege, Steige und Kletterpfade in Fels, Eis und Schutt bis zur ersten Linie, bis zur Feldwache und zum Posten. Die Mühseligkeit des Nachschubes für die mannigfaltige Versorgung der Front erforderte anfangs ein Heer von Trägern; nach und nach entstand ein Netz kühner Seilbahnen, die spielend die gewaltigen Höhenunterschiede überwandten.

Auch im Ausbau der Stellungen wurde man mit der Zeit immer kühner und erfindungsreicher. Schützengräben wurden kunstvoll in das Gestein gesprengt oder in das Eis der Gletscher gelegt, die Unterstände für die Besatzungen in Felskavernen erbaut, die Geschütze standen hinter schützenden Felsriegeln oder schossen aus den schmalen Schlitzlöchern der Kavernen.

Welch bewundernswertes Schaffen, welche Ansammlungen von Mühen und Erfahrungen liegt zwischen den primitiven Anfängen und der Zeit, wo die Kampfberge großen, kunstvoll erbauten Festungen glichen, ihr Leib, gleichviel ob Fels oder Eis, von Tunnelgängen in Kilometerlängen durchhöhlte, ihren Flanken und Graten gut gedeckte Stellungen- und Unterkunftsbauten erfinderisch eingefügt, alle Zugangswege erleichtert und gesichert waren.

Die ersten Kriegsmonate brachten bis auf wenige Ausnahmen keine größeren Kampfhandlungen. Patrouillenunternehmungen und Handstreichs waren die typische Kampfart dieser Lehrzeit. Der Einsatz von größeren Truppenverbänden bei einzelnen Kampfhandlungen schien der Eigenart des Gebirgskrieges zu widersprechen. Auch hierin hat eine rasche Entwicklung bald großen Wandel geschaffen.

In allen seinen Einzelheiten mußte der Krieg an der Alpenfront erlernt und oft durch bittere Erfahrungen erkaufte werden. Welch ein übergroßes Maß von körperlichen Leiden hatte der einzelne Mann durchzumachen, bis die Ausrüstung der alpinen Truppen den Erfordernissen der Bergwelt entsprach! Wieviel Verluste mußten hingenommen werden, bis man die besondere Verwendungsmöglichkeit und Wirkung von Waffe und Munition kennenlernte!

Eine der größten Eigenheiten des Bergkrieges aber war der Kampf gegen den zweiten Feind, gegen die Naturgewalten. Darin haben die Alpentruppen einen Leidensweg schmerzlicher Erfahrungen durchschreiten müssen. Die Natur war oft und oft weitaus fürchterlicher und unerbittlicher als Gegner denn der feindliche Soldat und seine Waffen. Lawinen, Wetterstürze, Kälte und Entbehrungen haben Lücken in die Truppen der Alpenfront gerissen, die manchmal die Verluste in den blutigsten Kämpfen übertrafen.

Zum alpinen Unverständnis, das bei Stellungen, Lagern und Zugangswegen die Gefährdung durch Lawinen nicht erkennen ließ, trat bisweilen die harte Notwendigkeit, aus taktischen Gründen lawinengefährliches Gelände besetzt zu halten oder zu begeben. Die Verluste durch Lawinentote häuften sich dadurch in erschreckendem Maße. Eine grausame Schicksalsfügung brachte dazu noch im Winter 1916/17 Schneefälle von sintflutähnlichen Ausmaßen. Die Lawinentatastrophe im Lager Gran Doz an der Marmolata legt davon fürchterliches Zeugnis ab. Über 500 Mann wurden dort von einer ungeheuren Lawine verschüttet, an die 300 konnten nur mehr als Leichen geborgen werden. Zur gleichen Zeit verloren die italienischen Truppen im obersten Val Pettorina, ebenfalls im Marmolata-Abchnitt, über 200 Mann in einer einzigen Lawine. Man schätzt die Verluste durch Lawinen bei Freund und Feind in diesem Katastrophenjahr allein auf 10.000 Mann!

Zu den kühnsten und eigenartigsten Bauten des Gebirgskrieges zählten die Stollen, womit sowohl das Eis der Gletscher als auch der Felsleib der Berge auf weite Strecken durchstoßen wurde. Ein Meisterwerk dieser Art an der italienischen Front war der Eisstollen vom Passo Garibaldi (3147 m, Adamello-Gruppe) quer durch den Mandrongletscher zum Passo della Lobbia (3045 m), mit einer Länge von über 5 km und in einer Tiefe von 6 m in das Gletschereis gelagert; mit 25 Stegen waren die

Spalten überbrückt, der ganze Stollen war elektrisch beleuchtet. Noch großartiger in der Anlage war das weitverzweigte österreichische Eisstollenwerk im Gletscher der Marمولата, das über 8 km Gesamtlänge erreichte. Mitten drinnen in den Bauch des Gletschers war die sogenannte „Eisstadt“ gelagert, Unterkünfte für eine ganze Kompagnie!

Mannigfaltigster Art waren die Bauten im Fels. Es gab kaum einen wichtigeren Berg an der Alpenfront, der nicht angebohrt war. Für Zugänge, als sichere Unterstände und als Geschützstände eignete sich diese Art der Stellungsbauten besonders. Der Felskeib des Sasso di Stria (Dolomiten) war mit einem Tunnel von 500 m Länge ganz durchstoßen. Die großartigsten Bauten dieser Art waren die italienischen Anlagen auf dem Monte Grappa (1758 m), dem vielumkämpften Berg über der Venezianischen Tiefebene. Der nur 500 m lange felsige Rücken dieses Berges war von 6 km Stollen durchzogen, die 100 Geschützen und 70 Maschinengewehren Auswurf gaben, dazu noch Scheinwerfer mit Dieselmotoren, riesige Trinkwasserreservoirs, große Mannschaftsunterkünfte u. a. m. beherbergten.

Eine besondere Bedeutung erhielt das Bohren von Felsstollen für den Minenkrieg, der eine ausgeprägte Besonderheit des Bergkrieges war. Wo die lebende Sturmkrast versagte, da trat der Krieg „unter Tag“, der Minenkrieg, an ihre Stelle. Die größten Minen des Weltkrieges sind an der Alpenfront gezündet worden. Ein eindrucksvolles Bild ergibt die nachfolgende Aufstellung über die größten Minen und ihre Ladung:

1. 17. April 1916. Italienische Sprengung des Gipfels des Col di Lana (Dolomiten), 5020 kg Sprengstoff.
2. 11. Juli 1916. Italienische Sprengung des Gipfels des Casteletto (Tosana, Dolomiten), 25.000 kg Sprengstoff, 507 m langer Sprengstollen.
3. 23. September 1916. Österreichische Sprengung des Gipfels des Monte Cimone (Sieben Gemeinden), 14.200 kg Sprengstoff.
4. 22. Mai 1917. Österreichische Sprengung des Felsbandes am Kleinen Lagazuoi (Dolomiten), 24.000 kg Sprengstoff.
5. 20. Juni 1917. Italienische Sprengung der Vorkuppe des Kleinen Lagazuoi, 33.000 kg Sprengstoff, Länge des Stollens 1110 m!
6. 27. September 1917. Österreichische Sprengung des „Rnoš“ (Verbindungsgrat Col di Lana—Monte Sief, Dolomiten), 45.000 kg Sprengstoff.
7. 13. März 1918. Österreichische Sprengung der Dajubio-Platte (Sieben Gemeinden), 50.000 kg Sprengstoff!

Mit welcher Kühnheit selbst für den geübten Bergsteiger schwierig begehbares Gelände zum Schauplatz von Kämpfen gemacht wurde, das sollen die nachfolgend angeführten Beispiele erhärten. Nachdem der Monte Mantello (3537 m) und die Punta San Matteo (3692 m, Driller-Gruppe) den Österreichern verlorengegangen waren, wurden sie von einem Zug einer Hochgebirgskompanie unter dem Kommando eines Kaiserfeldschützenleutnants durch eine steile Eisflanke, die unter starkem feindlichen Feuer lag, erstürmt und wieder gewonnen. Die Stürmer trugen Steigeisen, waren angeseilt, Stufen mußten geschlagen werden. Die Fortbewegung konnte kaum rascher vor sich gehen als bei einer alpinen Besteigung. Schließlich wurde die Gipfelfeststellung im Handgranatenkampf genommen. Vom Gipfel der Königspitze (3860 m) stieg einmal eine österreichische Patrouille auf den Sulbengrat ab, um italienische Feldwachen, die sich auf dem Grat eingemischt hatten, zu vertreiben. Es kam zu einem tollkühnen Nachtgefecht auf der schmalen Eisflanke, dem der Erfolg leider versagt blieb. In den Kärntner Bergen seilte sich ein Mann gar über eine Felswand ab, weil sonst der gut gedeckten italienischen Besatzung nicht beizukommen war, und warf ihnen, frei im Seil hängend, seine Handgranaten auf die Köpfe hinunter. Die Zahl solcher verwegenen alpiner Gefechte ist Legion.

Wo aber das Gelände — auch in der hochalpinen Region — nur einigermaßen Bewegungsfreiheit erlaubte, entwickelten sich schon Kämpfe größeren Stiles. Der Gletscherkrieg hat im Gebiet der Adamello-Gruppe die größten und erbittertesten Kämpfe gesehen. Ihre weiten Gletscherbecken erlebten Angriffe, die von Bataillonen vorgebracht wurden. Als einzigartige Merkwürdigkeit des ganzen Weltkrieges griff dort oben eine Skikompanie der Alpini in voller Schussfahrt die österreichischen Eisstellungen auf dem Passo di Folgorida an; die Maschinengewehre der Verteidiger richteten unter den kühnen Draufgängern ein verheerendes Blutbad an, der einzige Sturmangriff auf Skiern des Weltkrieges war gescheitert.

Mehr als alle anderen Berge der Alpenfront sind zwei wegen ihrer wahrlich grimmig umstürzten und umkämpften Flanken und Gipfel in die Geschichte eingegangen, ja, ihre Namen sind geradezu Sinnbild und Begriff des Bergkrieges geworden: der eine ist der Pasubio (2200 m), der Eckpfeiler der Sieben Gemeinden, der andere der Col di Lana (2462 m), den die Italiener den „Col di Sangue“ (Blutberg) nannten und der das natürliche Sperrfort im Bergraume zwischen Marmolata und dem Stock der Tosanen darstellt. Man kann von den Kämpfen, die sich auf ihren blutgetränkten Halben abspielten, ohne Übertreibung als Bergschlachten reden. Die Namen anderer Kampfberge sind dagegen vielleicht zu Unrecht etwas verblaßt; viele von ihnen waren Brennpunkte der Alpenfront und Schauplatz schwerer und harter Kämpfe. Nur wenigen von ihnen soll hier Erwähnung getan sein: Cauriol, Cardinal, Busa Alta und Colbricon, die Wehrtürme des Fleimstal-Rammes; Costabella in der südlichen Marmolata-Gruppe; Monte Piano (2324 m), der das Pustertal vor jedem Einbruch schützte; die Berge der Sertener Dolomiten und schließlich weit drüben im Karnischen Ramm die Berge um den Plöckenpaß, Cellontkofel und Kleiner Pal.

Der Schauplatz von Kämpfen größten Ausmaßes wurden das Bergland der Sieben Gemeinden zwischen Etsch und Brenta, die Berge des Sonzotales und das Bergland des Monte Grappa zwischen Brenta und Piave. Die Berge und Hochebenen der Sieben Gemeinden erlebten die österreichische Offensive im Jahre 1916, wobei in dreiwöchentlicher Kampftätigkeit Berg um Berg, Ramm um Ramm erstürmt werden mußte. Noch mehrmals und bis zum Kriegsende wurde diese Gegend der Schauplatz großer Gebirgsschlachten.

An die Berge an den Ufern des Sonzo knüpft sich die Erinnerung an die größte Durchbruchschlacht des Weltkrieges: Solmei—Rafreit—Flitsch. Dieses kühne strategische Meisterstück hat der erstaunten Welt gezeigt, daß auch im gebirgigen Gelände Armeen anstürmen und siegreich bewegt werden können. Wiewohl auch dieses Bergland nicht mehr die schroffen Formen des Hochgebirges aufweist, von Mittelgebirgscharakter kann nicht die Rede sein, mußten doch felsige Bergrücken erstürmt werden, die aus der Talsohle Aufstiege bis weit über 1000 m erforderten: Stol (1668 m), Monte Matajur (1641 m), Kolowratrücken (1243 m), Zeza.

Der Bergstock des Monte Grappa endlich war nach der Verkürzung der Alpenfront im Jahre 1917 der hauptsächlichste Schauplatz großer Gebirgskämpfe. In drei gewaltigen Schlachten prallten die Armeen der Alpenfront noch einmal aufeinander, bis die ausgebluteten österreichischen Divisionen im November 1918 die Waffen strecken mußten.

Mehr als zwei Jahrzehnte sind vergangen, seitdem auch in den reinen Höhen der Waffenlärm wieder dem Bergfrieden gewichen ist. Mehr als an anderen Fronten aber tragen die Berge auch heute noch die Spuren des großen Krieges, sie bewahren da und dort Wundmale als Zeugen für all den Heldegeist, der in ihrem Fels und Eis gewohnt und gekämpft hat. Den toten Helden des Bergkrieges aber bleiben die Berge der Alpenfront als ewiges Heldental in den Himmel gebaut.

# Joseph Anton Koch, der Maler des Hochgebirges

Von Otto von Lutterotti, Innsbruck

Von der Entdeckung des Hochgebirges im Zeitalter der Renaissance bis zu seiner monumentalen Gestaltung in der Kunst durch den Tiroler Maler und Deutschrömer Joseph Anton Koch, dessen Todestag sich heuer am 12. Januar zum hundertsten Male gejährt hat, führt ein weiter Weg. Das Mittelalter hatte ein heimliches Grauen vor den wildzerklüfteten und unübersteigbar scheinenden Alpen. Diese Angst überwand als einer der ersten aus dem erwachenden individuellen Selbstbewusstsein heraus der Dichter Petrarca, als er 1336 den fast 2000 m hohen Mont Ventour in der Provence bestieg. Freilich erfolgte erst Jahrhunderte später die erste große alpinistische Leistung: die Bezwingung des Montblanc durch Jacques Balmat und Dr. Paccard 1786, der sich in rascher Folge eine Reihe von Erstbesteigungen angeschlossen.

In diese letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts fallen die Anfänge des eigentlichen Alpenerlebnisses. Rousseaus Schilderungen schweizerischer Gebirgslandschaft in seinen Werken, besonders in der Neuen Heloise von 1761, haben die geistige Erschließung der Alpen vorbereitet; zunächst in einem mehr sentimentalen Sinn als Flucht empfindsamer Seelen in die Einsamkeit der Natur, die nun für das innere Leben des Menschen erhöhte Bedeutung gewonnen hatte. Die Alpen, eben zunächst also die Schweizer Gegenden, werden das beliebteste Reiseziel, so der Gotthard, das Berner Oberland, das Eismeer von Chamonix, der Montblanc usw. Angefangen mit dem Berner Arzt Albrecht von Haller, der bereits 1729 in seinem Lehrgedicht „Die Alpen“ den Blick auf das bisher in der Literatur fast unbekannte Gebirge gerichtet hatte, allerdings mehr in moralischer Absicht, bis zu den drei Schweizer Reisen Goethes von 1775, 1779 und 1797 schwellen die begeisterten Dichtungen, Berichte, Tagebücher und Briefe über die Alpen immer mehr an. In der Begeisterung für die Schweizer Alpen kam die Begeisterung für die Menschen dieser Berge, wo „Unschuld und Freiheit wohnen“, hinzu; das Interesse weiter Kreise für die „freye Eidgenossenschaft“, für das Volk Wilhelm Tell's war erwacht. Das Bergland wurde zu einem zweiten Rom, wohin alles pilgerte. Der östliche Teil der Alpen wird später, um die Wende des 19. Jahrhunderts, entdeckt. Erst der Freiheitskampf des Tiroler Volkes gegen Napoleon rückt auch hier Land und Leute in den Mittelpunkt des Interesses, während die bayerischen Alpen durch den neuen Kunstmittelpunkt in München seit Ludwig I. ihre Anziehungskraft erhielten.

So ist es irgendwie geschichtlich bedingt, daß der Tiroler Joseph Anton Koch, der Führer der neuen alpinen Landschaftsmalerei, nicht etwa das Hochgebirge seiner Heimat, sondern die Schweizer Alpen zum Vorwurf seiner künstlerischen Tätigkeit nahm, wuchs er doch auf in einer Zeit der höchsten Begeisterung für das Land und Volk der Schweiz, wohin ihn dann auch der Lebensweg vorübergehend, aber gewiß nicht zufällig, führte.

Ein merkwürdiges Geschick hat den einfachen Tiroler Bauernbuben aus dem hintersten Lechtal, wo er am 27. Juli 1768 in Obergiblen zur Welt kam, über mancherlei Irrungen, Wirrungen und Fährlichkeiten bis auf die Höhe der Kunst emporgetragen. Schon beim Hirtenknaben brach der bildnerische Drang durch. Wie er selbst 1806 an seinen Freund Alexküll schreibt, machte die Natur seines Vaterlandes, allwo

die Hirten auf den Alpen sich Historien erzählen, seine Phantasie lebendig. Später berichtet der Meister dem jungen Ludwig Richter in Rom, wie er daheim die Geißen gehütet, hoch oben im Gebirge, und wie er mit Kohle, die er von seinem Hirtenfeuerschen genommen, große Geschichten und Landschaften an die glatten Felswände gezeichnet habe, besonders aus der Offenbarung Johannis. Der Sinn für das Große, Gewaltige, ja Phantastische, bemerkt Richter, hat schon im Hirtenbüchl gesteckt. Ein Bischof wird bei einer Firmungsreise auf das Talent des Jungen aufmerksam; er kommt zunächst nach Augsburg, dann 1785 nach Stuttgart an die Hohe Karlschule, die berühmteste Schule der damaligen Zeit. Drei Jahre vorher hatte sich der junge Schiller durch die Flucht dem Herzog Karl Eugen von Württemberg entzogen. Auch unser Tiroler Seppel, wie ihn noch 1835 sein Mitschüler Staatsrat von Fischer nennt, war eine viel zu freiheitsliebende Natur, um die Zopfigkeit des Anstaltsbetriebes und die Verwendung zu reinen Dekorationsarbeiten in den herzoglichen Schlössern lange auszuhalten. Zudem spulten die revolutionären Ideen von jenseits des Rheins in den Köpfen der Karlschüler. Anfang Dezember 1791 floh Koch nach Straßburg. Koch auf der Rheinbrücke schnitt er sich den statutenmäßigen Haarzopf ab und sandte ihn durch die Post der hohen Akademie. Ein wahrhaft symbolischer Streich, mit dem der ungestüme und freiheitsbegeisterte Jüngling jede Gemeinschaft mit der Vergangenheit, besonders mit der damals noch an der Akademie herrschenden Kunstübung, die zwischen einem schal und kraftlos gewordenen Barock und einem noch unentschiedenen Klassizismus schwankte, endgültig abgeschnitten hat.

Kurz zuvor, noch im Frühjahr 1791, hatte Koch mit einem Freund eine achttägige Ferienreise an den Bodensee und zum Rheinfluss bei Schaffhausen unternommen. Sie fand ihren Niederschlag in einem Tagebuch (aufbewahrt in der Stuttgarter Graphischen Sammlung), das mit seinen in kerniger, stellenweise fast hymnischer Sprache dahintrollenden Schilderungen und mit den eingefügten, frisch-realistisch aufgefaßten Skizzen das früheste Dokument von Kochs Beschäftigung mit der Landschaft bildet, vergleichbar nur mit den schlichten Skizzen von Chodowieckis Skizzenbuch der Reise nach Danzig von 1773. Koch „wollte ein paar Tage die Freiheit im Lande der Freiheit genießen“. Angesichts der himmeltrohenden Gebirge finden sich die Worte: „Die Gegenden in der Schweiz sind in jedem Betracht die schönsten und auffallendsten. Sie beinahe allein gewähren die entgegengesetztesten Gegenstände, welche das menschliche Herz zu bewegen fähig sind. Ich vermag nicht, sie ihrer Würde gemäß zu zeichnen, viel weniger, sie zu beschreiben.“ Von der Tüttlinger Heide aus sieht Koch die ferne Bergkette: „Ja, es sind unermesslich hoch und weitausgedehnte Alpen, starrend von ewigem Frost, beladen mit Eismassen, die durch himmeldurchdringende Felsen unterstützt sind. Diese, durch ein Wolkenmeer wie von der Erde getrennt, scheinen dem Himmel zu gebieten. Von hier aus entdeckt man nämlich die Schneegebirge von Savoyen, von der ganzen Schweiz, von Bünden, von Tyrol, ja selbst die von Salzburg. Besonders vortheilhaft sieht man hier die Gletscher und die Gegend des Schreckhorns und des Gott-hards. Hinter- und übereinander sieht man unzählige, an unaussprechlichem Glanz einander übertreffende Gipfel. . . . Ein leichter, glänzender Streifen vom Bodensee scheint am Fuß der Alpen zu ruhen, obgleich diese mächtigen Gebirge noch weit von ihm entfernt sind. . . . Ich setzte mich nieder, um ein schwaches Bild von dieser Ausdehnung zu entwerfen und es dann in einem Gemälde auszuführen. Hier bleibt aber Kunst immer Stümperin.“

Hatte Koch hier die Berge noch aus der Ferne sehnsüchtig geschaut und dargestellt, so geriet er bald ganz in ihren Bann. Das Jakobinerium seiner neuen Freunde in Straßburg, das Parteitreiben und Klubwesen waren ihm bald unerträglich geworden. Er zog weiter in die Schweiz, wo er noch einmal gewaltiger die Berge seiner Jugend erlebte. In Basel, Bern, Biel, Neuchâtel hält er sich auf. Es entstehen, besonders im Berner Oberland, wo er „Rahm mit am Feuer gebratenem Käse fraß und gleich einem Gemsenjäger auf den Bergen herumstolperte“, die für die späteren Alpenlandschaften so

bedeutsamen Naturstudien, nachdem Koch zunächst eine Reihe von Federzeichnungen geschaffen hatte, die wohl von holländischen Radierungen in der Art Everdingens angeregt sind. Es ist, als ob dem jungen Künstler nun eine Binde von den Augen gefallen wäre. 1792 in Straßburg noch Blätter (z. B. zwei Aquarelle der Berliner Nationalgalerie) mit kuffissenartigen Parklandschaften des Barocks, in denen sich klassizistisch drapierte Gestalten tummelten, jetzt eine ganze Reihe prachtvoll unbefangener, fast modern anmutender Studien, wie das Aquarell vom Jungfraunmassiv des Dresdner Kupferstichkabinetts oder das Hospiz am Grimfelpaß der Wiener Akademie um 1793/94, die Grundlage für das in den Formen gesteigerte und durch Staffage belebte Gemälde aus der Wiener Zeit von 1813 in Lübecker Privatbesitz. Grandios erfasst ist das öde Felsgefüge mit der Wolkewand darüber; blockhaft steht das Hospiz neben dem kaltspiegelnden, schwarzgrünen See, der, wie eine künstlerische Vorabnung von Adalbert Stifters Hochwaldsee als ein unheimlich Naturauge, überragt von der Stirn und Braue der Felsen erscheint, drin das Wasser regungslos, wie eine versteinerte Kräne. Von der großen Klarheit und Linearität solcher Schöpfungen führen Fäden bis herauf zur „neuen Sachlichkeit“ unserer Tage. Die fest umrissene Form liegt dem Deutschen, der von Anbeginn mehr Zeichner als Maler war. Bemerkenswert ist, daß Koch auf der Rückseite eines ebenso groß aufgefachten Aquarells mit der Jungfrau bei Unterseen, im Besitz des Engels in Rom (Vorlage für das Gemälde des Museums in Dessau von 1813) eine Strophe aus Hallers „Alpen“ vermerkt hat, die also am Ende des Jahrhunderts noch ihre Wirkung ausübten.

Solche Schöpfungen sind wahrhafte Taten gegenüber den vorausgehenden und gleichzeitigen Schweizer Kleinmeistern vom Schläge eines Joh. Ludw. Aberli (1723 bis 1786), Christian v. Mechel (1737—1817), dessen „Illuminierfabrik zu Basel“ Koch in einem Brief vom 14. Januar 1806 an Uexküll als schärfsten Gegenfas zu seinem eigenen Schaffen empfindet, oder Joh. Heinr. Meyer (1755—1829), Peter Birmann (1758—1844), Ludw. Heß (1760—1800), Gabriel Lory d. A. (1763—1840), mit dem Koch übrigens in Bern verkehrte. Sie alle sahen ihr Ziel in einer damals, gerade auch durch die Reiseliteratur beliebt gewordenen, gewerbsmäßig ausgeübten Veduten- und Prospektmalerei in handkolorierten Umrißstichen, nicht etwa in Gemälden. Daß die Kunstform über der panoramaartigen Komposition, über der Trockenheit der genauen Zeichnung und größtmöglichen Naturtreue verlorenging, war weiter nicht verwunderlich. Einzig Joh. Alr. Schellenberg (1709—1795) erhebt sich in seinen Schweizer Ansichten durch seine Empfindung für Bildbau und Form über die allgemeine Produktion der Zeit, während Salomon Gessner (1730—1788) die Berge in seinen feinen Radierungen mit einer liebenswürdigen, rokokomäßig-idyllischen Auffassung wiedergibt. Koch hatte gleich erfasst, daß von Schweizer Alpengegenden „wenig Erträgliches“ existiere. 1797 bietet er dem Verleger Frauenholz in Nürnberg seine Zeichnungen aus der Schweiz mit dieser Bemerkung an.

Vollends befreiend wirkt auf Koch das Erlebnis der italienischen Landschaft, als er 1795 auf Einladung des englischen Gönners George Rott den Boden der ewigen Stadt betritt. Er hat Rom mit Ausnahme eines dreijährigen Aufenthaltes in Wien von 1812 bis 1815 nie mehr verlassen. Angesichts der großen und reinen Form der römischen Natur wird der Künstler, auf den Schultern seiner Vorgänger des 17. Jahrhunderts, Claude Lorrain, Poussin und Dughet, stehend, ohne sie je nachzuahmen, zum Erneuerer und Führer in der Landschaftsmalerei, die er weit über die bisher übliche Abshilderung der Wirklichkeit erhebt. Immer wieder betont er, daß die Kunst geben muß, was die Natur nicht hat, alsdann nur ist sie schöpferisch. Bloße Nachahmung der Natur findet Koch tief unter der Kunst. An einen Freund schreibt er aus Rom: „Ihr wißt Euch wohl noch zu erinnern, daß ich auch in der Landschaft Bedeutung und dichterische Ideen haben will.“

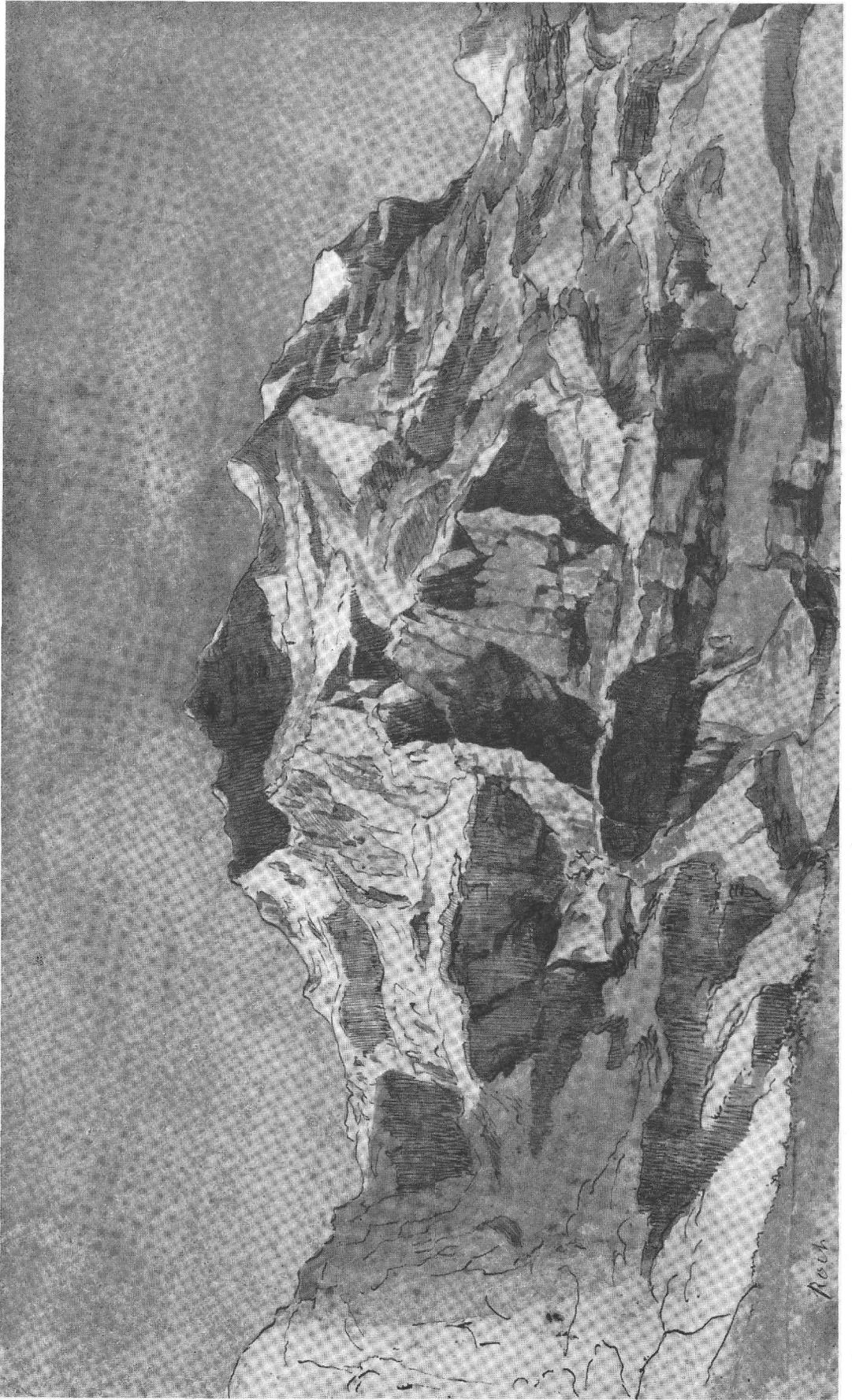
Zwei Gemälde von 1796, der „Wasserfall“ in der Hamburger Kunsthalle und die „Gebirgslandschaft aus dem Schweizer Jura“ im Wallraf-Richartz-Museum zu Köln,

zeigen uns das erste Ringen Kochs mit größer gestalteten Vorwürfen aus den Alpen. Die Aquarelle nach der Natur hiezu sind ziemlich getreu, noch nicht im späteren Sinn umgebaut und umgedichtet, ins Bild eingegangen. In dieser Zeit strebt der Künstler noch nicht danach, im Gemälde zum Unterschied von der Naturstizze bestimmte Formansprüche und strenge Stilabsichten zu verwirklichen. Seine Auffassung des nahe gesehenen Gebirges ist eher idyllischer Art und holländischen Vorbildern verpflichtet.

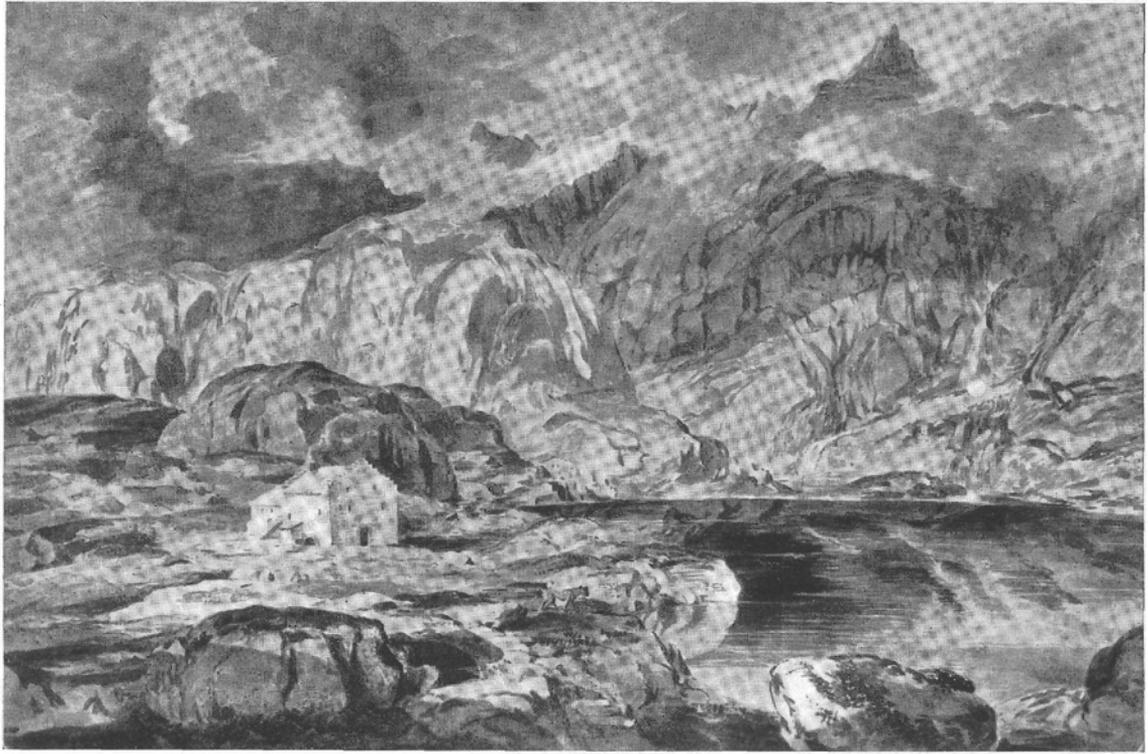
Diese ersten Ansätze zur Landschaft werden zunächst unter dem Einfluß des großen Schleswigers Carstens zurückgedrängt durch die Beschäftigung mit dem Menschen, durch Illustrationen zu Ossian, Oberon und Dante. Dann nimmt Koch, nachdem er durch eine Folge von 20 Radierungen mit römischen Ansichten Auge und Hand an dem reinen Rhythmus und der Größe der Linien der römischen Natur geschult, auch die Gestaltung des Hochgebirges wieder auf. 1804 entsteht das noch wenig bekannte Gemälde „Via mala“ (im Besitz des Frh. v. Marschall in Karlsruhe), eine kraftvolle Darstellung der Enge und wilden Steilheit alpiner Felsenspässe. 1805 bis 1811 arbeitet dann der Meister bereits an seinem bedeutendsten, nicht mehr übertrommenen Wurf auf dem Gebiete der Alpenmalerei: an dem Bild vom Schmadribachfall im Museum zu Leipzig. Die zweite Fassung von 1821/22 in der Neuen Pinakothek zu München ist in der Gesamtanlage wenig verändert, in der farbigen Haltung jedoch verschieden. Koch selbst beschreibt das vollendete Bild 1811 in einem Brief an seinen Freund Langer in München: „Eine sozusagen prachtvolle Wildnis mit Gletscherkaskaden, Wolken, welche zum Teil die Gebirge umschleiern, machen den Hintergrund aus; in der Mitte befindet sich ein undurchdringlicher Wald von Tannen und anderem wilden Gewächs und Felstrümmern und stürzenden Wassern vermischt. Der Vordergrund ist die Tiefe des Tales, von frischem Grün erfreut, mit dem brausenden Strom der Steinberg Rüttschüne, in welche sich oben gedachte Wasser stürzen. Der ich aus einem solchen Bergland geboren bin und mich selbst als Kind solcher majestätischer Natur schon immer freute und deren Erinnerung mir noch jetzt tief eingeprägt ist. Auch besitze ich sehr fleißige Zeichnungen nach der Natur hiervon.“

Dieses Werk stellt den Künstler als Revolutionär an den Beginn einer neuen Entwicklung des Alpenbildes. Der junge Ludwig Richter, der die zweite Fassung „beim alten, lieben Meister Koch“ in Rom im Vorraum seiner Werkstatt stehen sah, war begeistert „von der großartigen und poetischen Auffassung. Wie der mächtige Gießbach aus von Wolken umgürteten Schneebergen herabstürzt, aus dem dunklen Tannenwalde hervorschäumt, und wie besonders im Vordergrund die tobende Eile der wilden Wellen, die sich über Stämme und Steine wälzen, ausgedrückt war, das entzückte mich über die Massen“. Ganz unter dem Eindruck dieses Gemäldes schuf Richter 1824 seinen „Wagmann“, der nun in der Neuen Pinakothek in München dem „Schmadribachfall“ gegenüber hängt. Koch nahm lebhaften Anteil daran. „Begegneten ihm jetzt Bekannte auf der Straße, so wurden sie von ihm angehalten und, indem er mit seinem dicken Stock auf den Boden stampfte, befragt: Habe Sie das Bild von Richter gesehen? Gehe Sie hin, das müsse Sie anschauen, er hat es ausgestellt.“

Im „Schmadribachfall“ hat Joseph Anton Koch dem neu erwachten Empfinden für die Größe der Alpennatur als erster monumentale Gestaltung verliehen. Aus der Erinnerung und Erfahrung heraus steigert der Künstler in Rom fern von der Heimat die Alpen zu einsamer Wucht und Größe und zeigt damit, daß nicht nur die südliche Landschaft, sondern auch das Hochgebirge sich den Gesetzen künstlerischer Schönheit fügt. Die Mittel von Kochs Kunst sind Rhythmus und Größe seiner Linienführung, klar geschichtete Ordnung der Massen und Flächen und entsprechende Abstimmung der Farben in geschlossenen Stücken. So baut, rückt und richtet der Künstler die Landschaft, die er mit seiner Phantasie durchdrungen hat, zu einer neuen Dichtigkeit und Geschlossenheit der Form, die beglückend und befreiend auf jeden Beschauer wirkt. Erst Ferdinand Hodler gelang es wieder mit ähnlichen Stilmitteln, die Erhabenheit des Hochgebirges künstlerisch zu bezwingen, während schon der Zeitgenosse Kochs,

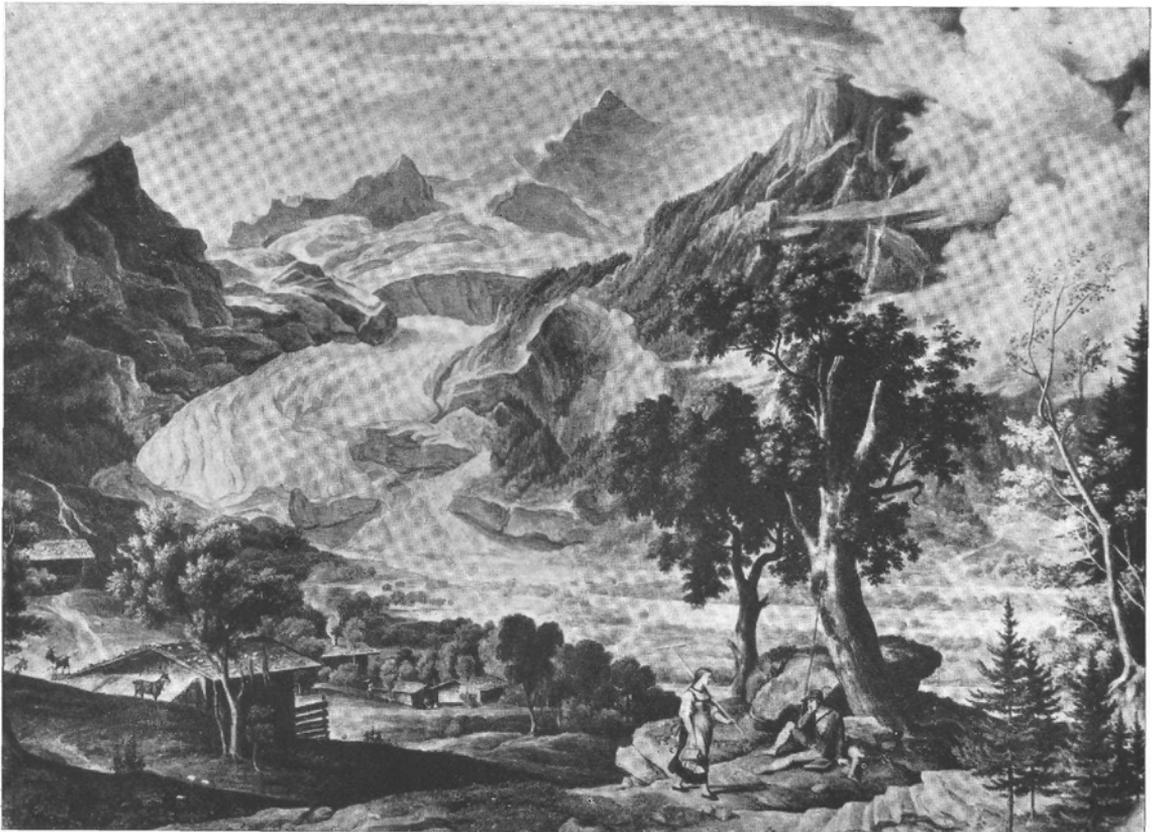


Joseph Anton Koch, Das Jungfrauamassiv (Feder, Wasserfarben)



Joseph Anton Koch, Das Hospiz am Grimselpaß (Aquatint, 1793/94)

Wien, Akademie



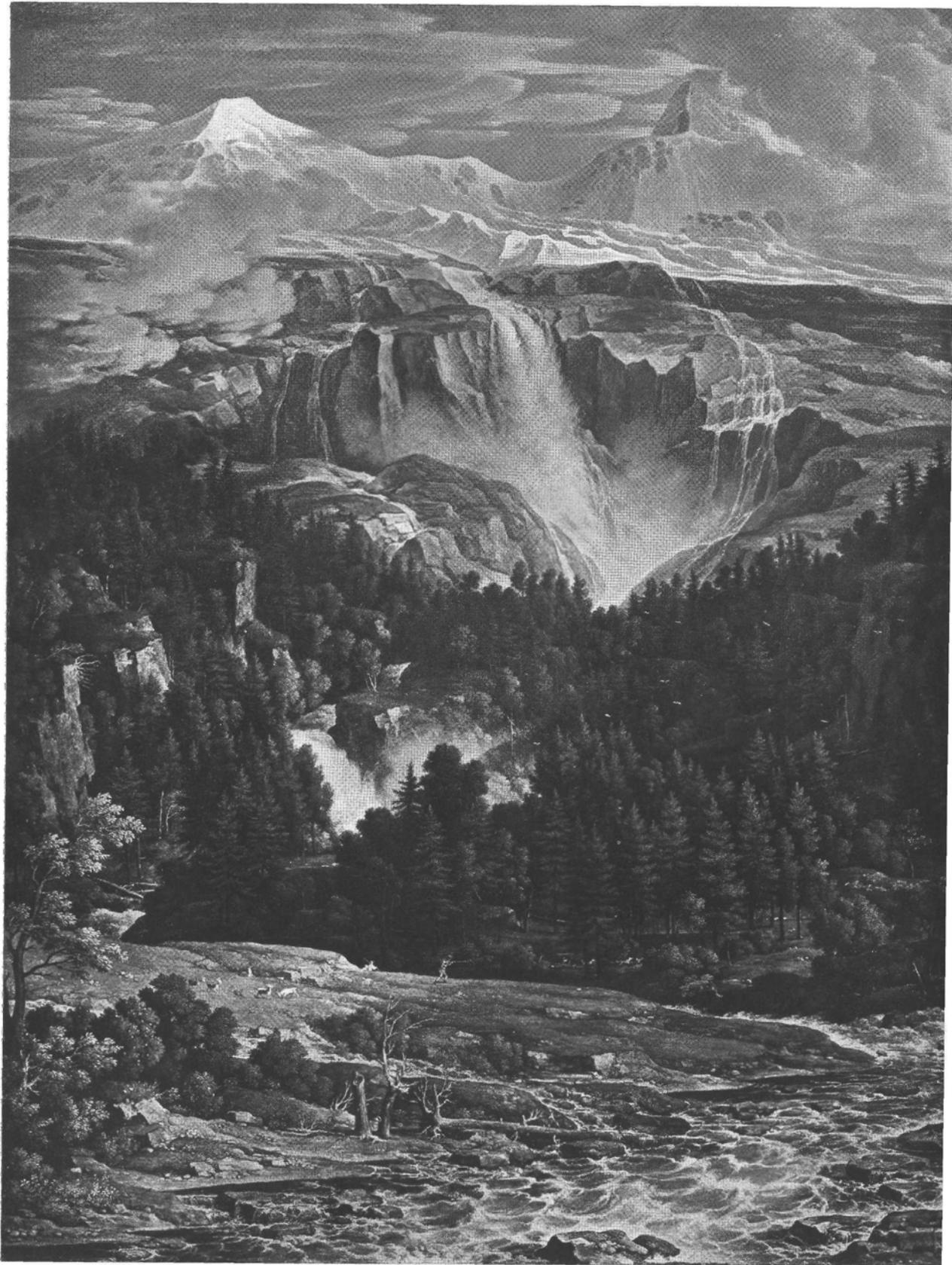
Joseph Anton Koch, Der Grindelwaldgletscher (Ölgemälde, 1823)

Breslau, Museum



Joseph Anton Koch, Mönch und Jungfrau (Aquarell)

Kopenhagen, Thorwaldsen-Museum



William Turner, mit seiner malerisch aufgelockerten, jede Formation verschleiern den Art, erst recht jedoch die Maler des Impressionismus, dieser Aufgabe nicht voll gewachsen sein konnten.

Den „Schmadrubachfall“ und andere Schöpfungen mag wohl Alexander v. Humboldt während seines Aufenthaltes in Rom 1805 gesehen haben. Jedenfalls erhielt Koch die Aufgabe gestellt, nach flüchtigen Skizzen des Forschers Zeichnungen für dessen „Vues des Cordillères“ zu machen, die zu den besten Tafeln dieses 1810 erschienenen Reiseverkes gehören, ohne daß Koch jemals tropische Länder betreten hätte. „Geographie, Geschichte, Sitten und Denkweise aller Völker lagen in künstlerischer Verarbeitung vor seiner schaffenden Seele. Der Himalaja im ewig-weißen Schneekranz, die Andenkette mit dem Krächzen des einsamen Condors, die Alpen der Schweiz mit der donnernden Lawine, alles das tausendgestaltige Leben um Wurzel und Fläche dieser Weltgebirge, vom Schlafe der Pflanze bis in den Strahl des Menschenauges, in aller Eigentümlichkeit von Sitte, Farbe und Tracht, von Laut, Ruf und Sprache, zerfloßen rings im Kreis um ihn in die großartigste Weltlandschaft, deren Erhabenheit und Pracht nur der vertrauteste Jünger der Kunst ganz zu fassen vermochte.“ So berichtet Beda Weber 1829 vom Meister.

Da die Franzosenherrschaft in Rom seit 1798 allnählich das künstlerische Leben lahmgelegt hatte, war Koch 1812, ein Jahr nach Vollendung des „Schmadrubachs“, nach Wien übersiedelt. Sein Skizzenbuch von der Hin- und Rückreise über Steiermark enthält einige flüchtige Gebirgsstudien vom „Toten Weib in Steiermark“, „Großglockner im Tyrol“, „Leiterbachfall an der Pasterze“, „Möllfall bei Heiligenblut“. Jedoch sind die drei letztgenannten Skizzen nicht vor der Natur, sondern nach Stichen entstanden, die dem Werk von J. A. Schultes „Reise auf den Glockner“<sup>1)</sup>, erschienen 1804, beigegeben sind. Kochs Interesse für die Alpen und ihre Bezwingung — der Großglockner war 1800 durch die zweite Expedition des Fürstbischofs von Gurk, Franz Altgrafen Salm, zum erstenmal erstiegen worden, nachdem man beim ersten Versuch 1799 nur mit Mühe den Gipfel des Kleinglockners erreicht hatte — wird deutlich. Sonst hatte die weiche Form der Natur um Wien dem Meister wenig zu sagen. Er nahm daher seine Sabiner- und Schweizerlandschaft wieder auf. Der Bozner Josef v. Giovanelli, unter Andreas Hofers Regierung in Tirol dessen „Innenminister“, weilte in Wien und verschaffte Koch 1813 den Auftrag für die beiden schon genannten, nach den frühen Aquarellen entstandenen Gemälde „Grimselpaß“ und „Die Jungfrau bei Unterseen“ (eine zweite Fassung von 1822 aus dem Besitz des Grafen Engenberg in Innsbruck ist 1931 in München verbrannt). Im letzten Bilde bringt Koch eine Staffage aus der Schweizer Heldenzeit an, gewiß eine versteckte Anspielung auf die nationale Erhebung gegen Napoleon, wie wir dies auch aus Bildern Caspar David Friedrichs kennen. Mit glühender Anteilnahme hatte ja der Künstler aus der Ferne den Freiheitskampf seiner Tiroler Landsleute miterlebt.

Als dritte Alpenlandschaft schuf Koch gegen das Ende seiner Wiener Zeit 1815 das „Berner Oberland“ (im Belvedere zu Wien, die zweite Fassung von 1816 im Museum zu Dresden, die dritte und beste Ausführung von 1817 im Ferdinandeum zu Innsbruck), ein Gemälde, in dem das deutsche Volk seinen Koch am meisten liebt. Eine echt Dürer'sche Freude am Detail, die durchaus unklassizistische Neigung, viel zu bringen, macht sich geltend. Von der Wetterhorngruppe mit den Reichenbachwasserfällen bis zum Alphornbläser und dem Quell der Böklein im Vordergrund wird alles mit unendlichem Fleiß dargestellt und trotzdem das Ganze durch die zeichnerische Kraft und den wundervollen Farbensmehl zusammengehalten, der zum Teil auf Anregungen von den Bildern Brueghels in Wien zurückgeht. Koch stellt ein Idealbild dar; er will alle Schönheiten der Alpenwelt, in einem Bilde gesammelt, vor uns

<sup>1)</sup> Auf dieses vierbändige Werk machte mich freundlichst Univ.-Prof. Dr. R. v. Klabesberg aufmerksam.

ausbreiten. Wie wenig besagt doch gerade vor einem solchen Bild der enge Begriff „klassizistische Landschaft“, stand doch diese Kunstrichtung, der der Mensch alles galt, der Landschaftsmalerei eigentlich feindlich gegenüber. Ungeachtet solcher Schöpfungen, die in ihrem kosmischen Naturgefühl bereits romantische Töne anschlagen, begreift man die Wirkung Kochs auf die jungen deutschen Künstler, die sich um den stets Hilfsbereiten und Uneigennütigen scharten. Seiner überragenden Persönlichkeit fällt in einer historisch und kunstgeschichtlich wichtigen Seitenwende eine wichtige Übergangsstellung und Mittlerrolle zu. Schon in Wien verkehrte der Meister viel mit der romantischen jungen Künstlererschaft, besonders im Hause Friedrich Schlegels, den Kochs Landschaften an mittelalterliche, „altdeutsche“ Bildschöpfungen erinnerten.

Ende Oktober 1815 verließ der Künstler nach dem endgültigen Sturz des großen „Moguls“ oder „Leviathans“, wie er Napoleon nennt, Wien und stieß wieder zur römischen Künstlerkolonie, wo ihm die Natur und das freie Leben besser behagten. Hier floß sein äußeres Leben unter steten Sorgen und Kämpfen fortan dahin. Immer wieder entstehen neben den italienischen Landschaften, die in seinem Lebenswerk überwiegen, gleichsam als Sehnsuchtsrufe nach der Bergheimat, die Alpenlandschaften. „I. Koch Tyrolese in Roma“ sind sie sehr oft bezeichnet, so die dritte Fassung des „Berner Oberlands“ von 1817. Stolz fühlte er sich als Tiroler, fragte jeden Reisenden, wie Ludwig Richter, Beda Weber und andere, nach seinen geliebten Bergen und Gletschern und wollte doch Rom gar nicht verlassen, um die Heimat, die er mit dem innern Gesicht schöner schaute und formte, wiederzusehen. Tatsächlich hat er das Land im Gebirg seit seiner frühen Jugend nimmer betreten. Sind aber je vorher in Rom so mit deutschen Augen gesehene Landschaften oder sind in der Heimat selbst so gewaltige Alpenstücke gemalt worden wie der „Schmadribachfall“ und das „Berner Oberland“?

Als neue Bildschöpfung entwarf Koch wahrscheinlich um 1820, während er an der Wiederholung des „Schmadribachfalls“ arbeitete, nach einer frühen Naturstudie das Aquarell vom Lauterbrunnental mit Jungfrau, Staubbach und Wenger Alp (im Thorvaldsen-Museum in Kopenhagen). Wieder wählt der Meister aus der Landschaft die großen Motive und baut das Ganze tektonisch, nicht eindrucksmäßig auf. Wundervoll durchdacht, wie der Blick abspringt von der dunklen, mit Felsblöcken und entwurzelten Bäumen bedeckten Schattenzone des Vordergrundes und über eine hellbelegte Bodenwelle zwischen Tannicht und Felswand hinabgleitet in den Talgrund mit dem Kirchlein, um sich dann wieder auf den ziehenden Nebelschwaden bis zur einsamen Wucht und Majestät der glänzenden Firne zu erheben. Auf Grund genauer Einzelstudien vor der Natur gibt Koch eine höchst persönlich aufgefaßte Umformung des Vorbildes und stützt vom Zufälligen ins Bleibende und Bedeutende vor. Möglicherweise ist ein Gemälde nach diesem Aquarell verschollen, erhalten dagegen ist uns der (Untere) „Grindelwaldgletscher“<sup>2)</sup> von 1823 im Museum zu Breslau (als Leihgabe von Graf Ingenheim). Das Gemälde entstand ebenfalls nach einer farbigen Studie vor der Natur (im Besitz von Kochs Enkel in Rom), wobei die Gefahr, hier eine Bedute zu geben, für jeden anderen Künstler nahegelegen wäre. Auch Koch reicht in diesem Bilde nicht an die Größe seines „Schmadribachs“ heran. Dem „Berner Oberland“ gegenüber hat die Freude am Reichtum der Schilderung nachgelassen. Die Landschaft ist strenger, aber auch kühler geworden. Die mächtige Ahorngruppe im Vordergrund gibt einen starken Akzent und schafft durch die Überschneidung Raum. Dann geht es in mehreren Schrägen zu den friedvoll in Gebüsch eingebetteten Hütten, bis zu welchen sich der Gletscher, überragt von den Fiescherhörnern, herniederstreckt. Nebel und Wollenvände schließen den Bildaufbau zusammen. So gelingt es Koch, die spannungreichen Gegensätze dieser Landschaft zur Einheit zu binden.

<sup>2)</sup> Die früher irrtümlich als Rhonegletscher bezeichnete Ortlichkeit wurde durch Univ.-Prof. Dr. R. v. Kiebersberg richtig erkannt und konnte so mit dem bisher in der Literatur als verschollen gemeldeten Bild „Grindelwaldgletscher“ identifiziert werden.

Nach einem erst jüngst in Berliner Privatbesitz aufgetauchten Gemälde des folgenden Jahres 1824, wo der Maler den Reichenbach mit dem Wetterhorn darstellt, gelingt ihm gegen 1830 als später Wurf die „Gebirgslandschaft mit See“ (im Besitz des Enfels in Rom), das letzte von den 16 bekannten, darunter zwei in München 1931 verbrannten Gemälden Rochs, die das Hochgebirge darstellen. Die Landschaft wird nach alter Tradition als Tiroler Gegend bezeichnet. Der Künstler wollte wohl nicht in erster Linie einen ganz bestimmten Berg auf die Leinwand bannen, sondern das abendlich beleuchtete Hochgebirge in seiner einmaligen Größe auftauchen lassen vor den in seinem Widerschein dahinziehenden Alplern im Rahn. Das Ganze gestaltet er wieder mit den überlegenen Mitteln seiner Kunst. Das hohe Preislied des Meisters auf die Schönheit der Alpen endet 1834 mit einem kleinen Aquarell in Bonner Privatbesitz, wo er noch einmal die Jungfrau bei Unterseen mit der Szene „Nikolaus von der Flüe predigt den Landsknechten“ nach Jugendvorlagen darstellt.

„In der Landschaftsmalerei ist Roch Stifter“, sagt schon Rumohr von ihm. Stifter auch ist der Tiroler Meister ganz besonders in der Hochgebirgsmalerei. Joseph Anton Rochs Name wird für immer sowohl mit der Schönheit der heroischen italienischen Landschaft als auch mit der monumentalen Gestaltung der Alpenlandschaft verbunden bleiben. Ihm gelang es auf diesem Gebiet, nordische Ausdruckskraft mit flüchlichem Maß und mit Gemessenheit künstlerisch zu vermählen.



J. A. Roch, Gebirgslandschaft aus der Schweiz  
Sepsfederzeichnung um 1792. Karlsruhe, Badische Kunsthalle



# Das Brot des Bergbauern

Von Hermann Wopfner, Innsbruck

Das Brot erscheint uns heute als der alltägliche, gewöhnliche und selbstverständlichste Teil der täglichen Nahrung. Freilich betrachten wir es heute nur mehr als Zugabe zu den Mahlzeiten. Wenn wir heute um unser tägliches Brot beten, sehen wir voraus, daß unser Herrgott dies schon richtig versteht, unsere Bitte nicht zu wörtlich nimmt und uns Verschiedenes zum Brote dazugibt. Früher aber war bei nicht wenigen Völkern das Brot die Hauptsache bei der Ernährung und die wichtigste Speise. Andererseits gab es früher und gibt es heute noch viele Menschen, die das Brot nicht kennen oder denen es doch nicht tägliche Nahrung ist. Nur ein Fünftel der Menschheit genießt Brot aus Roggen oder Weizen als tägliche Nahrung, drei Fünftel der Menschheit leben von Reis, ein Fünftel von Mais, wobei weder Reis noch Mais in brotähnlicher Form zur Nahrung bereitet werden. Unter den Broteßern gibt es noch heute nicht wenige Menschen, für die das Brot wie in alter Zeit etwas Kostbares ist oder die es doch besonders schätzen; zu diesen gehören viele unserer Bergbauern. Bei ihnen haben sich auch alte Formen der Brotbereitung erhalten. Um nun die besondere Art des Bergbauernbrotes richtig zu erfassen, ist es nötig, sich mit der Vorgeschichte und Geschichte des Brotes etwas vertraut zu machen.

Der Anbau von Getreide reicht in Deutschland bis in die jüngere Steinzeit zurück, also bis in einen Zeitraum, der annähernd um 2000 v. Zv. endigt. Weizen, Gerste und Hirse treten in vorgeschichtlichen Fundstätten schon in ältester Zeit nebeneinander auf, doch sind sie nicht von Anfang an auch zu Brot verarbeitet, sondern zu Brei oder Mus verkocht worden. Während das Wort Brei (althochdeutsch Bri) vorerst nur für das Erzeugnis einer schon etwas verfeinerten Küche gebraucht wurde, bezeichnet Muos im Althochdeutschen ursprünglich etwas Zugemessenes; das Mus, die Hauptnahrung des gemeinen Mannes, wurde nämlich jeden Tag im Haushalt bereitet und dem einzelnen zugeteilt; so konnte es üblich werden, den zugeteilten Brei kurzweg als Muos zu bezeichnen. Zu Mus wurden ursprünglich und werden heute noch außer dem Getreide verschiedene andere Pflanzen verkocht; auf die vielen Menschen, die Reis- oder Maisbrei alltäglich genießen, wurde bereits hingewiesen. In Mitteleuropa war der Hirsebrei bereits in urgeschichtlicher Zeit eine allgemeine Speise. Zu seiner Bereitung diente die Hirse in ihren beiden wichtigsten Formen, nämlich der Rispenhirse (*Panicum miliatum* L.) und der Kolbenhirse oder des Fennich (*Panicum italicum* L.). Einst über den größten Teil der alten Welt verbreitet, behauptet die Hirse ihre alte Bedeutung jetzt nur mehr in Nordchina, Mittelasien und Rußland. Im größten Teil Europas ist sie zur Frucht dritten Ranges herabgesunken. Wie in Kinderspiel und Kinderreimen sich nicht selten Erinnerungen an uralte, längst vergangene Kulturzustände erhalten haben, so gedenkt ein Kinderreim auch des alten, einst so verbreiteten Hirsebreies als einer begehrten Speise:

Sauerkraut mag ich nicht,  
Hirsebrei hab ich nicht,  
Wozu wird angericht?  
Ich esse nicht.

Der Brei in seinen verschiedenen Formen blieb lange Zeit die Hauptspeise des Bauern und ganz allgemein der ärmeren Bevölkerung. Noch zu Zeiten des Jeremias

Gottshelf (erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts) galt im schweizerischen Emmental derjenige, der Brot statt Drei haben wollte, als Mann von übertriebenen Ansprüchen und schlechten Sitten.

Die Getreidekörner wurden ursprünglich nicht zu Mehl vermahlen, sondern entweder ganz oder in zerquetschtem Zustand zu Drei verlockt. Zum Zerquetschen gebrauchte man schon in der Steinzeit Mahlsteine, sodann Mörser aus Stein und wohl auch solche aus Holz; Mörser aus Stein haben sich erhalten, während Holzmörser zwar nicht überliefert sind, aber zweifelsohne in der Form von ausgehöhlten Holzkrüben vorhanden waren. Noch heute werden Stein- wie Holzmörser bei verschiedenen Völkern gebraucht, so unter anderem in sehr alten Formen bei den Slaven des Ostens.

Aus dem Drei ist im Laufe der Zeit der Fladen, die nächste Vorstufe des Brotes, hervorgegangen. Es wurde nämlich ein teigartiger Drei bereitet, auf erhitzte Steinplatten aufgegossen und in der heißen Asche gebacken. Überreste solcher Fladen aus der Stein- und Bronzezeit sind in schweizerischen Pfahlbauten gefunden worden. In einigen dieser Fladen erkennt man Körner und Körnerabdrücke; sie zeigen, daß das Getreide zum Teil gar nicht verarbeitet wurde, zum Teil eine gröbere oder feinere Verarbeitung erfahren hat. Dies Backen von Fladen auf heißen Steinen ist auch im Mittelalter gebräuchlich gewesen und wird in manchen Landschaften bis heute geübt. Das Backverfahren ist im Laufe der Zeit vervollkommenet worden, indem man nämlich den Fladenteig auf Stein- oder Tonerschüsseln und — seit dem Gebrauch des Eisens — auf Schüsseln oder Kisten auf Eisen buk. Aber noch immer bestand der Nachteil, daß Asche und Glut beim Backen unmittelbar auf den Teig aufgelegt wurden und so den Teig verunreinigten. Daher hat diese Art des Backens sich nur ausnahmsweise in die neuere Zeit herab erhalten. Hingegen erwies sich ein anderes Verfahren, das ebenfalls schon in urgeschichtlicher Zeit angewandt wurde, als fähig zu weiterer Ausgestaltung. Es ist dies das Backen unter dem Backtopf, der sogenannten Backglocke. Der auf heiße Steine aufgelegte Teig wird mit dem glockenförmigen Backtopf überdeckt und Kohle und heiße Asche auf diese gehäuft. Das bot den Vorteil, daß der Teig, überdeckt von der Glocke, in seinem eigenen Wasserdampf steigen und sich lockern konnte, ohne von Asche und Kohlenbrocken verunreinigt zu werden. Solche Backglocken sind bereits für die Steinzeit nachweisbar und sind heute noch bei verschiedenen Völkern, unter anderen bei den Südslaven, gebräuchlich. Die Annahme hat nun sehr viel für sich, daß aus der Backglocke unser Backofen hervorgegangen ist. Die bewegliche Schüssel ist beim Backofen ersetzt durch eine unbewegliche Überwölbung aus Stein und Lehm, die über einem mit Steinen gepflasterten Boden errichtet wurde. Nach Reinert hat das nordische Haus bereits in der Steinzeit regelmäßig einen Backofen dieser Art besessen, der im Küchenraum untergebracht war. Ein Teil der Backöfen hat die Kuppelform der alten Backglocke bis heute beibehalten (vgl. Abb. 7).

Der Fladen, das Gebäck der ältesten Zeiten, unterscheidet sich vom Brot einmal dadurch, daß er ohne Verwendung von Sauerteig bereitet wird. Der Fladen ist daher niedrig und fest. Abgesehen von der Säuerung, unterscheidet er sich vom Brot noch dadurch, daß letzteres durchaus aus Mehl, also aus gemahlenem, nicht bloß zerquetschtem Korn bereitet wird. Der Kreis der verwendbaren Pflanzen ist bei der Brotbereitung viel enger gezogen als beim Fladen. So ist die Hirse für die Fladenbereitung ausgiebig herangezogen worden, während sie für die Herstellung des Brotteiges nicht geeignet war. Die zu Brotteig verarbeiteten Mehlarthen mußten die Eigenschaft aufweisen, für Gärungsgase bis zu einem gewissen Grade undurchdringlich zu sein; nur wenn dies der Fall war, konnte das Aufgehen des Teiges und damit seine Lockerung erreicht werden. Die Lockerheit des Brotes bildet ja seinen Vorzug gegenüber dem festen, nieder oder dünn bleibenden Fladen. Die erwähnte Eigenschaft der Undurchdringlichkeit kommt nur wenigen Mehlarthen zu; der Hirse und dem Buchweizen fehlt sie; Hafer und Gerste haben sie in geringerem Maß als Roggen und Weizen, welche daher die bevorzugten Brotfrüchte geworden sind.

Der Fladen bestand noch nach dem Aufkommen des Brotes fort. Im Mittelalter waren Fladen und Brei die Nahrung der Armeren, Brot die Nahrung der wirtschaftlich besser Gestellten. Heute noch wird der Fladen bei verschiedenen Völkern hergestellt, so sind Gersten- und Haferfladen in den nordischen Ländern verbreitet. Eine Übergangsstufe zwischen Fladen und Brot bildet das Fladenbrot, das schlecht gesäuert und so wenig aufgegangen ist, daß es stark an das eigentliche Fladengebäck erinnert. Solches Fladenbrot ist bei den Italienern, Spaniern, in den skandinavischen Ländern und in einem Teil der slawischen Länder noch heute gebräuchlich. Auch in verschiedenen Alpenlandschaften werden wir es noch kennenlernen.

Der Entwicklungsgang vom Brei zum Brot tritt uns im Wort „Brot“ selbst vor Augen. Das althochdeutsche Wort *Prot*, das gemeingermanisch ist, stellt eine Passiv-Ableitung von *brauen*, althochdeutsch *briuwan*, dar. Das Gebraute, das *Prot*, bedeutete ursprünglich ganz allgemein etwas in Wasser Gekochtes; erst später ist *Prot* zu dem Sinn eingeengt worden, der ihm heute zukommt. Weil *Prot* ursprünglich etwas breiartig Gekochtes bedeutete, konnte es auch vor alters im gleichen Sinne wie „Müs“ gebraucht werden, während es in der Folge nur mehr zur Bezeichnung des gebackenen und gesäuerten Breies oder Teiges verwandt wurde.

Mit der Ausbildung und allmählichen Verbreitung des Backofens ist die Broterzeugung erleichtert und allgemein üblich geworden. Sie bot gegenüber der Breibereitung den Vorteil, daß man Brot für einen längeren Zeitraum und auf Vorrat herstellen konnte; man ersparte sich das mehrmals am Tag wiederholte Kochen des Breies. Das einfache Zerstampfen der Körner, wie es für Brei und Fladen genügen mochte, reichte freilich für die Broterzeugung nicht mehr hin. Das Mehl, das man für den Brotteig benötigte, mußte durch eine Mahlvorrichtung erzeugt werden. Zunächst bediente man sich zweier einfacher Mahlsteine, und zwar eines Steines, der als Unterlage diente, und eines kleineren Reibsteines oder „Läufers“, dem das Reiben oblag. Solche Mahlsteine sind verschiedentlich in urzeitlichen Siedlungen gefunden worden. Sie wurden dann zur Handmühle (Abb. 5) weitergebildet, bei welcher im Läufer ein kurzer Handgriff zum Drehen steckt. Solche Handmühlen sind ebenfalls bereits für die urgeschichtliche Zeit nachweisbar und werden auch schon bei Homer erwähnt. Im Laufe der Zeit erfuhr die Handmühle manche Verbesserungen; sie war noch um 1800 auch bei uns in Deutschland allgemein verbreitet und steht heute noch bei manchem Volk für die Mehlerzeugung in Verwendung. Der Fortschritt zur Wassermühle ist in Europa jedenfalls schon im ersten Jahrhundert vor der Zeitwende nachweisbar. Durch die Römer sind die Wassermühlen nach Deutschland gekommen. Der Dichter Ausonius erwähnt in seiner Dichtung „Mosella“ Wassermühlen an der Mosel. Sie haben sich von dort aus und jedenfalls auch von den einst römischen Donau- und Alpenlandschaften her über Deutschland ausgebreitet. Im 12. Jahrhundert klappert die Wassermühle bereits in ganz Deutschland (Abb. 1). Den älteren Wassermühlen fehlte eine Einrichtung, welche heute fast alle, auch die einfachsten Mühlen besitzen: das Sichtwerk, welches Kleie und Mehl scheidet. Die Verbindung des Sichtwerkes mit dem Mühlgang ist eine Erfindung, die wahrscheinlich erst dem 16. Jahrhundert angehört. Das 16. bis 18. Jahrhundert brachte Verbesserungen des Mahlverfahrens, ohne daß jedoch grundlegende Änderungen im Mühlwerk vorgenommen wurden. Erst das 19. Jahrhundert brachte mit dem Dampftrieb auch Umgestaltungen auf dem Gebiet des Mühlwesens, durch welche einerseits aus dem Getreide die größtmögliche Mehlmenge und andererseits Mehl von feinsten Beschaffenheit gewonnen werden konnte.

Bei unseren Bergbauern hat sich viel vom geistigen und wirtschaftlichen Leben alter Zeiten erhalten. Es muß immer wieder betont werden, wie gerade das Nebeneinander uralter und jüngster Kulturformen eine Wanderung durch unsere Hochtäler so anregend gestalten kann, wenn man auch auf diese Dinge achten gelernt hat. So kann uns aus einer Betrachtung des Bergbauernlebens auch die Geschichte des Brotes und der mit der Broterzeugung zusammenhängenden technischen Entwicklungsformen

anschaulich werden. Brei, Fladen, Fladenbrot und Brot, die in der Entwicklungsgeschichte des Brotes aufeinander folgen, bestehen heute noch in der Bergbauernnahrung nebeneinander; ihre Bereitung erfolgt in manchen Berglandscschaften nach alter Art und mit Geräten ältester Form.

Das Mus, die älteste Vorstufe des Brotes, bildet beim Bauern und ganz besonders beim Bergbauern noch immer eine alltägliche Speise. Der Hirsebrei, der in urgeschichtlichen Zeiten in der ganzen alten Welt alltäglich genossen wurde, blieb durch das ganze Mittelalter ein allgemein verbreitetes Gericht. So ist unter anderem auch in Tirol während des Mittelalters und bis herab in die jüngste Vergangenheit Hirse angebaut worden. Die Hirse wurde zu Mehl gemahlen oder genoit (tirol. Bezeichnung aus dem Pustertal), d. h. grob gebrochen, und zum sogenannten Prein (Brei oder Grütze) verkocht. Um 1840 wurden in Tirol nur mehr einige tausend Halbmetzen (zu 30,7 l) geerntet, heute hat der Anbau wohl auch bei den Bergbauern aufgehört; im westlichen Pustertal, auf der Hochfläche von Issing, war noch 1925 ein kleiner Acker mit Schwarzhirse bestellt. In der Steiermark kommt dem Prein noch heute in der bäuerlichen Küche Bedeutung zu. In der Schweiz läßt sich der Anbau der Hirse von den urgeschichtlichen Zeiten bis herab in die Gegenwart verfolgen; heute ist er aber auch hier nur noch in wenigen abgelegenen Orten üblich.

Neben der Hirse ist auch der Buchweizen (*Fagopyrum*), in Tirol „Schwarzplenten“ genannt, zum Brei verkocht worden; der Anbau des Buchweizens ist aber weit jünger als jener der Hirse; der Buchweizen ist erst im 15. Jahrhundert nach Europa gekommen; in Tirol ist er anscheinend bereits in dieser Zeit angebaut worden. In einzelnen Tiroler Landschaften kommt ihm noch heute in der bäuerlichen Küche große Bedeutung zu; außer zu Mus wird er auch für andere Speisen, vor allem zu den „Schwarzplentenen Knödeln“ verkocht.

Die Hirse ist in geschichtlicher Zeit bei den Bauern und besonders bei den Bergbauern durch den Haber abgelöst worden. Haberbrei war im Mittelalter die allgemein verbreitete Bauernspeise und ist es bei den Bergbauern auch in der neueren Zeit geblieben. Erst im vergangenen Jahrhundert sind Habermehl und Haberbrot auch dem Bergbauern zu raub geworden. Eine Beschreibung des Hochtales Willgraten (Osttirol) von 1834, welche der Kurat Andreas Bachmann in Außervillgraten verfaßte, erzählt von den alten Willgratern: „Sie nährten sich größtenteils mit Haber, blieben dabei gesund, kräftig und munter und erreichten allgemein ein hohes Alter.“ Der Kurat fügt aber hinzu: „Dermalen will die Haberkost nicht mehr recht schmecken.“ Die Meinung, daß Haberkost besonders gesund und stark macht, hält man vielfach beim Bergvolf fest. Das Habermus kommt auch heute noch als Bestandteil des Frühstückes wie des Abendessens auf den Tischen des Tiroler Bergbauern. In der Schweiz, im Zürcher Oberland, wurde noch in den Jahren 1840 bis 1860 am Morgen früh, wenn strenge Arbeit bevorstand, ein dickes Habermus aufgetragen. Es mußte zum Teil das Brot ersetzen, denn Brot wurde nicht bei jeder Mahlzeit aufgetragen. Beim Schweizer Bergbauern bildet das Habermus auch heute noch das hauptsächlichste Frühstück.

Seit der Ausbreitung des Maises oder Türkens haben Maispeisen im bäuerlichen Küchenzeital Aufnahme gefunden, bei den Italienern in der Form der breiartigen Polenta, bei den deutschen Alpenbauern, soweit sie Maisäcker besitzen oder Mais billig erwerben können, als Türkenmus. Auch zur Brotbereitung dient der Mais; im Oberinntal bäckt man „Türggenbrot“ in großen, hoch aufgehenden Laiben. Die Bergbauern, bei deren Siedlungen der Mais nicht mehr geißt, besitzen häufig Äcker drunten in der Tiefe; so bewirtschaften die Bauern von Mölten, die auf der Hochfläche zwischen Bozen und Meran in einer Höhenlage von 1100 bis 1300 m siedeln, Maisäcker auf der Sohle des Etschtales in einer Lage von 200 bis 300 m; die Bauern von Reit im Innthal ober Zirl in einer Höhenlage von ungefähr 1100 m haben ihre Maisäcker drunten im Innthal in einer Höhe von 600 m.

Zur Bereitung des Breies wurden die Körner, wie schon bemerkt ward, in alter Zeit oft nur zerquetscht und nicht gemahlen. Das Zerstampfen der Körner in rohen Holzmörsern (Abb. 4) kam in der Schweiz noch in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts vor. Die Hirse, die damals noch im Kanton Luzern angebaut wurde, ist in solchen Holzmörsern mit Stößeln verarbeitet worden. In den Kantonen Graubünden und St. Gallen gebrauchte man Holzmörser für das Stampfen der Gerste zwecks Bereitung der Rollgerste und von Bries. Diese Holzmörser bestanden aus großen Holzblöcken oder einem Baumstumpf mit einer Höhlung von ungefähr 20 bis 30 cm Tiefe, in der die Körner mit einem Stößel von hammerartiger Form (Pistill) bearbeitet wurden. In einem abgelegenen Dorf des Kantons Tessin sah der jüngst verstorbene Professor Dr. Brockmann-Jerosch noch um 1920, wie eine alte Frau in einem großen, nur aus einem hohlen Baumstumpf angefertigten Mörser mit einem hammerartigen Holzstößel Gerste zerquetschte. Auch in der Steiermark kam solches Zerstampfen der Getreidekörner in Holzmörsern noch am Beginn unseres Jahrhunderts vor. Sehr urtümliche Mörser aus Stein sind noch in jüngster Zeit im Tessin und im angrenzenden Oberitalien in Gebrauch gewesen; in großen Steinblöcken wurden schalenförmige Vertiefungen ausgehöhlt. In einem solchen Schalenstein, einem Granitblock, in welchem eine Schale von etwa 40 cm Tiefe eingehauen war, pflegte noch vor kurzem eine Bäuerin ihre Gerste mit einem hölzernen Stößel zu zerstampfen; sie tat dies, weil es sich nicht lohnte, die 10 kg Gerste, welche sie geerntet hatte, in die Mühle zu geben. Selbst Löcher, welche durch natürliche Wassere Wirkung in Steinblöcken entstanden waren, sind gelegentlich als Mörser benützt worden; so berichteten alte Leute aus dem Lötschental (Wallis), daß, wie sie selbst sahen, in solchen Löchern Gerste und Bohnen zerstampft wurden.

Zuweilen sind alte Mörser, wie sie für das Zerquetschen von Getreide gebräuchlich waren, in der Folgezeit für andere Zwecke gebraucht worden; so z. B. zum Verkleinern von Salz oder zur Bereitung des Lecks oder Glocks, eines Viehfutters, das häufig aus einer Mischung von Kleie und Salz besteht. Der Gebrauch hammerartiger Stößel leitet über zu den Stampfen, die früher weit verbreitet waren; seit dem Aufkommen der Wassermühlen wurden sie mit dem Mühlwerk verbunden. Auch die Hausmühlen der Bergbauern besaßen und besitzen heute noch die Stampfen, die namentlich zur Bereitung von Rollgerste benötigt werden (siehe Abb. 6). So wird bereits 1550 als Zubehör des halben Waldmannhofes, eines Berghofes im tirolischen Tal Obernberg am Brenner, eine „halbe Mül und Stampf“ genannt.

Während Nus oder Brei noch heute in der häuerlichen Küche zu den alltäglichen Gerichten gehören, ist die zweite Vorstufe des Brotes, der ungesäuerte Fladen, in den Alpen selten geworden. In einzelnen Hochtälern des Tessin wird noch, wie in der Zeit der Pfahlbauern, ein Teigfladen auf heißgemachten Steinen und unter seitlicher Einwirkung des Herdfeuers gebacken. Der Teig wird hier aus Roggenmehl oder einer Mischung von Roggen- und Rastanienmehl bereitet. Ein solches Gebäck wird als focaccia bezeichnet. Im frühen Mittelalter ist bei den Angelsachsen das Fladengebäck mittellateinisch als *subcinericeus vel focarius* — entsprechend der italienischen „focaccia“ — bezeichnet worden, was soviel als Aschen- oder Herdbrot bedeutet, weil dieser Fladen nach alter Art auf dem Herd unter der Asche gebacken wurde. Von den Deutschen ist solches Herdbrot mit Umbildung des lateinischen *focarius* oder der italienischen Bezeichnung „focaccia“ *fochetze* oder *fogatze* genannt worden. In einer deutschen Reisebeschreibung aus dem 15. Jahrhundert wird die Herstellung des *Fochetz* folgendermaßen beschrieben: „Wolt wir dan Brot, so gab man uns Mel . . . do goß wir ein Wasser on und machten ein Fogashon und leitens in ein heißun Aschan.“ Ungesäuerte Fladen werden noch heute im Hochtal Willgraten aus Habermehl bereitet. Es sind dünne, harte Gebäcke von dunkler Färbung, die als *Blattlan* (Blättchen) bezeichnet werden. Auch im Sillertal und im benachbarten Alpach ist noch vor 50 Jahren ein derartiges Fladengebäck neben dem eigentlichen Brot gebräuchlich gewesen, wenn es nämlich tatsächlich, wie einige Einheimische behaupten, ohne Sauerteig hergestellt

wurde. Diese Fladen wurden nach ihrer Beschaffenheit als „dünnnes Brot“ bezeichnet und nur einige Male im Jahr gebacken. Da man sie zu Bolders im Unterinntal „Euger Brot“ nannte, waren sie früher sicherlich auch im Hochtal Eug, einem Nebental des Zillertales, verbreitet. Es hatte sich also in Tirol eine Form des Fladengebäckes erhalten, wie sie heute noch in den skandinavischen Ländern weit verbreitet ist.

Am Fladen alter Art handelt es sich wohl auch bei dem Gebäck, das der Schweizer Albrecht von Haller in seiner „Beschreibung der Geschlechter und Arten des Getreides“ in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schildert. Haller erzählt, „unsere Alpler“ hätten in früheren Zeiten, „da die Einfalt der Sitten und Gebräuchen unter ihnen herrschte, ein- oder zweimal im Jahr solch Gerstenbrot gebacken, das sie als dünne und flache Kuchen verfertigten, diese Scheiben an Fäden aufzogen, sie über den Feuerherd aufhängten und es dann so den Winter über, in Fleischbrühe oder Milch erweicht, nach ihren Umständen aßen“. Es handelt sich hier um sogenannte Lochbrote, wie sie schon in Funden aus urgeschichtlicher Zeit vorliegen und heute noch im Puschlav (Graubünden) und ebenso in Schweden gebräuchlich sind.

Während dieses Fladengebäck — mit Ausnahme des zuerst genannten aus Tessin — im Backofen bereitet wurde, ist die uralte Art des Backens auf Backtellern und unter der Backkloche im Tessin und im Puschlav sowie im oberitalienischen Veltlin noch in jüngster Zeit vereinzelt üblich gewesen. Im Laufe der Zeiten ist dann die alte Art der Fladenbäckerei in verschiedenen Landschaften zur Bereitung feinerer Gebäcke, wie Kuchen und Torten, angewandt worden. Wenn heute in bayerischen Landschaften und in Tirol ein weißes Brot von besonderer Güte zu Ostern gebacken und „Fogehz“ oder „Fogeh“, auch „Fogagen“ genannt wird, so haben wir es hier mit einer solchen vornehm gewordenen alten Fladenbäckerei zu tun. Die Bezeichnung „Fogehz“ erinnert aber noch an die bescheidene Herkunft aus dem Aschen- oder Herdbrot. Der Osterfogehz wird in Leibform und mit Sauerteig bereitet. Daß er aber noch vor 300 Jahren ein Fladen war, bezeugt der Augsburger Patrizier und Kunsthändler Phil. Sainhofer in einem Bericht aus dem Jahre 1628; hier spricht er von dem Brauch, „in der Kirchen die Osterfladen, Nyr, Lämblein und andere Speisen zu weihen“.

Auch das Fladenbrot, jene früher erwähnte Übergangsform vom Fladen zum Brot, ist heute noch bei den Bergbauern der Alpen verbreitet, und zwar als ein dunkles, zum Teil auch ein wenig gesäuertes Hartbrot. Das vorhin erwähnte Hartbrot des Zillertales gehört zu diesen Fladenbroten, soweit es mit Beimengung von Sauerteig bereitet wurde. Einige einheimische Gewährleute wissen nämlich zu berichten, dieses Hartbrot sei allerdings gesäuert worden, aber nur mit dem in den Rissen des Backtroges zurückgebliebenen Sauerteig. Man nannte solches Brot „Grischenbrot“, weil es aus grobem Mehl hergestellt wurde, aus welchem die Kleie („Grischen“) nicht ausgeschieden war.

In verschiedenen Teilen der Alpen ist ein Hartbrot verbreitet, das im Gegensatz zum Fladenbrot stärker gesäuert wird. Es ist früher nur ein- bis zweimal im Jahr gebacken worden. Heute besteht dieser Brauch noch z. B. im innersten tirolischen Ostal, in Sölden, während weiter talauswärts, in Längenfeld, bereits vier- bis fünfmal im Jahr gebacken wird. Das Hartbrot erscheint hier wie anderwärts in Scheiben von einem Durchmesser bis zu 20 cm und einer Dicke von 1 bis 3 cm; es ist sehr löcherig (porös) und zeigt einen glasigen Bruch. Häufig weist es eine sehr dunkle Färbung auf, was in der Verwendung grobvermahlener, daher dunklen Mehles seine Ursache hat.

Das Hartbrot wird dort, wo Roggen in genügender Menge zur Verfügung steht, aus Roggenmehl bereitet. Auf den Bergböden ist aber der Vorrat an Roggen oft recht knapp. Nicht, daß der Roggen auf den Höhen nicht mehr fortgekommen wäre, im Gegenteil, der Bergroggen ist häufig von besserer Beschaffenheit als das „Landforn“, als der Roggen, der brunten im Land (= Talboden) wächst. Aber vom angebauten Roggen mußte der Bauer in den Zeiten vor der Ablösung der Grund-

lasten erhebliche Mengen an Grund- und Zehentherren als Zins und Zehent reichen. Haber, der in den Höhenlagen auch auf schlechterem Boden noch gut gedeiht, ist vor alters am Berg stark angebaut worden. Ein Einblick in ältere Vorratsverzeichnisse zeigt, daß z. B. im 16. Jahrhundert vom Getreide Haber in verhältnismäßig größten Mengen vorhanden war; annähernd soviel, als die vorrätige Roggen- und Gerstenmenge insgesamt ausmachte. Haberbrod war im Mittelalter allgemein das Brod der Bauern; beim Bergbauern ist es weit länger das tägliche Brod geblieben, ja, es hat seine Bedeutung in manchen Landschaften bis auf unsere Tage behauptet. Auf vielen Berghöfen, in denen man das reine Haberbrod denn doch zu rauh fand, hat man wenigstens Habermehl dem Brotmehl beigemischt. Häufig wird Gerstenmehl dem Roggenmehl beigegeben oder eine Mischung aus Roggen-, Haber- und Gerstenmehl verwendet. Es wird aber auch Gerstenmehl allein verbacken. In Vandans (Montafon) buk man noch vor 70 Jahren Haferwäia (flache Leibe), „und die Leute wurden groß und stark“ davon, schreibt Barbisch, und fährt fort: „Später gab man das Haferbrod den Kälbern und aß selber Gerstenbrod“. Schlecht gesichtetes Roggenmehl oder eine Mischung aus grob vermahlenem Roggen und Haber und ebensolcher Gerste wird in Willgraten und Defereggan (Südtirol) zum Backen der sogenannten „Fogahn“, „Fogahen“ (Willgraten), „Fochese“ (Defereggan) verwendet. Hier hat also der „Foches“ noch seine ursprüngliche Einfachheit bewahrt, wenn er auch nicht mehr als ungesäuertes Fladen, sondern als gesäuertes Hartbrod auftritt. In den genannten beiden Tälern wird dieser Foches dem „Brod“ gegenübergestellt, das man aus sorgfältiger gemahlenem Mehl bereitet, das auch höher aufgeht und in größeren Laiben (nicht in Scheiben) gebacken wird.

In Defereggan pflegt man wohl einen mit der Rede zu necken: „Kost amal a insa Brod, dös (ihr) hat afo lai Fochesn.“ (Kost einmal unser Brod, ihr habt so [zu ergänzen: zu Hause] nur Fochesn.) Hier in Südtirol wird, soviel ich feststellen konnte, heute dieses schlechtere Brod alle sechs bis acht Wochen gebacken; in anderen Hochtälern, so bei den Ladinern der Dolomitentäler, wird das Hartbrod so wie im inneren Östtal auch heute noch nur zwei- bis dreimal im Jahre gebacken; in Arabba (innerster Teil von Buchenstein) wurde mir vor 30 Jahren mitgeteilt, daß es gar nur einmal im Jahre gebacken werde; früher soll es auch bei anderen Ladinern nur einmal im Jahre bereitet worden sein. Die Ladinern machen es aus einer Mischung von Gersten- und Roggenmehl oder aus Gerstenmehl allein (Campill in Enneberg). Auch andere Tiroler Landschaften kennen diese Art von Hartbrod, so besonders der Vinschgau und das Rindnautal bei Sterzing. Vom südtlichen Tirol, mit dem das innere Östtal seit alters in besonders enger Verbindung stand, ist das Hartbrod offenbar in dieses Tal gekommen.

In den östlichen Alpenländern findet sich das Hartbrod nur vereinzelt, so im westlichen Kärnten und in einzelnen Gebirgslandschaften Salzburgs. In St. Oswald (Oberkärnten) hat man in früherer Zeit Hartbrod als Suppenbrod im März für das ganze Jahr gebacken; Märzbrod „schimpl nia“, sagte man (Mittteilung von Prof. Dr. O. Moro). Aus dieser Verbreitung des Hartbrodes in Tirol und Kärnten einerseits, in den skandinavischen Ländern andererseits glaubte man, einen Hinweis auf völkische Zusammenhänge und Verwandtschaften erkennen zu dürfen. Es wurde an die Möglichkeit gedacht, daß Nord- oder Ostgermanen, die in der Zeit der Völkerwanderung den Alpenbewohnern nähertraten, ihnen die Kenntnis des Hartbrodes vermittelt hätten. Nach dem, was früher über die Geschichte des Brodes berichtet wurde, ist es klar, daß Fladenbäckerei und verwandte Hartbrodformen einst weite Verbreitung besaßen. Mit der Verfeinerung der Bäckerei haben sich Fladen und Fladenbrod wie manche andere Form uralten Wirtschaftsbrauches in entlegene Alpenlandschaften und europäische Randgebiete zurückgezogen. Die Verbreitung des Hartbrodes in solchen Rückzugsgebieten bietet daher keine feste Stütze für Folgerungen auf völkische Zusammenhänge. Das Hartbrod tritt übrigens keineswegs nur in Gebieten auf, in denen eine Einwirkung von Nord- oder Ostgermanen nachweisbar ist; so

ist das Hartbrot noch heute auch im Oberengadin und im Wallis anzutreffen, wo es früher ebenfalls nur zweimal im Jahre bereitet wurde.

Weil das Brotmehl beim Bergbauern oft für das lange Jahr nicht auszureichen drohte, mußte man versuchen, es irgendwie zu strecken oder einen „Brotersatz“ zu schaffen. Das hat man nun in verschiedener Weise unternommen. So ist aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Graubünden ein Brot aus gelbem oder schwarzem Heidenkornmehl bezeugt, das zweifelsohne auf ein höheres Alter zurückblicken kann. Als man seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch in den Alpenländern eifriger den Kartoffelbau betrieb, ist bald die Kartoffel als Zusatz zum Brotmehl verwandt worden; ja, man hat sogar Brot aus Erdäpfeln allein hergestellt, ein „Hardäpfelbrot“, wie es z. B. im Zürcher Oberland bereitet wurde. In Gurgl im innersten Döstal, in einer Höhenlage über 1900 Meter, ist kein Getreidebau mehr möglich; da hat man dann Brot aus Kartoffeln und Türken- (Mais-) Kleien gebacken. Vielfach ist Bohnenmehl dem Brotteig beigemischt worden. In Campill, im Enneberg, wird z. B. heute noch Bohnenmehl dem Getreidemehl beigegeben und aus dieser Mischung dreimal im Jahre Hartbrot gebacken. In den südlichen Alpenlandschaften, im Verbreitungsgebiet der Edelkastanie, ist das Kastanienmehl seit alters in großem Ausmaße als Zusatz bei der Brotbereitung verwendet worden. Im Kanton Tessin wird es noch heute in einem Ausmaß von einem Viertel bis einem Drittel der Gesamtmenge dem Roggenmehl beigemischt und zu Fladen verbacken. Auch im graubündnerischen Puschlav wird es als Zusatz zum Weizen- oder Roggenmehl verbacken. Im allgemeinen ist jedoch das Kastanienbrot in der Schweiz schon zu Ende des 18. Jahrhunderts selten geworden. Auch in Tirol stand in vergangenen Jahrhunderten das Kastanienmehl zur Brotbereitung in Gebrauch. In seiner Landesbeschreibung berichtet Marx Sittich von Wolfenstein um 1600: „Im Winstgau, auf Eisens, zu Nals, auch . . . zu Terlan, zu Bozen dem Gebirge nach hat es viel Restenwälder (Kastanienwälder) und werden allein in Bozen etlich hundert Star oder Mezen verkauft. Die armen Leut nähren sich damit, machen Mehl und Brot daraus.“ Heute erinnern sich auch alte Leute in den erwähnten Landschaften nicht mehr an eine Verwendung des Kastanienmehles zum Brotbacken. Es mag sich vor alters wohl um Bereitung eines einfachen, ungesäuerten Fladens gehandelt haben. Um das Brotmehl zu strecken und wohl auch, um dem Brot einen besseren Geschmack zu geben, hat man noch verschiedene andere Zutaten verwendet. So hat man im inneren Ahrental, einem Hochtal auf der Südseite der Zillertaler Alpen, dem Brot Schwarzbeeren (Heidelbeeren) beigegeben; die Schwarzbeeren wurden zerdrückt und dann unter den Brotteig gemengt. In Montafon gab man Mehlbeeren und dürre Birnen in den Brotteig, um das Gerstenbrot zu verbessern. Berücksichtigt war das Brot im inneren Ahrental, da dort mit dem Getreide sehr viel Klapf (Linfrant) aufwächst, dessen Samen dann ins Korn kam. Das Mehl wurde davon dunkel (blau, wie die Bauern sagen), und das Brot bekam einen bitteren Geschmack.

Ofters kam es vor, daß das Hartbrot einen üblen Geschmack annahm. Wirtschaftlich besser stehende Bergbauern hielten auf große Vorräte, Getreide und Mehl lagerten oft allzulange. Da war es nicht verwunderlich, wenn Mehl und Brot einen schlechten Geschmack bekamen. Das Hartbrot, das oft bis zu einem Jahre lagerte, überkam unter Umständen einen dämmigen Geschmack und üblen Geruch. Der Haller Arzt Hippolytus Guarinoni, der um 1610 schrieb, wandte sich bereits gegen das „böseln“, das Grau- oder Schimmeligwerden des Brotes; der Hausvater möge das Getreide an lustigem Ort verwahren und öfters umschlagen. Das Mehl, das der Brotbereitung diene, war zuweilen feucht, mit ihm „hätte man Schneeballen spielen können“, heißt es einmal in einer der ausgezeichneten Schilderungen Schweizer Bauernlebens durch Jeremias Gotthelf. Ofters erwähnt Gotthelf auch das verschimmelte Bauernbrot: „Da kam es dann im Sommer häufig vor, daß es (das Brot) in der dritten Woche schimmelig wurde, daß es den Gauch hatte, halben Zentimeter langen grünen Schimmel.“

Um den schlechten Geschmack des Brotes zu verdecken, ward es stark gewürzt. Man hat also ein ähnliches Hilfsmittel gegen den schlechten Geschmack des Brotes angewendet, wie es Völker, die körperliche Sauberkeit vernachlässigen, anwenden, um den üblen Geruch des unsauberen Körpers zu verdecken und sich dazu eines „Parfüms“ bedienen. Als Brotwürze dienten seit alters die Samen verschiedener Doldengewächse (Umbelliferen). An erster Stelle steht der gemeine Rümmel (*Carum Carvi* L.). Der Haller Arzt Guarinoni nennt um 1610 Anis (Pimpinella Anisum L.) und Fenchel (*Foeniculum vulgare* Miller) als zumeist verwandte Brotwürzen in Tirol. Auch der Koriander (*Coriandrum sativum* L.) erscheint häufig als Brotwürze. Jene Schichten der Bevölkerung, die größere Ansprüche an die Beschaffenheit des Brotes stellen, lehnen heute zumeist das gewürzte Brot ab. Der Bauer jedoch hielt an der Brotwürze fest. In Tirol, einem Land zahlreichen Bergbauernthums, beharrt auch die bodenständige Bevölkerung in den Städten, die ja zumeist bäuerlicher Herkunft ist, beim gewürzten Brote. Nichttiroler, die nach Innsbruck kommen, schimpfen aber auf das gewürzte Schwarzbrot der Tiroler Bäcker.

Zum Verbessern des Brotes sind außer den erwähnten Würzen noch andere Zusätze gebraucht worden. So gab man im Zürcher Oberland zum Brotmehl „den Sah, genannt ‚Lüte‘, der beim Einsieden der Butter am Boden der Pfanne sich bildet“.

Da das Hartbrot für einen langen Zeitraum bereitet wird, führen Fehler bei seiner Herstellung zu bösen Folgen. So schreibt ein ungenannter Verfasser in dem vom k. k. Landwirtschaftsverein für Tirol herausgegebenen Kalender des Jahres 1866 über das Backen des Hartbrotes folgendes: „Das Brodbacken auf so manchem Gehöfte ist eine Arbeit gleich einer großen Wäsche; mißlingt diese Arbeit, wie es bei der geringen Kenntniß der schlechten oder verdorbenen Sauerteige und dem seltenen Betriebe wohl mitunter der Fall ist, so hat eine ganze Familie für ein Vierteljahr ein verdorbenes, mit den festesten Zähnen kaum zu bewältigendes Brod; ja selbst noch nach dem Backen wird durch unvorsichtiges Aufbewahren besonders bei zufällig eintretender feuchter Witterung ein großer Teil des Brodes durch Schimmeln fast ungenießbar. Alte Leute können bei dieser Sachlage nur durch wenige Tage im Jahre ein schmackhaftes Brod genießen, oder sie müssen sich dasselbe erst durch langes Einweichen genießbar machen.“ Die Darstellung stammt sicherlich von einem durch frisches Bäckerbrot verwöhnten Städter. Ich selbst muß gestehen, daß ich bei wiederholten Wanderungen in Hartbrotlandschaften und beim Verkehr mit den Bergbauern nie Klagen über das Hartbrot hörte. Ich befrag einmal einen alten Bauern, um ihn zu versuchen, ob ihm denn nicht bei seinen etwas mangelhaften Zähnen das Hartbrot beschwerlich sei. Die Frage kam ihm wohl einfältig vor; er antwortete: „Gibt es ja doch überall ein Wasser.“ Unser Kalendermann hielt es aber offenbar gleich anderen Stadtmenschen nicht für so ganz selbstverständlich, daß man Brot vor dem Genuß erst aufweichen muß.

Wem dies Hartbrot zum erstenmal vorgesetzt wird, der steht ihm mit einiger Verlegenheit gegenüber. Theodor von Saussure erzählt von einer Schweizer Reise, die er im 18. Jahrhundert unternahm; auf dieser kam ihm auch das Hartbrot der Bergler unter. Saussure wurde des Hartbrotes Herr, indem er die Hartbrotscheiben auf die Tischkante schlug. Ich fürchte, daß den biederen Bergbauern das Benehmen ihres städtischen Gastes als lästerlich erschien; die Brotbrocken mußten ja bei dieser Arbeit auf den Boden fliegen; solche Verunehrung der Gottesgabe sahen die Bauern sicherlich ungern. Böse Nachbarn der Bergbauern, die sich gerne über deren Eigenart lustig machen, wissen manches vom Hartbrot zu erzählen. Auf einem Schweizer Bergbauernhof soll es üblich gewesen sein, das Hartbrot mit der Axt in Stücke zu schlagen. Eines Tages erschien ein Bettler auf diesem Hof und bat um ein Stücklein Brot. Der gute Hausvater wollte ihm seine Bitte erfüllen und rief dem Sohne zu: „Nimm die Axt und gib ihm eins!“ Der Bettler soll die Erfüllung der Bitte nicht abgewartet haben, sondern über den Berg hinabgesprengt sein.

Wenn auch mancher Städter beim Anblick des dunklen, zuweilen von Schimmel überzogenen Hartbrottes die Nase rümpft, um eines darf er zumeist die Hartbrotesser beneiden, nämlich um ihre vortrefflichen Zähne. Schon öfters wurde dieser auffallend gute Stand der Zähne bei den Hartbrotessern festgestellt, der sich bis ins Alter erhält. Der Städter, dem droben am Berg solches Hartbrot vorgefetzt wird, hat oft noch schönere Zähne im Mund; gleichwohl muß er sich hüten, das Brot zu beknappen, weil seine schönen, aber mit schwerem Geld bezahlten Zähne zu locker sitzen.

Zum Genuß des Hartbrottes, wenn es einmal ein ehrwürdiges Alter erreicht hat, kann man, selbst wenn man über gute Zähne verfügt, zumeist nicht mehr durch einfaches Abbeißen gelangen. Um kleinere, ausnahmsfähige Stücker zu gewinnen, muß man sich eines besonderen Gerätes bedienen, das man in Tirol nach dem gleichartigen Geräte zum Flachsbrechen, der „Haargrammel“, als „Brotgrammel“, auch „Grambl“ kurzweg bezeichnet. Eine solche „Grambl“ wird auf einem Tiroler Berghof des Brennergebietes bereits 1571 erwähnt. Bei den Rätromanen Graubündens wird das Gerät „panera“ genannt, während die tirolischen Ladinier es mit dem deutschen Wort als „grambla“ bezeichnen. Die Brotgrammel besteht aus einem Brett und einem Messer, das, drehbar an seinem Ende, auf dem Brett festgemacht ist. Die Graubündner und Walser, sparsam und wehrhaft, wie sie sind, haben statt des Messers einen alten Säbel auf dem Brett angebracht.

Um das Hartbrot trocken zu halten und tunlichst vor dem Schimmel zu bewahren, wurde und wird es in eigens angefertigten Brotständern verwahrt. Eine solche Einrichtung wird in der deutschen Schweiz „Brottrage“, „Brotreite“, „Brotleiter“ („Brotlytere“), in Tirol „Broatrem“, „Broatrum“, „Brothurten“ genannt. Im rätomanischen Graubünden wird sie als „Pandega“ oder „Pande“, im Tessin als „porta pan“, in Savoyen als „pentil“ bezeichnet. Diese Brotträger sind Traggerüste, in welche die scheibenartigen Brote gelegt oder in welchen sie senkrecht gestellt werden; sie sehen zuweilen wie Hühnersteigen, zuweilen wie Büchergestelle aus. Öfters erscheinen sie an der Wand oder Decke aufgehängt, um das Brot vor den Mäusen zu schützen (vgl. Abb. 8, 10, 11, 13). Untergebracht werden diese Gerüste, wo möglich, in trockenen Räumen, öfters auch in eigenen Brotkammern.

Die Handmühle, wie sie schon in urgeschichtlicher Zeit zum Mahlen des Kornes verwendet wurde, blieb in einzelnen Gebirgslandschaften noch bis herab in die Gegenwart in Gebrauch. Im Kanton Wallis fand Rüttimeyer noch 1916 eine Handmühle, welche der Eigentümer zum Vermahlen von Weizen und Mais verwendete. Handmühlen stehen auch anderwärts in den Alpen in Verwendung, doch dienen sie nicht mehr dem Mahlen von Korn, sondern von Salz. Die Wassermühle ist sicherlich schon zu Zeiten der Römerherrschaft in den Alpen eingeführt worden. Die Bajuwaren, bei denen sie schon zur Zeit der Abfassung ihres Volksrechtes — Mitte 8. Jahrhundert — nachweisbar ist, haben die Wassermühle ohne Zweifel von den Romanen im Alpenland und Alpenvorland übernommen. Urkundlich werden Wassermühlen in den Alpenländern als Zubehör von Landgütern bereits seit dem 10. Jahrhundert genannt. Die Mühlräder lagen teils waagrecht im Wasser, so daß der Mühlbaum senkrecht stand, oder sie standen senkrecht, wobei dann oberflächliche und unterflächliche Räder zu unterscheiden sind, je nachdem der Wasserstrahl auf den Scheitel des Mühlrades oder auf dessen unteren Teil auftrifft. Waagrecht liegende Mühlräder, der ältesten Form des Mühlwerkes zugehörig, waren vor alters weit verbreitet. Im Bündner Oberland herrschte das waagrecht liegende Wasserrad bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts vor. Auch in Tirol wies die ältere Mühle das waagrechte Rad auf. Mühlen dieser Art wurden hier „Stockmühlen“ genannt, während die Mühlen mit senkrecht stehendem Rad „Radmühlen“ heißen. Die Umwandlung einzelner Stock- in Radmühlen wird für die Gegend um Lienz bereits 1582 und 1619 erwähnt, drang jedoch keineswegs allgemein durch. Der Pfleger des osttirolischen Gerichtes Virgen schreibt 1799 im hohen Stil der Aufklärungszeit: „Die Bauern wollen jetzt die Getreide verderbenden

und Wasser verpressenden Stockmühlen in Radmühlen verwandeln, früher hat man nichts als Stockmühlen gekannt, als in der dunklen Vorzeit die Rünste noch in der Wiege lallten.“ Im osttirolischen Hochtal Rals herrschten die Stockmühlen noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts vor.

Sichtwerke, welche Mehl und Kleie trennten, waren noch vor einem Menschenalter nicht in allen Hausmühlen der Berghofbauern eingebaut. In Villgraten wissen es noch alte Leute, daß beim Mahlen Kleie und Mehl nicht geschieden wurde. Im Nockgebiet in Oberkärnten ermangeln heute noch viele Hausmühlen des Sichtwerkes, wie auch hier noch verschiedene Stockmühlen im Gange sind, die aber „Stozmühlen“ genannt werden; die Mühlen mit Sichtwerk werden im Gegensatz hierzu als „Beutlmühlen“ bezeichnet. Die Stozmühlen sind viel leichter und billiger herzustellen als die Beutlmühlen, bieten also in dieser Hinsicht gerade für den Bergbauern, der auf Selbstversorgung auch in technischen Dingen angewiesen ist, den Vorteil, daß er Arbeiten zur Instandsetzung selbst vornehmen oder wenigstens im Kreise seiner Gemeindegossen besorgen lassen kann. Wenn die Mühle Kleie und Mehl nicht schied, mußte die Scheidung durch Handarbeit mittels eines Siebes geschehen. Zur Durchführung dieser Arbeit benötigt die Bäuerin für einen Sack Roggen- oder Maismehl eine Viertelstunde. Natürlich bleibt bei solcher Art der Scheidung noch reichlich Kleie beim Mehl.

Im allgemeinen gestatten die alten Mühlen der Bergbauern eine Mehlausbeute von 80 bis 90% des vermahlenden Getreides; bei den Großmühlen von heute, welche das Mehl für verwöhntere Menschen, vor allem die Städter, liefern, beträgt die Ausbeute beim Roggen nur 60 bis 70%, beim Weizen 70 bis 80%. Zur Herstellung der gleichen Mehlmenge braucht also der Bergbauer etwa um ein Fünftel weniger Getreide, als für die Herstellung des Mehles der Städter benötigt wird. In jüngster Zeit ist nun allerdings auch für die Gesamtheit der deutschen Staatsbürger eine größere Ausmahlung angeordnet worden, um Getreide zu sparen. Darüber soll nur keiner maulen, so schwarz wie das Bergbauermehl ist das Mehl in der Stadt noch lange nicht.

Mit der Mühle war häufig die „Stampf“ verbunden. So nennt das große Güterverzeichnis (Urbar) des Tiroler Landesfürsten von 1288 „zwo Mul und ain Stampf“ am Höttinger Bach ober Innsbruck. Die Stampf trat an die Stelle des alten Mörsers, von dem früher gesprochen wurde. Dieser hat immerhin in Graubünden vereinzelt noch bis vor kurzem zur Herstellung von Kollgerste gedient, die in vielen Bauernhäusern von ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zu den alltäglichen Gerichten gehört. Die Stampfe diente außer zur Herstellung der Kollgerste auch zur Bearbeitung der Hirse und zur Verkleinerung von Körnerfrüchten, wie Mohn. In älterer Zeit wurde außerdem das Getreide, vor allem die Gerste, vor dem Mahlen leicht gestampft, um dadurch die Körner von den Grannen und den äußersten Hüllsen freizumachen. Das gestampfte und von den Hüllsen entblößte Körnergut wurde sodann einer Sichtung unterzogen und von den Hüllsen und dem Staub geschieden. Erst nach der Durchführung dieser Arbeit wurde das Getreide aufgeschüttet und gemahlen.

Das Mahlen feines Kornes besorgte und besorgt vielfach heute noch der Bergbauer selbst in seiner Hausmühle. Im Bereich der Einzelhoffiedlung ist die Zahl solcher Hausmühlen zuweilen eine sehr große; ein einziger kurzer Bachlauf ist da mit einer Reihe von Mühlen besetzt; der Konnebach in Villgraten, von seinem Ursprung bis zur Mündung in den Talbach etwa eine Stunde lang, treibt nicht weniger als elf solche Hausmühlen. Wandert man in den hochgelegenen Hangsiedlungen von Hof zu Hof, so muß man oft in weit ausholenden Schlingen die tiefen Graben überwinden, welche in den Hang eingeschnitten sind; zuinnerst in einem solchen Graben, in einem abgeschiedenen, stillen Winkel, steht man dann plötzlich vor einer solchen Hausmühle. Zuweilen sonnt sich vor der Hütte ein Bauer, raucht seine Pfeife und wartet, bis er wieder in die Mühle eintreten und Korn nachschütten muß. Die Mühle ist in Bau und Art ganz abgestimmt auf ihre Umgebung; sie macht nicht ein aufgeregtes Gefurre wie die großen Mühlen von heute, sondern klappert behaglich vor

sich hin, wie etwa eine alte Bergbäuerin ein Gespräch mit einer Nachbarin führt. Eigentümer der Mühlen sind die Besitzer der einzelnen Höfe, zu denen die Mühlen gehören; in manchen Hochgebirgsgemeinden, so z. B. in Rals, hat fast jeder Bauer seine eigene Mühle. Wo etwa aus der Aufteilung eines Urhofes mehrere Bauerngüter entstanden sind, besteht Gesamteigentum der betreffenden Bauern an der Mühle. Gemeindemühlen oder Mühlen im Eigentum einer öffentlichen Genossenschaft sind heute eine Ausnahme.

Bereits früher wurde geschildert, wie aus der uralten Backglocke der Backofen entstand, und zwar als eine feste, d. h. unbewegliche Überwölbung der Steinplatten, auf denen in ältester Zeit das Backen sich vollzog. In Nachbildung der alten Backglocke hat der Backofen noch lange die Form einer glockenartigen Kuppel beibehalten. Backöfen dieser Form sieht man heute noch im Wallis (Abb. 7). Neben dem kuppelförmigen Backofen ist aber schon frühzeitig ein Ofen mit Überwölbung in Form einer Halbtonne entstanden. Heute ist der Backofen letzterer Art bei den Bauernhöfen der Alpenländer allgemein verbreitet. Untergebracht wurde der Backofen teils außer dem Hause, teils im Hause selbst. Vor alters hat man auf heißen, dem Herde aufliegenden Steinplatten gebacken; im Tessin kommt solche urtümliche Art des Backens noch heute gelegentlich zur Anwendung. Da lag es nahe, nach Aufkommen des Backofens diesen mit dem Herd in Verbindung zu bringen. Das ist dann in der Weise geschehen, daß das Heizloch des Backofens sich oberhalb der Herdfläche in der Küchenwand befindet, der Backofen selbst aber entweder in einen Raum neben der Küche hineingebaut wurde oder aber, vorspringend über die Hausmauer, ins Freie hinaustragte (Tafel 38, oben). In manchen Landschaften hat man den Backofen neben oder unter dem Herd errichtet. Ist letzteres der Fall, so kommt natürlich das Heizloch des Backofens unter dem Küchenboden zu liegen; es muß also vor dem Heizloch ein entsprechend tiefer Schacht ausgehoben werden, damit der Backende, in diesem Loch stehend, den Backofen beschicken kann. Wenn der Backofen nicht benutzt wird, ist diese Grube zugedeckt. Backöfen dieser Art finden sich in Osttirol und Kärnten.

Der Backofen, der in einen Nebenraum hineinreichte, ist bald nicht mehr bloß zum Backen verwendet worden. Weil er den Raum so gut wärmte, hat man im Winter den Backofen auch dann geheizt, wenn nicht gebacken wurde; der Nebenraum ist auf diese Weise zur heizbaren Stube, der Backofen zum Stubenofen geworden. In dieser neuen Verwendung bot er die Möglichkeit zu einer besseren Heizung, als sie das offene Herdfeuer bewirkte; der Ofen hielt die Wärme über die Zeit hinaus fest, in der sein Feuer brannte; außerdem blieb der vom Ofen erwärmte Raum rauchfrei, da der Rauch durch das Schürloch in die Küche entwich. Aus diesem Werdegang erklärt es sich, daß der Stubenofen heute noch in Bauernhäusern der Ostschweiz, einzelner vorarlbergischer und tirolischer Landschaften, sodann im südlichen Niederösterreich und in der nordöstlichen Steiermark zum Backen verwendet wird. Wurde der Backofen über die Küchenwand hinaus ins Freie gebaut, so kam er, falls die Küche ebenerdig lag, auf die ebene Erde als Zubau neben der Außenwand der Küche zu stehen; dort aber, wo die Küche im Obergeschos liegt, springt der Backofen erkerartig über die Hausmauer vor und ruht auf schräggestellten Balken; zuweilen ist er durch Holzpfiler, die vom Erdboden emporreichen, unterstützt. Solche Backofenerker kann man in der Ostschweiz, namentlich im Engadin, sowie im westlichen und südlichen Tirol beobachten; auch in den Pyrenäen begegnet man ihnen genau in der gleichen Form. Häufig steht der Backofen als selbständiges Bauwerk außerhalb des Hauses; in diesem Fall ist er dann öfters mit dem Waschhaus vereinigt.

Im Bereich der alpinen Einzelhoffiedlung besitzt häufig jeder Hof seinen eigenen Backofen. In älterer Zeit war es eine Gruppe von Höfen, die gemeinsam einen Backofen besaßen und zu einer Nutzungsgenossenschaft zusammengeschlossen waren. In Gebieten mit alter Gemeindeverfassung und dorfmäßiger Siedlung war es die Gemeinde, welche ihren Bürgern einen Backofen zur Verfügung stellte und dessen Be-



Abb. A. Haus mit erkerartigem Backofenvorbau in der Nachbarschaft Fuchsmoos (Distal)  
Lichtbilder S. Wopfner

Abb. B. Backofen auf einem Berghof von Mülten (westlich Bozen)





Lichtbild S. Wopfner

nutzung regelte. Zum Teil besteht noch heute solche Gemeinschaftsnutzung an einem Backofen. Gemeinde- oder Nachbarschaftsbacköfen sind in den Alpenländern ebenso wie in den Pyrenäen nachweisbar.

Der Backofen besteht bei den Bergbauern wie anderwärts aus einem Gewölbe von Stein und Lehm über einem Pflasterboden von Steinen oder Ziegeln. Ein einfaches Bretterdach überdeckt den Bau (Tafel 38, unten). Die ungeweckmäßige Anlage der Gemeindebacköfen wird in einer Abhandlung des Landwirtschaftlichen Kalenders für Tirol aus dem Jahre 1866 getadelt; etwas übertreibend schreibt der Verfasser: „Ihre Größe, isolierte Lage im Freien und insbesondere ihr kirchenhohes Gewölbe machen sie zu äußerst gefräßigen Holzverderbern.“ Er empfiehlt kleine Backöfen mit niedrigem Gewölbe und von einer Länge von 3 bis 4 Fuß; man soll sie im Haus unter dem Herde oder unter dem Stubenofen errichten.

Der Sauerteig, den man zum Brotbacken benötigt, wird am Berg noch zuweilen aus Überresten des Teiges gewonnen, die im Backtrog vom letzten Backen zurückgeblieben sind. Vom Backen in seinem Vaterhaus auf einem Bauerngut in Vandans (Montafon) gibt Barbisch eine anschauliche Schilderung:

„Gang Johann,“ sprach die Mutter eines Abends, „hol d'Molta (Backtrog) und stell si of a-n-Ofabank i d'Stoba!“ Dies geschah. Mittlerweile kam auch die Mutter herbei mit dem Hefel (Sauerteig, von der letzten Bachata herrührend) und einer Schüssel voll Bachmel. Es wird angheslat, d. h. das Mehl wird mit dem Sauerteig gemengt, gesalzen und zu einem dicken Teig geknetet. Dann wird die Molta zugedeckt und das Ganze bis zum nächsten Morgen go glo (gehen gelassen). Morgens früh wird igfürat, d. h. der Ofen wird geheizt. Dazu braucht man wenigstens 20 Stück 1 m lange Scheiter. Jedes Haus hat einen geräumigen Backofen, dessen Körper im Ausmaß von 1,3 m<sup>3</sup> in die Stube reicht. . . Während es im Ofen lustig knackt und knistert, wird der Teig geknetet. Das Backmehl für ein Duzend Laibe wird in die Molta geschüttet, warmes Wasser zugegossen und mit dem Gärteig gründlichst durchgeknetet. Uebermals wird die Molta über zwei Stunden zugedeckt. Das Ofenfeuer ist verglimmt. Die Mutter geht in die Küche, nimmt den Ofaroschi (eine Art Streifbrett) und kratzt Blut und Asche aus dem Ofen heraus. Alsdann wischt sie mit dem Ofawüsch (Puscheseh an einer Stange) den Ofen aus und macht d'Züg (Zuglöcher) und d's Ofatürli zu. Erst wenn der Teig gehörig aufgegangen ist, wird an das Ofmaha (Formen der Laibe) auf dem Brotlid geschritten. Wie an einem Sonntag vor dem Essen wird der Tisch gedeckt, aber nicht mit dem Tischlat (Tischtuch), sondern mit dem hanfenen Brottuch. Schön geformt und angmelat liegt die vorbereitete Gottesgabe auf dem Tische. Aus dem Teigreste, der mit dem Moltaschorri (Krazeisen) noch gewonnen wurde, formt die Mutter ein Waia (flachen Laib) und einen Hefel.

Vom Brottuch wird Laib um Laib usgliedlat, d. h. auf das Brotlid gebracht, in die Küche getragen und mit Hilfe des Brotschibels (Brotschießer) in den Ofen gebracht. Nach einer Stunde ist das Brot gebacken und wird aus dem Ofen usbergschiblat.

Im Bauernhaus, wo noch gute alte Art herrscht, kommt kein frisches Brot auf den Tisch. Frisches Brot hat keinen Halt, es wird, weil es wohl schmeckt, schnell verzehrt. Im Bergbauernhaus muß man aber mit dem Brot sparen. Dies läßt sich aber leichter erreichen, wenn nur altes Brot vorgefetzt wird. Um den Verzicht auf frisches Brot zu erleichtern, werden die nachteiligen Folgen, welche der Genuß frischgebackenen Brotes bringen kann, namentlich den jungen Leuten mit schwärzesten Farben geschildert. Ein weitverbreiteter Bauernspruch sagt:

Äckerwarm, mühlwarm und ofenwarm  
Macht 'n reichst'n Bauern arm.

Das will besagen, daß es nicht guter Bauernart entspricht, so „notig“ zu wirtschaften, daß man gleich nach der Ernte schon dreschen muß; ein ordentlicher Bauer

hält auf Vorrat. Er schickt auch nicht erst dann Korn in die Mühle, wenn man schon der Mehltruhe auf den Boden sieht.

Vor tausend Jahren konnten sich nur wohlhabendere Leute den Genuß von Brot leisten; die ärmere Bevölkerung und der Großteil der Bauern mußte sich mit Brei, vor allem mit Haberbrei, begnügen. Mit der Ausdehnung des Ackerbaues und der Ausbreitung des Backofens ist der Brotgenuß allgemeiner geworden. Für den Bergbauern ist das Brot eine hochgeschätzte Speise noch lange Zeit, ja, bis heute geblieben. Der Bergbauern ist zufolge seiner Abgeschlossenheit Selbstversorger und muß es sein. Eine weitgehende Selbstversorgung ist die Grundlage seines wirtschaftlichen Bestandes, aber ebenso auch seines stolzen Freiheitsgefühles; weiß er doch: Ich kann von dem leben, was ich durch meine Arbeit auf meinem Boden gewinne. Zu Anfang der Höhenbesiedlung war der Ackerbau auf vielen Höfen beschränkt, als es die äußeren Bedingungen, vor allem das Klima, erforderten. Allmählich ward jedoch die Ackerfläche erweitert; jahrhundertelange Erfahrung lehrte, wo und wie auch auf den Höhen Ackerbau möglich sei. Die großen Urhöfe wurden im Laufe der Zeit geteilt; wollte eine Familie auf dem Zeilgute noch ihren Unterhalt gewinnen, so mußte intensiver gewirtschaftet und dadurch der Ertrag der Flächeneinheit erhöht werden. Im Zusammenhang mit diesem Zwang zur Intensivierung wurden bisherige Wiesen- und Weideflächen in Ackerland umgewandelt. Gerade bei den Bergbauern, denen Ackerland sparsam zugemessen war, ist der Ackerbau mit besonderem Fleiße betrieben worden, um aus den schmalen Äckern einen möglichst hohen Ertrag herauszuwirtschaften. Von den Tirolern schreibt ein Beobachter ihrer Landwirtschaft 1782: „Unter allen k. k. Erblanden trifft man nach Oberösterreich unstreitig in Tirol die beste Landwirtschaft an; und es scheint unglaublich, mit welcher Mühe und mit welchem Fleiße der arbeitssame Tyroler seinen Acker bestellt. Viele tausend Zentner Düng werden des Jahres auf dem Rücken auf die Hügel getragen.“ Ein Kenner der Tiroler Landwirtschaft, der durch Wanderungen von Dorf zu Dorf und von Hof zu Hof mit dem Betrieb des Bergbauern aufs eingehendste vertraut geworden war, Pfarrer Adolf Orientl — zubenannt „der Mistapostel“ — schrieb 1871: „Allenthalben (in Tirol) betreibt ein unermüdlicher Fleiß einen nie rastenden Feldbau mit Wechsellwirtschaft, der noch aus ungünstigen Böden häufig mehr Frucht hervorlockt als mancher Feldbaron des flachen Landes aus schönen Gründen. Jeder brauchbare Fleck wird benützt.“

Obwohl der Bergbauern außer Roggen auch Gerste und Hafermehl zur Brotbereitung verwandte und das Brotmehl durch verschiedene Beimischungen zu strecken sich bemühte, war doch die Brotmenge nicht ausreichend. Eine in Tirol verfaßte „Information über tirolische Landschaftsachen“ von 1712 hebt hervor, daß viele Bauern nicht das halbe Jahr Brot zu essen haben. „In Proveis (Deutschnonsberg) war noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts Brot im Winter eine Seltenheit. Selbst bei den Bergbauern Osttirols, die verhältnismäßig ausgedehnten Ackerbau betrieben, waren die letzten Monate vor der Ernte schlimm genug, was den Brotvorrat betraf. Zahlreiche Bauern der Herrschaft Lieng hatten nach einem amtlichen Bericht von 1788 in den Monaten Januar bis August gewöhnlich kein Brot mehr im Haus. Ein Bauer auf einem der Berghöfe von Farst am steilen, von Felsen durchsetzten Berghang ober Umhausen im Osttal erzählte mir, daß zu Zeiten seines Großvaters nur für das halbe Jahr Brot im Haus war. Ähnlich wie in Tirol war es in den Schweizer Hochgebirgslandschaften. Da galt es als eine Verschwendung, wenn eine Familie von fünf bis acht Gliedern mehr als ein zweifündiges Brot in der Woche brauchte. Den Bewohnern des Berner Oberlandes war das Brot noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts „erstaunlich selten, indem sie oft das ganze Jahr keines zu essen bekommen oder nur ihre größten Feste und Mahlzeiten damit bekrönt werden.“ Der Schweizer Geschichtsschreiber Johannes Müller schrieb zu Ausgang des 18. Jahrhunderts: „Noch sind im Wallis Täler ohne Schrift und Brot.“

Als Ersatz für das Brot ward und wird auf manchen Berghöfen Käse in

großen Mengen verbraucht. So wird am Schluß des 18. Jahrhunderts aus Appenzell berichtet, daß Brot daselbst keine allgemeine Speise sei: „Außer den Erdäpfeln dienen Käse und Fehenziger (Zieger, in Leinwandsezen eingewickelt) statt Brotes.“ Im tirolischen Hochtal Tux war ein gewaltiger Verbrauch von Käse die Folge des Brotmangels. Nach Angabe einer Schilderung Beda Webers aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts sollen damals im Jahresdurchschnitt bei 30.000 kg Käse in die Magen der ungefähr 1070 Bewohner des Hochtales eingegangen sein. Das wäre also im Jahr ein Käseverbrauch von ungefähr 28 kg Käse auf den Kopf der Bevölkerung. Auf dem Hof Großdornau am Eingang ins Tux stand noch vor einem halben Jahrhundert den ganzen Tag hindurch Käse auf dem Stubentisch, wie etwa anderwärts Brot an allgemein zugänglicher Stelle aufgestellt ist. Jeder der Diensthöten konnte sich bei den einzelnen Mahlzeiten Käse nach Belieben abschneiden. Bei so großem Bedarf an Käse ist es leicht zu verstehen, daß auf den Berghöfen große Mengen an Käse in Vorrat gehalten wurden. So weist z. B. die Beschreibung der Vorräte eines Berghofes im Mühlwalder Tale (Pustertal) im Jahre 1534 einen Vorrat von 44 kg Käse und 4 kg Zieger aus.

Weil das Brot so kostbar war, ist es auch in einer Weise geschätzt worden, welche der Stadtmensch von heute nicht mehr begreift. Der Haller Arzt Guarinoni schrieb zu Beginn des 17. Jahrhunderts: „Inmassen wann bey dem gemeinen Voffel (Volk, vom lat. *populus*) nur etwan einem ein Stuckel auff die Erden entfällt, so hebt man solliches mit grosser Ehrerbietung wider auff unnd küßt es, da man die anderen Speisen ligen läßt.“ In Brauchtum und Sage tritt diese Hochschätzung des Brotes beim Bergbauerntum bis heute zutage. Viele Sagen wissen von den Strafen zu erzählen, welche die Verächter der „Gottesgabe“ treffen. Für den Bergbauern, der an alter, guter Art festhält und zur Wahrung seiner wirtschaftlichen Freiheit und Unabhängigkeit auch die alte Selbstversorgung festzuhalten trachtet, ist das Brot auch heute noch etwas Kostbares. Das Brot, das er sich mit soviel Mühe erringen muß, gilt ihm fast als etwas Heiliges. Die Hausmutter segnet es, wenn sie es auf den Tisch bringt. Kein Brosame darf verlorengehen. Brot verschleudern gilt geradezu als Sünde. Dem in die Fremde ziehenden Kinde näht die Mutter heute noch in manchen Landschaften unbemerkt ein Stücklein Hausbrot ins Kleid, damit es sie und die Heimat nicht vergesse.

Zu S. 113. Aber Verbreitung des Brotes. Vgl. Wähler, Deutsche Volksernährung, Teil von W. Pefler, Handbuch der deutschen Volkskunde 3, S. 141.

Zu S. 113. Getreidebau, Vreibereitung. Vgl. Wähle, Deutsche Vorzeit (1932), S. 70. — M. Heyne, Deutsche Hausaltertümer II, 1901, S. 267.

Zu S. 113. Breimahlung im allgemeinen und Hirsebrei. Vgl. A. Maurizio, Die Geschichte unserer Pflanzenernährung, 1927, S. 208 ff. — Heyne a. a. O. II, 266 f.

Zu S. 114. Geräte zum Zerstampfen von Körnern. Vgl. Maurizio a. a. O. 276 ff.

Zu S. 114. Backofen und Backofen. Vgl. Maurizio a. a. O. 309 ff. und 315. — S. Reinerth, Haus und Hof der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, I. Band: Von Haus und Hof im nordischen Raum, 1937, S. 80.

Zu S. 114. Fladen und Fladenbrot. Vgl. Maurizio a. a. O. 355. — Heyne a. a. O. II, 267.

Zu S. 115. Mühle. Vgl. Heyne a. a. O. II, 257 ff., 262. — Roehne, Das Recht der Mühlen bis zum Ende der Karolingerzeit. Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte (hrsg. von D. Gierke) 71, 1904, S. 6. — R. Bieli, Die Terminologie der Mühle im Romanisch-Bünden, Chur 1927, S. 22 ff., 27. — W. Wygodzinski, Wandlungen der deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. Köln 1907, S. 157.

Zu S. 116. Hirse und Buchweizen als Bergbauernnahrung. Vgl. Maurizio a. a. O. 209 ff. — F. Dorfschneider, Das Brot und seine Herstellung in Graubünden und Tessin, Zürcher Dissertation 1936, S. 13 f. — D. Stolz, Zur Geschichte der Landwirtschaft in Tirol, „Tiroler Heimat“ 3, 1930, S. 121 und 123. — J. Staffler, Tirol und Vorarlberg I (allgemeiner Teil), 1839, S. 204. — P. Schurtschenthaler, Bauernleben im Pustertal, Bozen 1935, S. 61 und 241, Anm. 6.

Zu S. 116. Haber und Mais als Bergbauernnahrung. Vgl. Maurizio a. a. O. 392. — Dorfschneider a. a. O. 13. — Pfarrarchiv Sillian (Südtirol), Handschr. XX B 17. — Wopfner, Tirolische Volkskunde (Teil von „Tirol“, hrsg. vom D. A. B.), München 1934, S. 256.

Zu S. 117. Mörser zum Zerstampfen von Körnern und Verbindung der „Stampfe“ mit der Mühle. Vgl. Rütimeyer, *Urethnographie der Schweiz*, Basel 1924, S. 220 ff. und 223 f. — Maurizio a. a. O. 276 ff. — Viel a. a. O. 18 und 49. — S. Holzmann, *Die Hochsiedlung Egg bei Vinaders*. Sonderdruck aus: *Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum* 16, Innsbruck 1936, S. 40.

Zu S. 117. Fladen. Vgl. Rütimeyer a. a. O. 247 f. — R. Khamm, *Arzeitliche Bauernhöfe in germanisch-slavischem Waldgebiet*. Erster Teil: *Altgermanische Bauernhöfe im Übergange vom Saal zu Fleck und Stube*, Braunschweig 1908, S. 1012 f. — J. Hoops, *Reallexikon der germanischen Altertumskunde* 1, 1911 bis 1913, S. 330. — Heyne a. a. O. 2, 268, Anm. 31. — Schmeller, *Bayerisches Wörterbuch* 1<sup>2</sup>, S. 686. — J. B. Schöpf, *Tirolisches Idiotikon*, Innsbruck 1866, S. 146. — Eigene Feststellung in Willgraten.

Zu S. 118. Alpines Hartbrot. Vgl. Maurizio a. a. O. 368 und 334.

Zu S. 118–119. Alpines Fladenbrot. Vgl. Khamm 1010 ff.

Zu S. 118. Alpines Hartbrot im Ostal. Vgl. F. J. Ostrein, *Die Bauernarbeit im Ostal einst und jetzt*, Innsbruck 1932, S. 35.

Zu S. 119. Getreidevorräte. Vgl. S. Holzmann, *Die Hochsiedlung Egg bei Vinaders*. Sonderdruck aus: *Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum* 16, 1936, S. 42 und 49.

Zu S. 119. Brotmehl und Brotmehlmischung. Vgl. W. Giese, *Volkswundliches aus den Hochalpen des Dauphiné*. *Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde* 37, 1932, S. 83 f. — Wopfner, *Volkskunde* a. a. O. 199. Rütimeyer a. a. O. 241 f. — Maurizio a. a. O. 392.

Zu S. 119. Haber- und Gerstenbrot. Vgl. S. Barbisch, *Bandans, eine Heimatkunde aus dem Tale Montafon*, Innsbruck 1922, S. 182. — D. Schurtschenthaler a. a. O. 118.

Zu S. 119. Fogašn usw. Vgl. M. Lang-Reitstätter, *Willgrater Bauernkost*, *Wiener Zeitschrift für Volkskunde* 38, 1933, S. 19. — *Mitteilungen meines Schülers Dr. S. Wagnig, eines gebürtigen Deferegers*. — Eigene Feststellung.

Zu S. 119. Hartbrot der Ladiner. Eigene Feststellung.

Zu S. 119. Hartbrot in Südtirol. Vgl. Khamm a. a. O. 1011.

Zu S. 119. Hartbrot in Kärnten und Salzburg. Vgl. Khamm a. a. O. 1013.

Zu S. 119. Alpines und skandinavisches Hartbrot. Vgl. Khamm a. a. O. 1038 ff.

Zu S. 120. Brot aus Weizenmehl. Vgl. Maurizio a. a. O. 391 und das hier angegebene schweizerische Schrifttum.

Zu S. 120. Erbkäsebrot. Vgl. Maurizio a. a. O. 393.

Zu S. 120. Brot in Gurgl. Vgl. Ostrein, *Überlieferte Begebenheiten aus dem Ostal*, Innsbruck 1929, S. 77.

Zu S. 120. Kastanienbrot. Vgl. Rütimeyer a. a. O. 241 bis 245.

Zu S. 120. Wolkenstein. Vgl. Mary Sittich von Wolkenstein, *Landesbeschreibung von Südtirol*. *Schlern-Schriften* (hrsg. von R. v. Nebelsberg) 34, Innsbruck, S. 49.

Zu S. 120. Weigaben zum Brotteig. Vgl. Schurtschenthaler a. a. O. 118. — Barbisch, *Bandans*, a. a. O. 182.

Zu S. 120. Abler Geschmack von Mehl und Brot. Vgl. Hippolytus Guarinonius, *Die Grewel der Vermüstung menschlichen Geschlechtes*, Ingolstadt 1610, S. 736 ff. und 741. — Maurizio a. a. O. 393.

Zu S. 121. Brotwürze. Vgl. Maurizio a. a. O. 380. — Guarinoni a. a. O. 529.

Zu S. 121. Lääre. Vgl. Maurizio a. a. O. 392. — Brockmann *Jerusch*, *Schweizer Volksleben* 2, 1931, S. 38.

Zu S. 121. Nachteile des Hartbrotes. Vgl. „*Landwirtschaftlicher Volkskalender für das gemeine Jahr ... 1866*“ (hrsg. unter der Leitung des k. k. Landwirtschaftsvereines für Tirol), Innsbruck 1866: „Die kleinen Backöfen.“

Zu S. 121. Über Sauffures Äußerung vgl. Maurizio a. a. O. 390.

Zu S. 121. Hartbrotweiz. Vgl. Maurizio a. a. O. 390.

Zu S. 122. Brotgrammel. Vgl. Holzmann a. a. O. 48. — Wopfner, *Volkskunde* 199. — Maurizio S. 391 und 393. — Dorschner a. a. O. 111. — A. Larbschneider, *Wörterbuch der Grödnert Mundart*, *Schlern-Schriften* 23, 1933, S. 133.

Zu S. 122. Brotständer. Vgl. Dorschner a. a. O. 103. — Maurizio a. a. O. 391 und 395. — D. Stettler, *Grächen*. *Ein Walliser Bergdorf*, „*Die Alpen*“ 4, Bern 1928, S. 339. — Wopfner, *Volkskunde*, S. 199. Schurtschenthaler, *Bauernleben*, S. 116. — Lang-Reitstätter in *Wiener Zeitschr. für Volkskunde* 38, S. 20. — E. Goldstern, *Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden*, Wien, Verlag des Vereines für Volkskunde 1922, S. 86 und Tafeln VI/5, XX/8 und 9.

Zu S. 122. Handmühle. Vgl. Rütimeyer a. a. O. 225 f. und 234. — Brockmann-Jerusch a. a. O. II, 1931, S. 38. — Giese a. a. O. 75.

Zu S. 122. Wassermühle in *Lex Baiuvariorum*, IX. Teil, 2. Tit. Das hier genannte *molinum* kann nach den Bestimmungen der betreffenden Stelle nur auf eine Wassermühle sich beziehen.

Zu S. 122. Alter der Wassermühlen. Vgl. Stolz, Beiträge zur Geschichte des Unterengadin, 53. Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, Jahrg. 1923, S. 94. — Derselbe, Geschichtskunde der Gewässer Tirols, Schlern-Schriften 32, 1936, S. 319. — R. Bieli, Die Terminologie der Mühle in Romanisch-Bünden, Chur 1927, S. 23 ff.

Zu S. 122. Mühlrad und Mühlenarten. Vgl. Bieli a. a. O. 35. — L. Wallnöfer, Die Wasserkräfte und ihre praktische Ausnützung in Passeier, St. Kassian-Kalender 1938, Brigen, S. 161. — Stolz, Geschichtskunde der Gewässer a. a. O. 321 f. — B. Weber, Land Tirol 3, Innsbruck 1938, S. 148. — Alte Brücken und Mühlen in Tirol, „Blätter für Technikgeschichte“, Heft 6.

Zu S. 123. Mühle ohne Sichtwerk. Vgl. Lang-Reitstätter a. a. O. 41, S. 68.

Zu S. 123. Über „Stoßmühlen“ in Kärnten vgl. die vorbildliche Arbeit von D. Moro, Mühlen im Hochgebiet, Zeitschr. „Kärnten“ VIII/4, S. 3.

Zu S. 123. Mühle und „Stampf“. Vgl. Stolz in Schlern-Schriften 32, S. 321 f. — Beschreibung und Abbildungen von Stampfen des 16. und 17. Jahrhunderts siehe Bieli a. a. O. 18, Anm. 5.

Zu S. 123. Stampfe und Kollgerste. Vgl. Bieli a. a. O. 18.

Zu S. 123. Stampfen vor dem Mahlen. Vgl. Bieli a. a. O. 49.

Zu S. 123. Große Zahl der Hausmühlen. Vgl. Lang-Reitstätter in Wiener Zeitschr. für Volkskunde 41, S. 68. — Stettler in „Die Alpen“ IV/9, S. 336.

Zu S. 124. Hausmühlen in Kals. Vgl. B. Weber a. a. O. 3, 148.

Zu S. 124. Gemeindemühlen. Vgl. Bieli a. a. O. 32.

Zu S. 124. Backofen. Kuppelförmige Gestalt. Vgl. Stettler a. a. O. 338. — Backen auf den Steinplatten des Herdes. Vgl. Dorschner a. a. O. 19. — Backofen unter dem Herd. Vgl. A. Dachler, Anlage, Herstellung und Zierformen des Bauernhauses, veröffentlicht im Lehrband zu „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten“ (Hrsg. vom Österr. Ingenieur- und Architektenverein), 1906, S. 129 f. — B. Weber a. a. O. 3, 148 (Kals). — Wopfner, Volkskunde, S. 238. — Eigene Feststellung. — Das Werk von R. Mohs, Die Entwicklung des Backofens vom Backstein zum selbsttätigen Backofen (3. Aufl. Stuttgart-Cannstatt 1926), war mir leider nicht zugänglich.

Zu S. 124. Ort des Backofens. Vgl. Dorschner a. a. O. 29. — Dachler a. a. O. 129. — Eigene Feststellung.

Zu S. 124. Erkerartiger Backofen. Vgl. Hunziker, Schweizer Haus 3, Aarau 1905, S. 247. — Dorschner a. a. O. 20. — Wopfner, Volkskunde, S. 238. — In den Pyrenäen. Vgl. R. Heyns, Wohnkultur, Alpen- und Forstwirtschaft im Hochtal der Garonne. Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen 22, 1938, S. 68. — Backofen als selbständiges Bauwerk. Vgl. Dorschner a. a. O. 73 ff. — Wopfner, Volkskunde, S. 241.

Zu S. 124—125. Besitzverhältnisse am Backofen. Vgl. Dorschner 29 f., 73 ff., 79 f. — Brockmann-Jerosch a. a. O. 1, 38. — Giese a. a. O. 81. — W. Bergmann, Studien zur volkstümlichen Kultur im Grenzgebiet von Hocharagon und Navarra, Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen 16, 1934, S. 38 ff.

Zu S. 125. Backofen, Bautechnik. Vgl. Dorschner a. a. O. 19 und 81 ff.

Zu S. 125. Schlechte Beschaffenheit der Gemeindebackofen. Vgl. Landwirtschaftlicher Volkskalender 1866 a. a. O.

Zu S. 125. Vorgang beim Backen. Vgl. Dorschner a. a. O. 32 ff. — Eschurtschenthaler, Bauernleben a. a. O. 117 f. — Barbisch, Bandans a. a. O. 183.

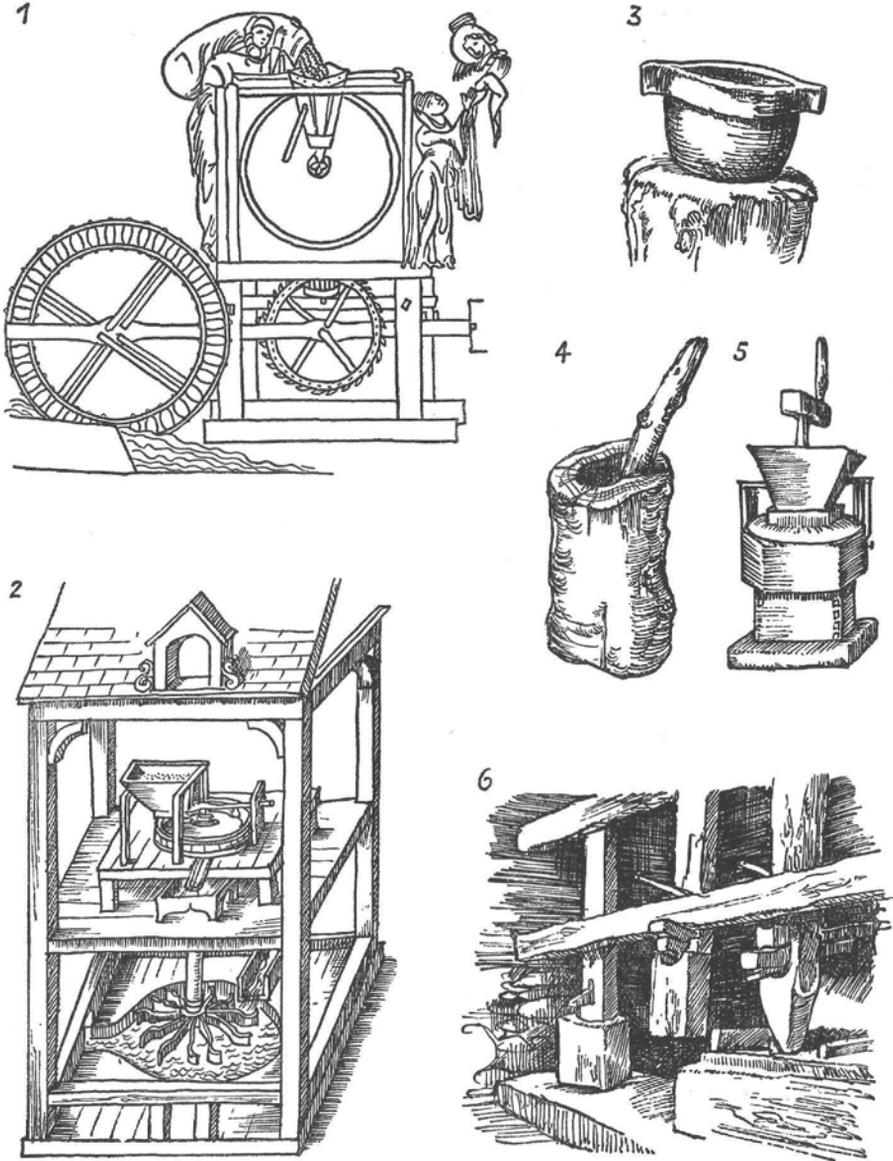
Zu S. 125. Spruch. Vgl. Moro in Zeitschr. „Kärnten“ VIII/4, S. 3.

Zu S. 126. Fleißiger Ackerbau in Tirol. Vgl. Benedikt Franz Hermann, Abriss der physikalischen Beschaffenheit der österreichischen Staaten, St. Petersburg und Leipzig 1782, S. 124 f. (angeführt bei R. Schünemann, Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia, Berlin, v. J., Veröffentlichungen des Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden usw., Nr. 6, S. 56. — Wopfner, Volkskunde, S. 261.

Zu S. 126. Brotmangel. Vgl. Wopfner, Volkskunde, S. 199. — Derselbe, Das Freistrecht, Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs 3, 1906, S. 41. — Fittbogen, F. Witterer, München 1930, S. 20. — Maurizio a. a. O. 391. Brockmann-Jerosch a. a. O. 1, 67.

Zu S. 127. Käse als Broterersatz. Vgl. Maurizio a. a. O. 392. — B. Weber, Land Tirol 3, S. 74 und 535. — Wopfner, Volkskunde, S. 200 f. — Käsevorrat. Vgl. Stolz in Zeitschr. „Der Schlern“ 3, 1922, S. 349.

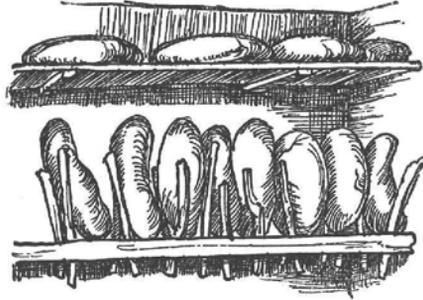
Zu S. 127. Hochschätzung des Brotes in Brauch und Sage. Rüssen des auf den Boden gefallenen Brotes. Vgl. S. Guarinoni a. a. O. 555. — Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Art „Brot“ 1, S. 1595 f., 1583 ff., 1597 f. — J. Demont, Aus dem Bündner Oberland, Teil von Brockmann-Jerosch, Schweizer Volksleben 1, S. 68.



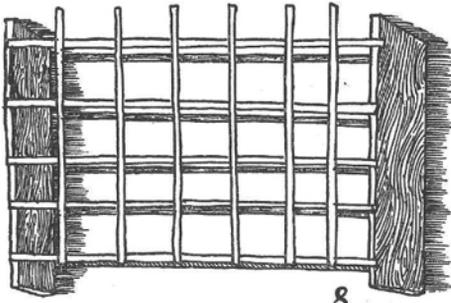
1. Wassermühle aus einer Handschrift „Der Lustgarten“ von der Abtissin Herrad von Landsberg aus dem 12. Jahrhundert (Maurizio, Die Geschichte unserer Pflanzennahrung, Berlin 1927, S. 305, Abb. 67). — 2. Mühle mit waagrechttem Rad aus dem 16. Jahrhundert (Viel, Die Terminologie der Mühle in Romanisch-Bünden, Chur 1927, Abb. 43 [nach A. Ramelli, Le diverse e artificiose macchine, Paris 1588]). — 3. Steinmörser aus dem Wallis (Rütimeyer, Ur-Ethnographie der Schweiz, Basel 1924, S. 222, Abb. 114). — 4. Holzmörser, einfachste Form, Westgalizien (Maurizio, a. a. O., S. 276, Abb. 21). — 5. Alte Handmühle, Villar d'Arène, Dauphiné (Gieser, Volkskundliches aus den Hochalpen der Dauphiné; Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde, Hamburg 1932, S. 75, Abb. 30). — 6. Stampfe und Roche in Sedrun, Graubünden (Viel, a. a. O., Abb. 42).



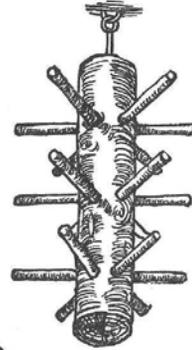
7



10

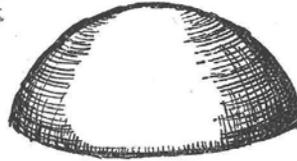


8

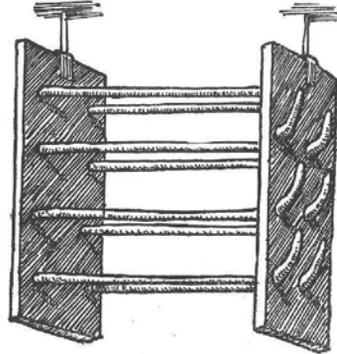


11

9



12



13

7. Backofen aus Grächen, Wallis (Stettler, Grächen; in „Die Alpen“, Monatschrift des Schweizer Alpenklubs, IV, Bern 1928, S. 338). — 8. Panzea aus Graubünden (Dorschner, Das Brot und seine Herstellung in Graubünden und Tesfin, Winterthur 1936, S. 105). — 9. Flodermühle in St. Oswald ob Kleinkirchheim (Kärnten). — 10. Brotleiter aus Grächen (Stettler, a. a. D., S. 339). — 11. Panzeza aus Graubünden (Dorschner, a. a. D., S. 105). — 12. Topf aus gebranntem Lehm nach Art einer Backglocke; aus einem Grabe der jüngeren Steinzeit in Polen (Maurizio, Die Geschichte unserer Pflanzennahrung, Berlin 1927, S. 313, Abb. 74). — 13. Pandega aus Graubünden (Dorschner, a. a. D., S. 104).

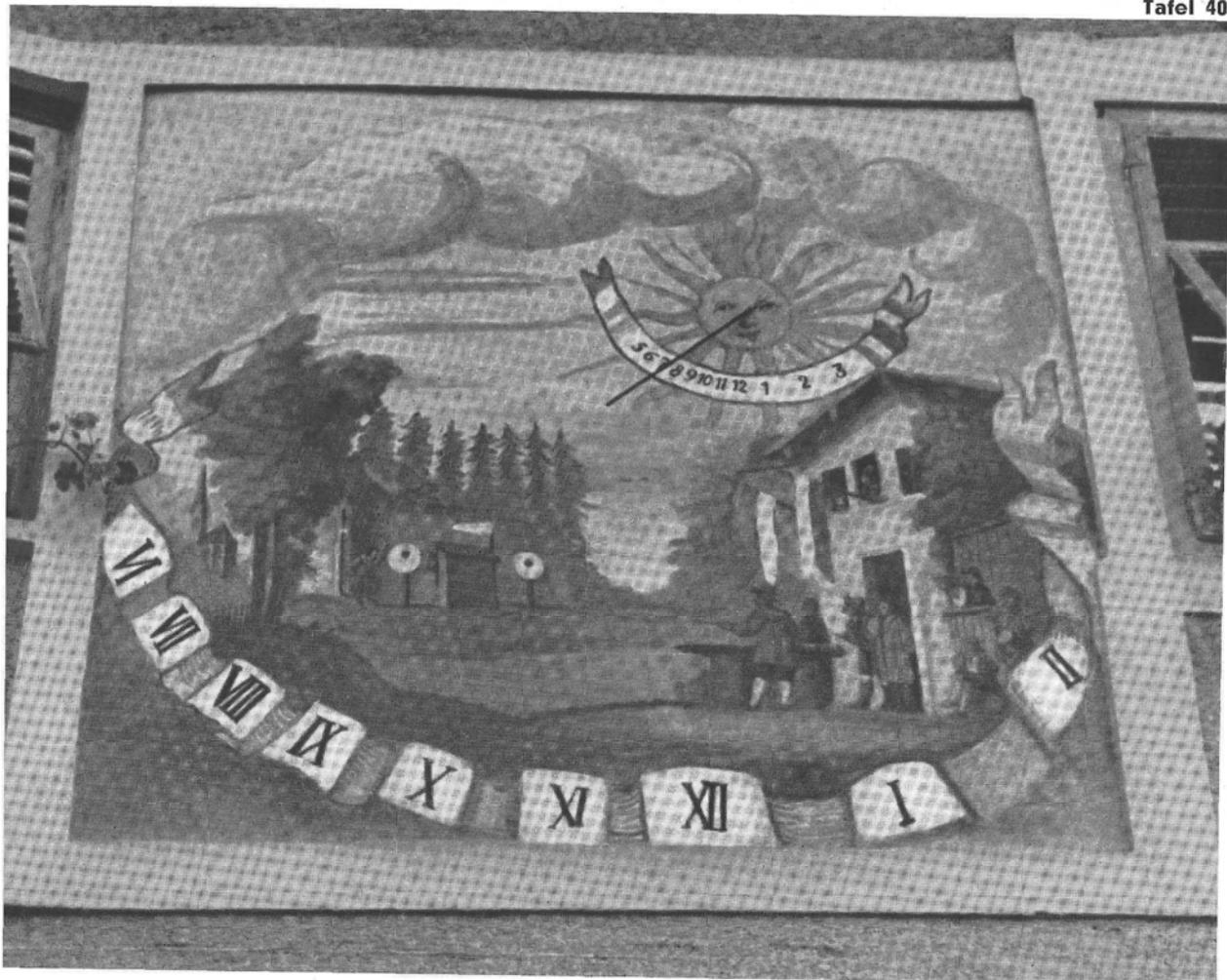
# Tiroler Sonnenuhren

Von Ernst Zinner, Bamberg

Nicht selten sieht der Wanderer in den Gebirgsdörfern, besonders in Tirol, an Kirchen und Häusern alte Sonnenuhren. Meistens sind sie schön gestaltet mit farbigem Zifferblatt oder mit Figuren und Landschaften. Sogar die im Jahreslauf wechselnde Sonnenhöhe ist berücksichtigt. Immer sind sie Zeugen einer verschwundenen Zeit, als man sich noch der Sonne zur Zeiteilung bediente.

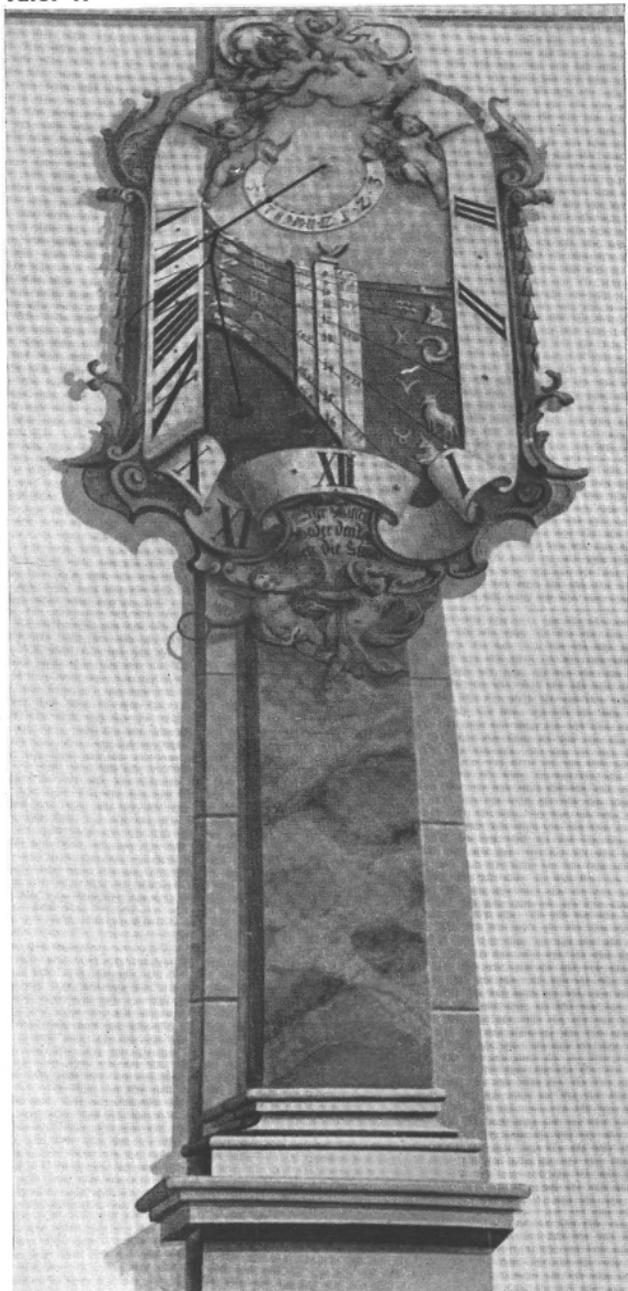
Uralt ist das menschliche Streben, sich nach der Sonne zu richten. Bereits bei den Ägyptern und Babyloniern diente der senkrechte Schattenstab und der von ihm geworfene Schatten zur Bestimmung der Tageszeit und der Stunden, ein Verfahren, das bei den Griechen sehr vervollkommen wurde. Bei den germanischen Völkern wurde auch der Sonnenlauf beachtet und zur Tagesteilung verwendet, soweit es die Landarbeit erforderte. Als mit der Einführung des Christentums die Notwendigkeit eintrat, die Gebetszeiten und die Gottesdienste genau einzuhalten, machte die Durchführung dieses Gebotes große Schwierigkeiten, da es Räderuhren nicht gab und Wasseruhren selten waren. Deshalb behalf man sich in der Nacht durch Psalmensingen und am Tage durch die Verwendung von Sonnenuhren an der Südwand der Kirchen, nämlich einer halbrunden, in zwölf gleiche Abschnitte geteilten Scheibe mit einem waagrechten Schattenstab. Dies war eine Vereinfachung der antiken Sonnenuhr und konnte nur für viel südlichere Gegenden genügen. Ihre Mängel mußten sich offenbaren, als um 1300 die Räderuhr erfunden und damit eine genauere Unterteilung des Tages möglich wurde. Allerdings hat auch die Räderuhr ihre Fehler: sie bleibt stehen oder geht vor oder nach. Ihr Gang muß berichtigt werden. Alle diese Berichtigungen lassen sich mit Hilfe einer Sonnenuhr machen, falls diese eine genauere Zeiteilung gestattet. Da war es nun ein großer Fortschritt, als im 14. Jahrhundert die moderne Sonnenuhr erfunden wurde, die für jeden Erdort eine genaue Tagesteilung erlaubt. Ihr Merkmal ist der polwärts zeigende Schattenstab, auch Polstab genannt. Diese Erfindung glückte vermutlich in der Harzgegend, wo noch die ältesten derartigen Sonnenuhren zu sehen sind. Von hier aus breitete sich die neue Kunde rasch aus, so daß sie schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts in ganz Deutschland bekannt war und seitdem ins Ausland gelangte. Besonders von den Universitäten Erfurt, Wien und Heidelberg kam das neue Wissen in weite Kreise und wurde durch wandernde Magister und Priester verbreitet. Zu diesen Leuten dürfte Magister Martin von Hall gehört haben, durch den Tirol zuerst die neuen Sonnenuhren kennenlernte.

Die Stadt Hall besaß zu Anfang des 15. Jahrhunderts eine Uhr auf dem Turm der Pfarrkirche, die öfters ausgebessert wurde, wie die städtischen Rechnungsbücher, die sogenannten Raitbücher, erkennen lassen: 1433 hat ein Münchner Uhrmacher sie ausgebessert; dann folgten Ausbesserungen von 1451 bis 1453, ferner durch den Uhrmeister Conrad zu Wolders 1473; als 1478 der obere Teil des Turmes erneuert wurde, stellte der nunmehr städtische Uhrmeister Conrad eine neue Uhr auf, die 1498 wiederum durch den Uhrmeister zu Wolders ausgebessert wurde. Zur Berichtigung ihres Ganges ließ der Stadtrat 1452 durch den Schulmeister Magister Martin eine Sonnenuhr an der

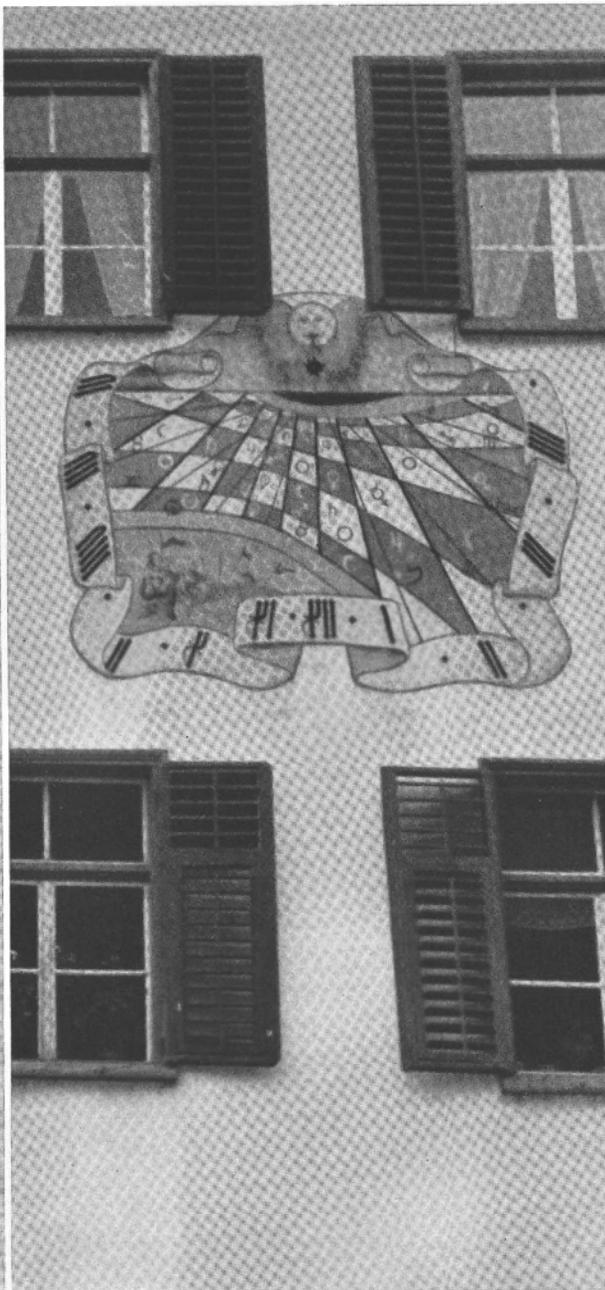


Lichtbild E. Zinner

Sonnenuhr mit Scheibenschießen beim Schützenwirt in Thaur bei Innsbruck



Sonnenuhr, um 1757 mit Angabe der Sonnenhöhe und des Standes der Sonne in den Tierkreiszeichen an der Kirche zu Telfes gemalt



Lichtbilder E. Zinn

Sonnenuhr zur Angabe der Tagesstunde, der Planetenstunden und des Sonnenstandes in den Tierkreiszeichen, im Jahre 1700 am Gasthof „Zur Gemse“ in Pruz gemalt

Südwand der Kirche anbringen, wofür Martin ein Paar Hosen verehrt wurde, weil er die Bezahlung seiner Arbeit ablehnte. Die Sonnenuhr bestand aus dem von Martin entworfenen und vom Maler Jörg gemalten Zifferblatt; der Schatten wurde durch eine hölzerne Stange geworfen, die durch zwei eiserne Stangen gehalten wurde. Am den Fußpunkt des Polstabes befand sich anscheinend eine zinnerne Sonne mit Strahlen als Stundenlinien. Als 1466 das Dach der Kirche ausgebessert wurde, zerbrach die hölzerne Stange und wurde durch eine eiserne vom Messerschmied Lienhard ersetzt, der dabei die Uhr und die Stangen wieder richtete, während Maler Jörg die Malerei erneuerte. Noch jetzt befindet sich an der Südwand der Kirche, und zwar unmittelbar unter dem Kirchendach, eine für Südsüdwest geltende Sonnenuhr für die Stunden 8 bis 5 mit eisernem Polstab, gehalten von zwei Stützstangen, wie es bei der Sonnenuhr Martins gewesen sein muß. Die Wahrscheinlichkeit, daß es sich bei dieser Sonnenuhr um die alte, allerdings im Laufe der Zeit erneuerte Uhr handelt, wird um so größer, wenn wir einen Eintrag vom Jahre 1466 in der lateinischen Handschrift 5296 (142 v) der Wiener Nationalbibliothek heranziehen, wonach Magister Martin die Figur einer Südsüdwestuhr für die Stunden 8 bis 7 entwarf und in der Anleitung von Hall mit 47° Polhöhe sprach.

Wie Martin zu seinem Wissen kam, läßt sich nicht genau angeben. Bevor er 1439 nach Hall kam, war er Mitglied des Lehrkörpers der Wiener Universität, in den er am 7. März 1438 aufgenommen wurde. In Wien hatte er vorher nicht studiert; wahrscheinlich bezieht sich der Eintrag in den Heidelberger Akten, daß ein Magister Martinus Boege de Hallis, Geislicher der Würzburger Diözese, dort im Herbst 1435 immatrikuliert wurde, auf unseren Martin. In Heidelberg konnte er das neue Wissen kennenlernen, um es später auszugestalten. Wohl in Hall schrieb er eine Zusammenstellung über die damals gebräuchlichen Sonnenuhren mit einem Hinweis auf Brigen mit 48° Polhöhe. Diese Arbeit, die uns durch eine Abschrift von 1445 in der Melker Handschrift 417 erhalten ist, gibt wohl keinen Verfasser an, aber deutet doch auf einen in Tirol lebenden Gelehrten, der niemand anderer als Martin sein kann, der gemäß dem schon erwähnten Eintrag auch eine Sonnenuhr für Meran entworfen hatte.

Martin verließ Hall im Jahre 1453. Aber sein weiteres Leben ist nichts bekannt. Später, 1465, vermehrte er einige Arbeiten über das Astrolab und den Quadranten durch Tabellen und paßte sie seinem Wohnort Laatsch an. Bald darauf dürfte er gestorben sein; denn 1473 ließ die Stadt Sterzing durch den Uhrmeister zu Volders eine Turmuhr und eine Sonnenuhr am neuerbauten Zwölfer- oder Stadtturm für 19 Mark herstellen. Noch jetzt zeigt der schöne Stadtturm, der die malerische Hauptstraße gegen Norden abschließt, die halbkreisförmige Sonnenuhr und darüber die Turmuhr und Wappen. Die Sonnenuhr ist für Südsüdost entworfen und erinnert nicht nur in dieser Beachtung der von Ostwest abweichenden Wandrichtung, sondern auch in einem anderen Umstand an die Haller Sonnenuhr: beide zeigen innerhalb des Zahlenbandes eine Landschaft, die wohl häufig erneuert und verändert worden sein mag, aber doch einen ähnlichen Schmuck für die Zeit der Entstehung andeutet. Der Uhrmeister Conrad zu Volders muß ein geschickter Meister gewesen sein, so daß er aus seinem Dorfe nach Hall und Sterzing gerufen wurde. Vielleicht hatte er das Entwerfen von Sonnenuhren beim Schulmeister Martin im benachbarten Hall gelernt.

Bald darauf wurden wieder Sonnenuhren in Hall entworfen. Diesmal handelte es sich nicht um einen städtischen Bau, sondern um die Bauten des Herzogs Sigmund des Münzreichen, der um 1480 die Hasleggburg und 1488 den Münzerturm daneben erbauen ließ. Vor der letzten Erneuerung zeigte die Hasleggburg im Hof eine halbkreisförmige Sonnenuhr mit Polstab, die offenbar aus der Erbauungszeit stammte, wie die Bleistiftzeichnung von E. Loesch im Künstlerstübl des Gasthofes „Zur Breche“ in Hall ersieht läßt. Das gleiche ist der Fall mit der großen, halbkreisförmigen Süduhr am Münzerturm, die, obwohl jetzt kaum sichtbar und ohne Polstab, doch die frühere Einteilung in drei Streifen mit den Stunden- und Halbstundenstrichen und

mit den Zahlen erkennen läßt. Daneben ist eine nicht ganz richtige Südostuhr zu sehen, die wohl auch aus der Erbauungszeit stammt. Aber die Hersteller dieser drei Sonnenuhren geben die Raitbücher der Stadt und der herzoglichen Regierung keine Auskunft. Dagegen findet sich die Angabe, daß Cunrad, Uhrmeister zu Volders, am 30. April 1485 für die Herstellung von zwei Sonnenuhren in der Münz (altes Sparbereg) fünf Pfund Verner erhalten habe. Er dürfte wohl auch die oben genannten Sonnenuhren hergestellt haben; wahrscheinlich wurde er nicht nur in Hall beschäftigt und hat die noch jetzt sichtbare große Süduhr am Weißen Turm der Burg Sigmundskron, die der Herzog von 1474 bis 1483 erbauen ließ, entworfen. Wie bei der Süduhr am Münzerturm besteht das Zifferblatt aus drei Streifen; der Polstab fehlt jetzt.

Noch manche andere Sonnenuhren stammen aus dem 15. Jahrhundert, so die große, halbkreisförmige Süduhr am 1459 erbauten Weißen Turm zu Brigen, die vielleicht von Magister Martin entworfen ist, und die Süduhr am Turm der Franziskanerkirche und an der Südwand der Stadtpfarrkirche und der Deutschordenskirche zu Bozen, bei denen wie bei der jetzt verschwundenen Sonnenuhr der Hasleggburg das Ende des Zifferblattes gotisch gefaltet ist. Die Kirche St. Zeno in Naturns wurde nach ihrer Erbauung 1475 mit einem großen Gemälde des Christophorus und mit drei Sonnenuhren gegen Süden, Osten und Westen geschmückt. Auch die Südostuhr an der Pfarrkirche zu Meran dürfte so alt sein, wie auch die große Süduhr am Stadtturm zu Innsbruck. Diese verschiedenen Sonnenuhren müssen nicht nur von Martin oder vom Uhrmeister zu Volders oder von ihren Schülern entworfen sein; auch im Stift Stams kannte man bereits um 1450 die moderne Sonnenuhr, wie aus den Eintragungen in der aus Stams stammenden Handschrift 750 der Innsbrucker Universitätsbibliothek hervorgeht. Die in den Berechnungen und Zeichnungen erwähnten Orte Augsburg und Heidelberg weisen auf die Herkunft dieses Wissens. Mit Augsburg bestanden immer gute Beziehungen: der in Stams befindliche kunstreiche Tisch zur Darstellung der Planetenbewegungen wurde vom Augsburger Stiftsherrn Rudolf Medici (Arzet) 1428 hergestellt; auf ihn wird in der Handschrift verwiesen. Als Übermittler des neuen Wissens wird Magister Uricus de Augusta „optimus astronomus“ genannt. Damit dürfte wohl der Kleriker Ulrich Wagner (Curificus) von Augsburg gemeint sein, der im Herbst 1453 in Heidelberg immatrikuliert wurde.

Die bisher erwähnten Sonnenuhren sehen sich darin ähnlich, daß sie auf Verputz aufgemalt sind. Zuerst wurden die Linien in den Verputz eingeritzt und dann mit Farbe ausgezogen. Gewöhnlich wurde der Polstab durch ein oder zwei Stützstangen gehalten; selten steckt er ohne Unterstüzung in der Wand. Dort, wo er in der Wand endet, ist meistens eine strahlende Sonne gemalt. In einigem Abstand davon befindet sich das Zifferblatt, das bei den Süduhren oft halbkreisförmig ist und in gotisch gefalteten Enden ausläuft. Häufiger und für Südtirol bezeichnend sind die Zifferblätter, bei denen sich drei halbkreisförmige Bänder um die Sonne legen und von innen nach außen die arabischen Stundenzahlen, die Linien der Stunden und Pfeile der Halbstunden und die römischen Zahlen der Stunden enthalten, wie bei der Sonnenuhr des 16. Jahrhunderts im Kloster Neustift bei Brigen. Waren die meisten Sonnenuhren für eine Südwand oder für wenig davon abweichende Wände berechnet, so ging man bald dazu über, auch für andere Himmelsrichtungen Sonnenuhren zu entwerfen. Besonders im 16. und 17. Jahrhundert erhielten manche Klöster alle möglichen Sonnenuhren, wie noch jetzt am Benediktinerkloster zu Bozen-Gries, am Kloster Neustift, am Kapuzinerkloster zu Bozen, am Stift Marienberg und am Stift Stams zu sehen ist. Aber auch die Burgen blieben nicht zurück: die Trostburg bei Waidbruck, die Fischburg im Grödnertal, die Fragsburg in Meran, das Schloß Eppan-Rheinsberg und das Schloß Traßberg zeigen die verschiedenen Arten von Sonnenuhren, vielfach geschickt in die Bemalung des Hauses hineingezogen. Besonders Schloß Prölsels zeichnet sich durch bemerkenswerte Sonnenuhren noch jetzt aus: eine Norduhr am inneren Burgtor und eine große Süduhr an der Kapelle. Diese Süduhr, die wie die

Norduhr aus der Zeit der Erneuerung von 1517 stammt, zeigt außer den römischen Stundenzahlen die altheutschen Zimmermannszahlen, wie sie an den Kirchen zu Gelnhausen zu sehen sind. Gemäß Weingartners „Kunstdenkmäler Südtirols“ II, 342 soll sich eine gemalte Süduhr von 1487 am Palas befinden. Tatsächlich zeigt der Palas an seiner Südseite nur den Rest einer alten Bauinschrift von 1457, die durch das Abfallen des Verputzes von 1517 zum Vorschein gekommen ist.

Viele Tiroler Sonnenuhren zeichnen sich durch ihren Schmuck aus. Schon in früher Zeit begnügte sich der Maler nicht, das Zahlenband gotisch zu falten oder ein Wappen anzubringen oder allenfalls eine Landschaft hineinzumalen. Bald wurde das Zifferblatt Bestandteil eines größeren Wandschmuckes mit Figuren. Gewiß wurde das bisherige Verfahren nicht vernachlässigt: die wohl 1512 entstandene Sonnenuhr an der Kirche zu Runds zeigt ein merkwürdig geschwungenes Band. Wappen sind nicht selten zu sehen, so am Laudenturm der Churburg um 1564, am Gaudententurm zu Partschins, an der Propsteikirche Ehrenburg, am Haus Weiersberg 9 und Rennweg 7 zu Innsbruck. Das große Wappen von Österreich und Tirol zeigt die Kirche zu Rabland. Auch die Sitte, Landschaften in das Zifferband zu malen, hielt sich bis zum 18. Jahrhundert, wie die Sonnenuhren an der Stiftskirche zu Wilten von 1708, an der Kirche zu Axams 1733, am Kirchturm zu Rinn und am Haus 115 zu Holzgau beweisen. Sogar ein Scheibenschießen ist auf der Sonnenuhr beim Schützenwirt in Thaur zu sehen (Tafel 40). Auch Engelnchen beleben das Zifferblatt, z. B. an der Kirche St. Nikolaus zu Stegen um 1600, am Schloß Fügen, am früheren Pfarrwidum zu Sels, an der Kirche zu Trins und am Haus 61 in Ds. Besonders reizvoll ist die Westuhr in Gestalt einer Leiter mit kletternden Putten am Haus 52 zu Partsch. Die Sonnenuhr am Schlosse Rodeneck zeigt die allegorischen Figuren der Stärke und die Sonnenuhr an der Kirche zu Algund zwei Totengerippe mit Sanduhr und Sense.

Außer der gewöhnlichen Stundeneinteilung kommt gelegentlich auch die Einteilung nach den Planetenstunden vor, so am Kapuzinerkloster zu Bozen von 1603 und an der schönen Sonnenuhr am Gasthof „Zur Gemse“ in Prutz, die der frühere Besitzer Peter von Sterzinger 1700 malen ließ (Tafel 41).

Die eben erwähnte Einbeziehung der Sonnenuhr in die Bemalung der Wand zeigt sich zuerst beim Pfarrhof im Dorf Tirol. Die Sonnenuhr der Südwand ist kaum mehr zu erkennen, während die Ostseite Christus in langem rotem Gewand zeigt, mit einem Stab hinab zur Ostuhr weisend. Die darüber befindliche Inschrift nennt Wegmacher, der von 1453 bis 1490 Pfarrer dort war. Häufig wird die Muttergottes in Verbindung mit der Sonnenuhr dargestellt, sei es, daß die Wallfahrtskirche in Trens ihr Gnadenbild mit anbetenden Heiligen und mit der Sonnenuhr zeigt, sei es, daß Maria mit dem Christuskind auf dem Arm dargestellt wird, wobei ihr Szepter als Polstab dient, wie an der Mariahilf-Kapelle zu Zinggen bei Brigen, an der Spitalmauer zu Sterzing, an den Kirchen zu Sannheim, Niederolang und Lappach, am Haus 26 zu Holzgau und 162 zu Nauders. Schön sind die Sonnenuhren mit Madonna an der Mariahimmelfahrtskirche zu Bozen, am Kapuzinerkloster zu Bozen, am Haus Brugger zu Waidbruck, Gasthof „Zum Elefanten“ zu Brigen, am Löschhaus zu Lana, Gasthof „Zum Altwirt“ zu Rum, Haus 23 zu Virgith, 10 zu Schöfens, 28 zu Schönberg und 57 zu Lana. Andere Darstellungen sind seltener, z. B. Johannes der Täufer an der Kirche zu Ried, mehrere Heilige am Haus 5 zu St. Lorenzen, Christuskind mit zwei Heiligen am Haus 11 zu Holzgau oder Christus am Haus 8 zu Schöfens von 1710 (nicht 1456, wie L. Hornbach in seinem Aufsatz „Tiroler Sonnenuhren in Schrift und Bild“, „Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols“ 8, Innsbruck 1911, S. 326 bis 329, angab). Bemerkenswert sind zwei Sonnenuhren mit Verwendung des Polstabes, und zwar als Lanze im Körper Christi an der Kirche zu Achenkirch und als Pfeil im Körper Sebastians am Pfarrhof zu Gais.

Neben diesen ihrer Einteilung nach zwar einfachen, aber schönen Sonnenuhren gibt es nicht wenige, die den jährlichen Sonnenlauf anzeigen. Dazu dienen Kurven, welche

die Stundenlinien schneiden und meistens durch die Tierkreiszeichen gekennzeichnet sind. Der Polstab enthält eine kugelförmige Verdickung, deren Schatten durch seine Lage inmitten der Tierkreisurven den betreffenden Monat und die Tageslänge anzeigt. Gelegentlich ist auch die entsprechende Sonnenhöhe angegeben, so daß der Schatten zur Mittagszeit auch die Sonnenhöhe ersahen läßt. Solche Sonnenuhren lassen sich in Tirol bis zum 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Die älteste dürfte die vor 1567 entstandene, kaum mehr sichtbare am Kirchturm des Stiftes Marienberg sein; viel kleiner ist die Sonnenuhr von 1590 auf der eingelassenen Sonplatte des Pfarrhofes zu Stilles. Ähnliche Süduhren befinden sich an den Pfarrkirchen zu Nutters, Arams von 1733, Bichelbach, Seefeld und Oberperfuß, am Haus 26 zu Virgisch, 20 zu Mös, 62 zu Holzgau, 13, 14 und 15 zu Oberperfuß. Sogar an die Entwerfung von Tierkreisurven für nicht gegen Süden gewandte Uhren wagten sich die Hersteller solcher Sonnenuhren. Die Mariabühl-Kapelle zu Lana zeigt eine Ostuhr, der Kirchturm zu Hippach eine Süduhr und eine Ostuhr, die Prälatur zu Stams eine Westuhr. Südsüduhren sind am Haus 14 zu Virgisch, an den Kirchen zu Arzl und Kematen und am schon erwähnten Gasthof „Zur Gemse“ (Tafel 41) zu sehen; eine Südsüduhr schmückt die Pfarrkirche zu Schwaz, das Haus 19 zu Obermieming und das Pfarrhaus zu Inzing, während es im gleichen Dorf eine Ostuhr an der Kirche und am Haus 19 gibt. Eine Südsüduhr zeigt der Kirchturm zu Gließ von 1696 und das Haus 5 in Oberpettau. Manche Sonnenuhren enthalten überdies die schräg laufenden Linien der Stunden seit Aufgang oder Untergang der Sonne, so die schon erwähnte Süduhr zu Marienberg und die Ostuhr zu Hippach, ferner die Süduhr am alten Fernpaßhaus und die Südsüduhr am Kuratenhaus zu Gschnitz.

Besondere Beachtung verdient die schöne Südsüduhr von 1757 an der Kirche zu Telfes mit den Tierkreisurven und den auf Bogenminuten angegebenen Sonnenhöhen (Tafel 41). Da Peter Ulich, der bekannte Bauerngeograph, über dessen Tätigkeit Karl Paulin in seinem Aufsatz „Tiroler Bauern als Landmesser und Kartographen“ in dieser „Zeitschrift“, Bd. 68 (1937), S. 140 bis 151, berichtet hat, in der Umgebung von Telfes in den Jahren 1745 bis 1762 verschiedene Sonnenuhren entworfen hatte: 1745 am Haus 10 zu Unterperfuß, 1759 an der Kirche zu Natters und vier Sonnenuhren 1752 in seinem Heimatdorf Oberperfuß, die natürlich auch die Tierkreisurven zeigen, so liegt es nahe, bei der Sonnenuhr zu Telfes und bei einigen anderen, gleichzeitigen Sonnenuhren seinen Einfluß anzunehmen.

Die merkwürdige Tatsache, daß im 18. Jahrhundert, besonders in der Gegend südlich des Inntales, nicht nur Kirchen und Pfarrhöfe, sondern auch Bauernhäuser mit solchen schwierig herzustellenden Sonnenuhren geschmückt wurden, dürfte sich durch eine besondere Vorliebe ihrer Bewohner für eine genaue Zeitteilung erklären lassen. Es ist kein Zufall, daß Peter Ulich und Blasius Hueber aus dieser Gegend stammten und Beachtenswertes leisteten. In manchen Dörfern mochte das Beispiel des Pfarrers, der seine Kirche und seinen Pfarrhof mit solchen Sonnenuhren schmücken ließ, bewirken, daß manche Bauern ihm folgten. In anderen Dörfern, wie in Virgisch, wo sich bemerkenswerte Sonnenuhren bis 1677 zurück verfolgen lassen, mochte ein gutes Beispiel immer wieder anregend wirken. Sicherlich geschah es nur dank dieser Vorliebe, daß die Tiroler Dörfer sich durch eine Menge schöner und beachtenswerter Sonnenuhren auszeichnen und daß sich dort bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine Sitte erhielt, die in anderen Gegenden, besonders in Norddeutschland, schon viel eher verschwand. Zum Teil war es die Armut der Tiroler Bauern, die es ihnen versagte, sich Taschenuhren oder Wanduhren anzuschaffen. Es ist noch nicht lange her, daß dort der Bauernsommerring, ein messingener Ring zur Bestimmung der Tagesstunde mit Hilfe der Sonne, verwendet wurde. Außerdem wurde die Tageszeit auch mit Hilfe auffälliger Berge, oberhalb deren die Sonne stand, ermittelt. Und so kam man dazu, den Bergen Zeitnamen wie Neumerkopf, Elferfogel, Einferfogel zu geben. Solche Bergnamen sind in Tirol nicht selten. Benutzt wurde diese Tageseinteilung hauptsächlich im Sommer, wenn die

Arbeit im Gelände zur Beachtung der Tageszeit zwang. Bei Moos in Sexten sind der Neunerkogel, Elferkogel, Zwölferkogel und Einferkogel zu sehen, bei Rosen bei Nauders der Zehnerkopf, Elferkopf und Zwölferkopf, im Rührtal der Neunerkogel und Zwölferkogel, bei Röllenberg im Kaisergebirge der Elferkogel, Zwölferkogel und Einferkogel, bei Alhornach bei Taufers der Morgentopf, Achternock, Neunernock, die Zehnerscharte und der Elfernock; der Neunernock wurde zugleich auch Elfernock genannt, und zwar gilt dies vermutlich für den Ort Salzsteiner, für den er beinahe im Süden liegt. In allen diesen Fällen liegen die betreffenden Berge in der richtigen Reihenfolge des Sonnenlaufes von Osten nach Westen, von einem nahen nördlichen Ort aus gesehen; die einzige Ausnahme bilden der Zehner und der Neuner in der Sellagruppe. Hier ist kein Ort in der Nähe, und die Namen beziehen sich wohl auf die Zahl der Spitzen.

Zeitberge und Sonnenuhren zeugen von der Vorliebe der Tiroler für die Zeitteilung. Der sich darin offenbarende Sinn für die Einhaltung der Zeit und für Ordnung hat sich, wie wir gesehen haben, erst allmählich ausgebildet. Nach und nach verfeinerte sich die Zeitteilung und führte schließlich zu genau gehenden Uhren und anderen Zeitteilern. Gewiß spielen Sonnenuhren jetzt nur eine geringe Rolle; ihre Zeit ist vorbei. Aber als Denkmäler früher Bemühungen verdienen sie, ob es sich nun um besonders schöne oder genaue Stücke oder um die vielen einfachen handelt, Beachtung und liebevolle Pflege, damit nicht noch mehr alte und schöne Sonnenuhren durch Unverstand entstellt oder zerstört werden.

Zum Schluß möchte ich für Auskünfte und Unterstützung danken den Herren Oberlandesgerichtsrat Dr. H. Hagleitner, Hofrat Dr. R. Moeser, Staatsarchivrat Dr. F. Reinöhl und Propst Dr. J. Weingartner, dessen Werk „Die Kunstdenkmäler Südtirols“ mir von großem Nutzen war.

# Der Gletscherfloh

Von Otto Steinböck, Innsbruck

Man könnte die vorliegende Abhandlung auch „Festschrift zum hundertsten wissenschaftlichen Geburtstag des Gletscherfloh“ nennen, denn es sind im August dieses Jahres genau hundert Jahre her, da der Geologe Ed. Desor am Gornergletscher den Gletscherfloh entdeckte, den dann H. Nicolet 1841 unter dem Namen *Desoria saltans* aus der Laufe hob. Sein heute nach den internationalen Nomenklaturregeln geltender wissenschaftlicher Name ist *Isotoma saltans* (Nicolet); die im Schrifttum gelegentlich angewendeten Namen *Desoria saltans* Nic. und vor allem *Desoria glacialis* Agassiz sind ungültig, wie Handschin 1924 (S. 114, Anm. 1) endgültig festgestellt hat. Trotzdem nun das Tier also schon hundert Jahre der Wissenschaft bekannt ist<sup>1)</sup>, so sind die Angaben darüber im Schrifttum noch erstaunlich dürftig, ja zum Teil falsch. Dies trifft z. B. gerade für das Hauptnachschlagewerk jedes Tierfreundes, „Brehms Tierleben“, und für das Nachschlagewerk des Bergsteigers, „Das alpine Handbuch“ (Erhard 1931), zu, wie noch später gezeigt werden wird. Nur so ist es erklärlich, daß kaum ein Alpentier dem Namen nach unter den Bergsteigern so allgemein bekannt, tatsächlich aber so gänzlich unbekannt ist wie gerade der Gletscherfloh. Wenn ich nun im folgenden in der Lage bin, unser Wissen über dieses Tier durch Beibringung neuer Erkenntnisse zu bereichern, so verdanke ich dies der außerordentlichen Förderung meiner hochalpinen Untersuchungen durch den Deutschen Alpenverein und der Unterstützung meiner experimentellen Arbeiten im Institut „A. Mosso“ am Col d'Olen, Monte Rosa, durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft).

Der Gletscherfloh, *Isotoma saltans* (Nicolet), gehört in die Gruppe der Ur-Kerbtiere oder Apterygota, Tiere, die als ursprünglich flügellos bezeichnet werden müssen, da sich weder in ihrer Stammesgeschichte noch embryonal Flügel oder deren Anlagen nachweisen lassen. Innerhalb der Ur-Kerbtiere stellen wir den Gletscherfloh in die Untergruppe der Springschwänze oder Collembola, kleine Tierchen mit deutlich gegliedertem Körper und einem (meist vorhandenem) Sprungapparat.

Der Gletscherfloh erreicht eine Länge bis zu 2,5 mm (nach Brehms Tierleben, 4. Aufl., fälschlich „kaum 1 mm“). Seine Farbe ist schwarzblau bis schwarz, nach Handschin 1929 schwarz mit grünlichem Schimmer, doch gibt derselbe Verfasser 1924 (Tafel 1, Abb. 10) eine sehr gute Darstellung des Tieres mit ausgesprochen blauschwarzem Farbton. Die Körpergestalt erhellt aus Abb. 1. Der Kopf ist deutlich abgesetzt und trägt ein viergliedriges Fühlerpaar (Antennen; in Erhards undeutlicher Zeichnung, 1931, Tafel 9, Abb. 11, ist es sechs- oder siebengliedrig), das beim Umhertreiben ständig die Umgebung betastet. Am Grunde der Fühler liegt je ein Augenfleck, aus acht Einzelaugen zusammengesetzt. Die Brust besteht aus drei je ein Beinpaar tragenden Gliedern, von denen aber nur das zweite und dritte wohl ausgebildet und äußerlich sichtbar ist. Der Hinterleib setzt sich aus sechs Gliedern zusammen, deren viertes mit der eigentümlichen Springgabel oder Furca (Abb. 1 f)

<sup>1)</sup> Eine noch frühere Erwähnung des Gletscherfloh's verzeichnet neuestens W. Flaig 1938 in seinem Gletscherbuch; nach ihm hat schon R. Meyer am Allschgletscher das Tier beobachtet und seine systematische Stellung erkannt, doch hat sie zu keiner wissenschaftlichen Beschreibung geführt.

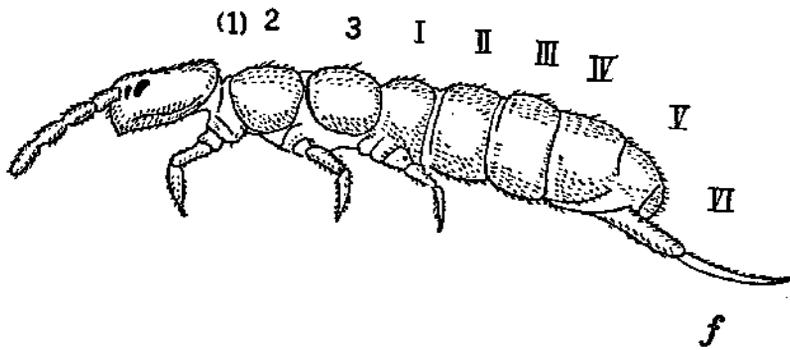


Abb. 1. Gletscherfloh, *Isotoma saltans* Nic. (Nach Sandöchin.)



Abb. 2. Gletscherkorn, durch Farbtränkung des Eises sichtbar gemacht. Etwas über die Hälfte der natürlichen Größe.

(Aus der Sammlung S. Heß nach W. Flaig.)

versehen ist; diese gliedert sich in ein unpaares, dem vierten Segment an der Bauchseite ansetzendes Stück, das Manubrium, das sich in zwei bei den verschiedenen Arten mannigfaltig gestaltete Äste gabelt, die Denten, die in der Ruhelage mit ihren Endteilen in einen Halteapparat an der Bauchseite des dritten Brustgliedes eingelenkt sind. Wird durch die kräftige Muskulatur der Springgabel diese schlagartig nach rückwärts gestreckt (die Furka ist in Abb. 1 derart gestreckt dargestellt), so wird das Tierchen mehrere Zentimeter in die Höhe geschleudert; diese hüpfende Fluchtbewegung hat ihm den Namen Gletscherfloh und der ganzen Gruppe den Namen Springschwänze eingetragen. (Im Alpen Handbuch — siehe oben — sind diese Verhältnisse gänzlich unrichtig dargestellt, da hier dem sechsten Hinterleibssegment zwei von Anfang an getrennte Stiele entspringen, die mit den tatsächlich vorhandenen Teilen des Sprungapparates, abgesehen von der falschen Lage, nicht in Übereinstimmung gebracht werden können. Unrichtig ist übrigens dort auch das erste Brustglied dargestellt, da es, wie wir eben gehört haben, äußerlich gar nicht sichtbar ist.) Der Körper ist — vorwiegend an der Rücken- und Bauchseite — mit kurzen Härchen besetzt, die aber nicht so dicht stehen, daß sie eine wesentliche Rolle als Wärmeschutz (wie bei Handschin, S. 110, 1919 a, S. 90/91, Erhard 1931, S. 109, Zschokke u. a.) spielen können.

Der Gletscherfloh, ein ausschließlich auf die Alpen beschränktes Tier, ist in seiner Lebensweise an Schnee und Eis des Hochgebirges gebunden. Die in Laienkreisen vielfach verbreitete Meinung, er komme auch in niederen Lagen, ja in der Ebene vor, ist unrichtig. Sie beruht darauf, daß aus derselben Familie der Fotomiden mindestens ein Duzend Arten ihm oberflächlich sehr ähnlich sieht. Tritt eine solche Art bei uns dann gar mitten im Winter auf Schnee in großen Mengen auf, wie z. B. *Isotoma hiemalis* Schött., dann ist es leicht verständlich, daß man darin den Gletscherfloh zu erkennen glaubt. Schwieriger dagegen ist auch für den Fachmann die Abgrenzung gegenüber dem bisher nur in der Schweiz beobachteten Schneefloh *Isotoma nivalis* Carl, der sich nur durch die Weißfärbung der Antennen und der Beine von *I. saltans* unterscheidet, so daß nach Handschin 1924, S. 115, sogar „die Vermutung der Zusammengehörigkeit beider Formen“ naheliegt. Da der Schneefloh ein Moosbewohner des Schweizer Ewigschneegebietes ist, wäre es immerhin denkbar, ihn als eine „Standortsvarietät“ des Gletscherfloh zu betrachten. Eine Klärung der Frage ist jedenfalls nötig. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß Handschin (ebenda) einmal ein Exemplar einer *I. saltans* mitten unter *I. nivalis* in einer Moosprobe fand. Ich selbst stellte *I. saltans* nicht nur im Moränenschutt auf Gletschern, sondern auch unmittelbar am Rande derselben fest. Häufig ist er auch auf der Oberfläche stehender Gletschergewässer anzutreffen (Steinböck 1931, 1934).

Je nachdem es sich um Eis, also Gletscher, oder um Firn, d. h. um das Nährgebiet der Gletscher, oder um selbständige, überdauernde Firnfelder handelt, sind die Wohnverhältnisse für den Gletscherfloh verschieden. Der grobkörnige Firnschnee weist ein weitmaschiges Raumnetz von Gängen auf, die für den kleinen Springschwanz leicht passierbar sind, ja, sie stellen einen geradezu idealen Wohnraum für ihn dar. Die häufigen Stürme des Hochgebirges blasen genügend Nahrungstoffe pflanzlicher Art (siehe unten) auf den Firn, während der Schnee selbst eine Überfülle von Schlupfwinkeln bietet, die bei kaltem Wind stets aufgesucht werden. Beobachtet man Gletscherflöhe bei windstillem Wetter auf einem Firnfeld, so erkennt man alsbald, daß sich die ganze Gesellschaft in fortwährender Bewegung, in ständigem Kommen und Gehen befindet; sie erscheinen an der Oberfläche, kriechen hier meist nur kurze Zeit umher und tauchen schon wieder unter. Die normale Fortbewegungsart ist nämlich — das sei hier eingeklärt und nachdrücklich betont — ein ruhiges Kriechen. Das Hüpfen, das ihnen den bekannnten Namen eingetragen hat, ist dagegen eine ausgesprochene Fluchtbewegung, die nur im Augenblick der Gefahr durchgeführt wird. Sie ist ziellos und hat augenscheinlich nur den Zweck, möglichst rasch aus dem Gesichtskreis des Verfolgers zu gelangen.



Abb. 3. Sulztalferner (mittlerer Abschnitt, etwa bei 2500 m), Stubaiener Alpen (6. Aug. 1938)



Abb. 4. Ein Stück Oberfläche des Sulztalferners mit Gletscherschlamm (Kryokonit)  
In der Mitte ein typisches nierenförmiges „Mittagsloch“ (4. August 1938)

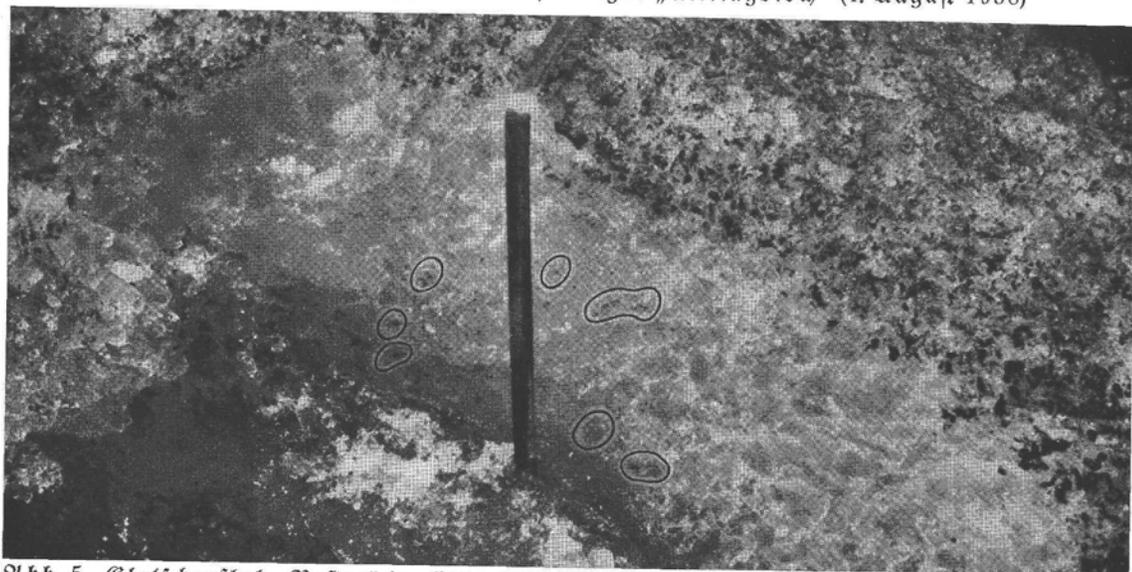


Abb. 5. Gletscherfloh-„Nester“ im Eis. Die Oberfläche ist reich mit Schlamm bedeckt. Die Ringe umschließen „Nester“. Der Bug des Meßbandes befindet sich zwischen 23 und 24 cm



Schmelzwasser auf dem Gletscher

Andere Verhältnisse liegen bei dem ungleich dichteren Gletschereis vor. In Unkenntnis der Struktur dieses Eises und der Beschaffenheit seiner Oberfläche ist es unmöglich, sich auch nur annähernd eine richtige Vorstellung von den Lebensverhältnissen des Gletscherflohes in dieser Umgebung zu machen. Wie jedem Gletscherwanderer hinlänglich bekannt, ist die schneefreie Oberfläche der Gletscher mehr oder weniger reich mit angewehitem und angegeschwemmtem Staub, bzw. Schlamm (dem „Eisstaub“ oder „Kryokonit“ der arktischen Gletscherforscher) und Moränenkutt bedeckt (Abb. 3—5). Da dieser dunkel gefärbt ist, erwärmt er sich verhältnismäßig stark und sinkt daher rascher in das Eis ein, als dessen reine Oberfläche abschmilzt, so daß es zur Bildung eigenartiger Hohlformen, den Kryokonitlöchern, kommt (vgl. Steinböck 1936). Neben zahlreichen Bannen von mehreren bis vielen Zentimetern Durchmesser, die fast stets sonnenorientiert und dann nierenförmig gestaltet sind (sogen. „Mittagslöcher“, Abb. 4), ist die Oberfläche der Alpengletscher übersät mit dünnen, bis einige Zentimeter tiefen Röhrchen, an deren Grunde sich der Schlamm, oft nur in kleinsten Mengen, vorfindet (diese „Mikrokryokonitlöcher“, wie man sie auch nennen könnte, sind es, die dem Gletscher die für den Bergsteiger so erwünschte Rauheit verleihen). Außer diesen an der äußersten Oberfläche befindlichen parallelen, mehr oder weniger weiten Röhren ist die ganze Masse des Eises durchsetzt mit einem dichten System von „Haarspalten“, das dadurch zustande kommt, daß sich der Firnschnee nicht in eine gleichmäßige strukturlose Eismasse umwandelt, sondern allmählich Körper von ganz beträchtlicher Größe herauskristallisiert, das „Gletscherkorn“. Seine Gestalt und Größe läßt Abb. 2 (etwas verkleinert wiedergegeben) ahnen. Wohl schließen die Einzelteile des Gesamtgefüges vorwiegend dicht aneinander, doch bleiben, wie Farbversuche klar dartun (Abb. 2), ganz ansehnliche Spaltenräume erhalten. Diese Haarspalten und die Kryokonitröhrchen, die in der obersten Schicht vielfach ineinander übergehen, sind nun der Wohnraum der Gletscherflöhe, soweit das Eis in Betracht kommt. Hier findet man sie, wenn man mit dem Pickel das Eis anschlägt, zu Duzenden, ja nicht selten zu Hunderten in „Nestern“ beisammen. Die tiefsten solcher gletscherfloherfüllter Hohlräume konnte ich in 30 cm Tiefe feststellen. Abb. 5 zeigt solche noch deutlich bei 20—25 cm Tiefe. Auch wenn man die Verhältnisse kennt, ist man selbst immer wieder überrascht, nach oft vergeblichem Suchen auf der Oberfläche in der Tiefe des Eises solche Mengen dieser Tierchen anzutreffen. Nach Schneefall ändern sich aber, wenigstens nach meinen bisherigen Beobachtungen, die diesbezüglichen Verhältnisse am Gletscher. Die Gletscherflöhe scheinen dann nämlich in größerer Anzahl an der Oberfläche aufzutauhen, als dies sonst der Fall ist. Ob dies nur etwa darauf zurückzuführen ist, daß die kleinen schwarzen Dingerchen auf der blendend weißen Fläche, „wie feiner Ruß verteilt“ (Handschin), dem Beschauer viel mehr in die Augen fallen als auf der schlammbedeckten Eisfläche oder ob es vielleicht die geänderten Lichtverhältnisse in der Tiefe und die anderen Strukturverhältnisse des Schnees sind, läßt sich noch nicht sagen. Jedenfalls fällt auf, daß die spärlichen Angaben über persönlich beobachtete Massenvorkommen unseres Springschwanzes auf Gletschern mehr oder weniger klar von Schneeflächen sprechen, nicht aber von Eis. Dies geht aus den Ausführungen Handschins 1919, 1924 a, 1926 hervor, und so sind auch meine (1931) Beobachtungen über die zahlenmäßige Verteilung des Gletscherflohes am Mittelbergferner nach Neuschneefall gemacht. Jedenfalls scheint mir heute meine feinerzeitige Berechnung (ebenda, S. 709) über die Anzahl der „Flöhe“ auf diesem Gletscher, und darüber hinaus einigermaßen verallgemeinernd, mit 2000 Stück je Quadratmeter im Durchschnitt als sehr vorsichtig berechnet. Nach den Ergebnissen am Sulztalferner (Sommer 1938) dürfte die Zahl auf manchem Alpengletscher wesentlich höher liegen, da sich im Eis (und Schnee) stets mehr Tiere befinden als jeweils an der Oberfläche; es dürfte wohl kaum je vorkommen, daß alle vorhandenen Individuen gleichzeitig auf der Eis- oder Schneeoberfläche erscheinen.

Die Tatsache, daß der Gletscherfloh so gut wie ausschließlich Eis und Schnee zum

Wohnraum erwählt hat, drängt die Frage nach den Temperaturansprüchen dieses Tieres auf. Im Schrifttum finden sich darüber nur ganz allgemein gehaltene Angaben, die auf keinerlei genaueren Beobachtungen beruhen. Man nimmt an, daß unser Springschwanz des Nachts (und bei Kaltwettereinbrüchen wohl auch des Tags) erstarrt im Schnee, Eis oder unter Moränenschutt zubringt, um erst wieder durch die wärmenden Strahlen der Sonne zu neuem Leben erweckt zu werden. Hierbei wird der Farbe des Tieres eine besondere Rolle zugeschrieben, da Schwarz die Wärmestrahlen der Sonne am meisten verschluckt. Immer wieder wird zugleich darauf hingewiesen, daß das dicke Haarkleid (vgl. darüber oben) die so erworbene Wärme zurückhalte und so mit der schwarzen Farbe eine Anpassungserscheinung an seinen eigenartigen Lebensraum darstelle. So lesen wir bei Erhard (1931, S. 110): „Der Gletscherfloh taut z. B. infolge seiner schwarzen Farbe unter Tags, wenn die Sonne auf ihn scheint, auf und friert nachts wieder ein“ (in derselben Abhandlung behauptet E. allerdings S. 203, Anm. 90, daß „der Gletscherfloh vor dem Durchfrieren geschützt“ sei). Ähnlich stellt sich auch Zschokke (1928, S. 132) die Dinge vor: „Das tief-schwarze Kleid, der schützende Borstenbesatz . . . alles wirkt in seiner Weise der tödlichen Abkühlung entgegen und erlaubt dem Gletscherfloh das Dasein auf Eis und Schnee. Mag der Frost der kalten Nacht die Glieder lähmen, die sengenden Sonnenstrahlen des hellen Tages werden den im Firn erstarrten Körper neues Leben schenken.“ Handstein, der beste Beobachter der Ewigschneefauna, nimmt zur Frage des Einfrierens nicht Stellung. Ich habe nun gerade ihr mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft Untersuchungen gewidmet, die ich am Institut „A. Rosso“ am Col d'Olen, Monte Rosa, durchführte.

Die am Indregletscher in rund 3200 m Höhe gefangenen Gletscherflöhe wurden in einer Thermoflasche nach Hause gebracht und dort in Deckelglaschalen von 20 cm Durchmesser und 10 cm Höhe ohne Zusatz von Schnee, Steinen u. dgl. trocken gehalten; die Schalen selbst aber wurden in den noch vom Winter stammenden Firnschnee auf der Nordseite des Institutes gestellt und von dort die Gletscherflöhe, also aus einer Temperatur von rund 0°, nach Bedarf zu den Versuchen geholt. Dazu wurden Schalen derselben Größe mit Schnee gefüllt und in diese Röhrchen von 1 cm Durchmesser gesteckt, die mit Gletscherflöhen besetzt waren; zur Überprüfung der Temperatur wurde ein auf Zehntelgrade geeichter Thermometer in oder neben das Röhrchen gebracht. Verschieden dosierter Zusatz von Natriumchlorid zum Schnee ergab die gewünschten niederen Temperaturen. Soweit es die Sicht zuließ, wurden die Gefäße durch vorgekühlte, wattegefüllte Stofflagen gegen die sonstige 10° nie übersteigende Temperatur des Versuchsaumes abgedichtet. Sollten sehr niedere Kältegrade erzielt werden, wurden unter und über das Beobachtungsgefäß Hilfsgefäße mit Kältemischungen gegeben. Für Dauerversuche und Zeiten, in denen nicht beobachtet werden konnte, so vor allem des Nachts, wurden Thermoflaschen mit Kältemischungen verwendet. Eine ausführlichere Behandlung der angewendeten Methodik sowie der Kälteversuche selbst, die auch auf andere Hochgebirgstiere ausgedehnt wurden (vgl. Steinböck 1939), wird nach ergänzenden Versuchen anderen Ortes veröffentlicht werden.

Das Ergebnis der Laboratoriumsversuche, in Abb. 6 übersichtlich dargestellt, ist folgendes: Temperaturen um 0°, von (?) +5° bis -4° reichend, können als die günstigsten für den Gletscherfloh bezeichnet werden. Bezüglich Höchsttemperaturen erhielt ich keine eindeutigen Ergebnisse; länger andauernde Temperaturen um 15° scheinen schädlich zu wirken. Bei Abkühlung unter -5° trat, namentlich, wenn sie rasch erfolgte, Verlangsamung der Bewegung ein. Weiteres Absinken ergab durchschnittlich bei -8° (-7° bis -9°) einen ersten kritischen Punkt. Hier trat nämlich in der Regel Starre ein, und zwar in der Weise, daß zuerst die Bewegungen der Beine, dann erst die der Fühler eingestellt wurden; namentlich auf Berührungs- und Erschütterungsreize hin wurden diese aber bei scheinbarer Starre noch ausgiebig bewegt. Bei zu rascher Abkühlung und zu langer Einwirkung (einige Stunden) trat in vereinzelt Fällen der Tod ein. Wurde jedoch dieses Stadium überstanden, dann bewegten sich die Tiere nicht nur sofort wieder sehr lebhaft, wenn sie in höhere Temperaturen (es genügte schon -4°, ja -5°) versetzt wurden,

sondern sie ertrugen unter lebhaftem Umherkriechen nunmehr eine neuerliche Abkühlung bis  $-10^{\circ}$ , ohne Anzeichen einer Starre zu zeigen. Diese stellte sich erst wieder unter  $-10^{\circ}$  bis  $-12^{\circ}$  ein. Da dieses Stadium beträchtlich mehr Todesopfer forderte, muß hier der zweite kritische Punkt angefaßt werden. Auch da ergab ein Rückversetzen in höhere Grade, unter Umständen schon bei  $-8^{\circ}$ , sofort oder alsbald lebhaftere Bewegung. Nun kann von Überlebenden weiteres Abkühlen bis rund  $-15^{\circ}$  ertragen werden, wobei sich allerdings die Bewegungen schon sehr verlangsamten. Schließlich stellt sich unter  $-15^{\circ}$  bei neuer Starre ein dritter kritischer Punkt ein, der nur mehr von wenigen und nicht sehr lange überstanden wird. In einem Falle überlebten sechs Tiere die niedrigste erzielte Temperatur von  $-19,1^{\circ}$  durch eine Stunde; in  $-6,1^{\circ}$  übertragen, bewegten sie sich alsbald wieder. Es war mir wegen Zeitmangel (und auch geeigneter Apparatur) nicht möglich, sozusagen unmerklich tiefe Temperaturen, so z. B.  $-10^{\circ}$  in langsamer Abkühlung, auf viele Tage verteilt, zu erreichen. Ich glaube, daß in solchen Fällen das Auftreten eines ersten und zweiten kritischen Punktes ausfällt und die Tiere dann erst etwa beim dritten kritischen Punkt oder bei noch tieferen Temperaturen in Starre verfallen.

Wie ist nun die im Versuch immer wieder festgestellte Starre zu bewerten? Handelt es sich, wie Erhard meint, tatsächlich um ein „Einfrieren“ mit nachfolgendem „Aufstauen“? Eine derartige Ansicht kann aus theoretischen Gründen von vornherein abgelehnt werden; übermäßig abgekühltes Protoplasma wird durch Eisbildung schwer geschädigt. Wir haben keinen Grund zur Annahme, daß dies beim Gletscherfloh anders sei. Es sprechen aber auch meine Versuche eindeutig dagegen. Da bei raschem Abkühlen sofort Starre eintritt, müßte stundenlange Einwirkung von etwa  $-10^{\circ}$  unbedingt den Zustand restlosen Einfrierens bedeuten, wenn Starre damit gleichzusetzen wäre. Bringt man aber derart erstarrte Tiere unvermittelt in höhere Temperaturen — es genügen, wie gezeigt, schon  $-4^{\circ}$ , ja  $-6^{\circ}$  —, so bewegen sie sich zumieist schlagartig sehr lebhaft, was unmöglich wäre, befände sich ihr Protoplasma tatsächlich in gefrorenem Zustand. Die schon vorerwähnte Tatsache, daß einzelne diesen Temperaturerniedrigungen erliegen, spricht auch dagegen. Es muß vielmehr gerade in diesen Fällen angenommen werden, daß der Tod eben durch Einfrieren eingetreten ist; vorsichtigstes Überführen in allmählich höhere Wärmegrade konnte auf diese Art erstarrte Tiere niemals mehr retten. Daß Starre nicht mit Einfrieren gleichzusetzen ist, beweist auch die mehrfach beobachtete Erscheinung, daß Tiere in diesem Zustand auch noch bei Temperaturen bis zu  $-15^{\circ}$  und etwas darunter Beklopfen des Röhrchens mit Fühlerbewegung beantworten. Schließlich spricht auch noch die Erscheinung dagegen, daß rasches Versetzen in große Kälte (um  $-9^{\circ}$ ) schlagartig Starre zur Folge hat, die ebenso schlagartig weicht, wenn die Tiere sofort wieder in höhere Temperaturen gebracht werden; die Kürze der einwirkenden Zeit schließt sowohl die Möglichkeit des Einfrierens wie des Aufstauens des Protoplasmas aus. Entsprechend niedere Temperaturen versetzen also den Gletscherfloh in eine Kältestarre, die aber mit Einfrieren nichts zu tun hat. Ganz abwegig wäre es, zu glauben, die Gletscherflöhe würden vielleicht über Nacht mit dem Erfstarren des Wassers mit im Eise einfrieren und mit aufsteigender Sonne wieder aufstauen. Es zeigte sich bei den Versuchen stets, daß Feuchtigkeit in den Röhrchen leicht zu Verklebungen führt und derart benetzte Tierchen beim Abkühlen, bzw. Ansfrieren ausnahmslos zugrunde gehen. Die auffallende Erscheinung, daß rasches und tiefes Abkühlen sofortige Starre zur Folge hat, und noch viel mehr die Tatsache, daß ein rasches Rückversetzen in höhere, aber noch beträchtlich unter dem Nullpunkt liegende Temperaturen zumieist schlagartig ganz normale lebhaftere Bewegungen auslöst, scheint mir weiterhin eindeutig gegen die oben erwähnte Behauptung zu sprechen, daß das Haarkleid gegen Kälteeinwirkung schütze, bzw. die Eigenwärme zurückhalte, also eine wesentliche Rolle im Wärmehaushalt des Tieres spiele. Dagegen wäre es wohl denkbar, daß die verhältnismäßig langen, nach rückwärts gerichteten Haare — sie sind in Abb. 1, die schematisch die Körpergestalt

zeigen soll, der Oberflächlichkeit halber zu kurz, bei Erhard zu lang gezeichnet — beim Schließen in den Haarspalten von Schnee und Eis von Bedeutung sein können.

Wenn wir die Ergebnisse der Versuche in Einklang mit den Verhältnissen in der Natur bringen wollen, dann müssen wir uns vorerst die Temperaturen im Lebensraum des Gletscherfloh vor Augen führen. Gewiß, er hat sich ein eisiges Heim im wahren Sinne des Wortes erwählt, es ist aber, genau besehen, durchaus nicht so unwirklich. Vor allem hat es den Vorteil einer im Laufe des Jahres nur sehr geringen Schwankungen unterworfenen Temperatur. Alle unsere, den Winter im Freien verbringenden Tiere, die nicht in Winterstarre oder -schlaf verfallen, sind ungleich größeren Wärmeveränderungen unterworfen und leiden sicher gelegentlich weit mehr unter der Kälte als jemals der Gletscherfloh. Die Überfülle an Tieren in den Polarmeeren aber lebt, grob besehen, in gleichen Temperaturen. Alle Beobachtungen über die Temperatur des Gletschereises von Hugi 1832 und Ugassiz 1841 bis heute zeigen, daß diese in der Hauptmasse des Eises jahraus, jahrein etwas unter  $0^{\circ}$  beträgt und nur die oberflächlichen Schichten von außen her in geringem Maße beeinflusst werden. Im Sommer erhöht nach Heß 1904 das eindringende Schmelzwasser und die Luft die Temperatur etwas über  $0,0^{\circ}$ . Aber auch im Winter sinkt sie nicht wesentlich tiefer, da der Schnee als außerordentlich schlechter Wärmeleiter die Kälte wirksam abhält (vgl. meine Temperaturmessungen unter Schnee am Hafeletar, Steinböck 1933). Wir können also die im Laufe eines Jahres auftretenden Temperaturschwankungen im Lebensraum des Gletscherfloh auf nur einige wenige Grade veranschlagen. Das aber ist eine Stetigkeit des Klimas, die nur in ganz wenigen Lebensräumen an der Luft lebender Tiere erreicht wird, wie etwa in Höhlen oder tieferen Bodenschichten. Ein Vergleich mit den Ergebnissen meiner Versuche zeigt klar und deutlich, daß die im Laboratorium als günstigste erkannte Temperatur diejenige Temperatur ist, die für den Wohnraum des Gletscherfloh im Ablauf der Jahreszeiten überhaupt in Betracht kommt. Mögen auch noch so jähe Wetterstürze im Sommer und noch so große Kälte im Winter das Hochgebirge heimsuchen, sie beeinflussen infolge der schützenden Schneedecke, die sich auch im Sommer bei Wetterstürzen einstellt, die obersten Schichten des Gletschers gar nicht oder doch nur unwesentlich.

Auf Grund dieser Feststellungen sind wir nun imstande, eine weitere, das Leben des Gletscherfloh betreffende Frage zu beantworten, nämlich die, ob dieser Springschwanz ein Sommertier ist, d. h. die erwachsenen geschlechtsreifen Tiere nur im Sommer auftreten und dann absterben, während der weitaus längere Hochgebirgswinter in einem überwinterrungsfähigen Zustand, d. i. in diesem Falle als Ei mit widerstandsfähiger Schale, überdauert wird, oder ob auch die erwachsenen Tiere in Schnee und Eis den Winter überleben. Nach Handschin (1926, S. 43) sind die Gletscherflöhe „Sommertiere in strengstem Sinne“<sup>2)</sup>. Auf Grund meiner Versuche und der eben dargelegten Temperaturverhältnisse in den Gletschern halte ich diese Meinung für durchaus irrig. Mit dem Eintritt des Winters ändert sich für den Gletscherfloh grundsätzlich nichts, denn zum mindesten in den obersten Lagen seines Verbreitungsgebietes — er wurde bis 3800 m festgestellt — fällt der Niederschlag auch im Sommer nur als Schnee. Es ändern sich, sofern die Tiere im Winter in der Tiefe bleiben, nur die Strahlungsverhältnisse, die ich aber nun nicht mehr als wesentlich betrachte. Zwar wird im Schrifttum (Handschin, Ischokke, Erhard u. a.) der schwarzen Farbe des Tieres im Zusammenhang mit der Strahlung (siehe oben) größte Bedeutung beigemessen, ja, diese soll dem Tier überhaupt erst das Dasein auf Schnee und Eis ermöglichen, doch scheint mir dies zu weit gegangen. Es soll nicht geleugnet werden, daß die schwarze Farbe dem Tier bei Sonnenschein im angedeuteten Sinne Dienste leistet; ebenso sicher ist es aber auch, daß die unmittelbare Sonnenbestrah-

<sup>2)</sup> Bei Handschin nicht gesperrt.

lung für den Gletscherfloh nicht lebensnotwendig ist (wohl aber für sehr viele Hochgebirgsinsekten). Im Gegenteil, ich halte dafür, daß zu intensive, andauernde Bestrahlung (die von Sjöckke als notwendig erachteten „sengenden Sonnenstrahlen des hellen Tages“) durchaus schädlich wirkt. Das fortwährende Kommen und Gehen an der Oberfläche von Firn und Eis, wie ich es bei strahlendem Sonnenschein stets beobachtete, mag darauf zurückzuführen sein, ebenso der auffallende Gegensatz hiezu, nämlich die Massenanhäufungen im Gletscher, die vielfach Tiere in völliger Ruhe darstellen, wie man durch die Eiswand hindurch beobachten kann. Ich bin auf Grund der vorliegenden Tatsachen zur Überzeugung gelangt, daß der Gletscherfloh das ganze Jahr hindurch, also auch im Winter, voll lebensfähig ist, nur zu dieser Jahreszeit selten an der dann fast nahrunglosen Schneeoberfläche auftritt, da ja sein Eiß in und auf dem Eise mit Kryokonit gedeckt ist. Ich habe diese meine Behauptung noch nicht nachgeprüft und finde auch im Schrifttum keinerlei Angaben darüber. Jedenfalls hat im Februar dieses Jahres mein Assistent Dr. An der Lan am Samtalferner (Silvretta-gruppe) in 2700 m Höhe auf meine Aufforderung hin Nachgrabungen unter Schnee angestellt und tatsächlich, den Erwartungen entsprechend, *Isotoma saltans* in großer Menge, 1,70 m unter der Oberfläche, munter angetroffen. Verwunderlich ist dies keinesfalls, da die Springschwänze ja auch in den Niederungen Mitteleuropas und bis hoch hinauf nach Skandinavien sogar im strengsten Winter auf Schnee beobachtet werden können. Handschin (1926) zählt über 30 solcher Arten auf. Wir haben dagegen keinerlei Anhaltspunkte, die darauf hindeuten würden, daß die erwachsenen Gletscherflöhe im Herbst absterben und nur die Eier den Winter überdauern.

Über die Nahrung der Gletscherflöhe liegen nur wenige Beobachtungen vor. Nach älteren Angaben (so Brehm, 4. Aufl.) sollen sie sich von den Leichen auf dem Gletscher zugrunde gegangener Insekten und anderen Kleinlebewesen ernähren. Nach neueren Beobachtungen dagegen (Handschin 1926, Steinböck 1931) scheinen sie aber ausschließlich pflanzliche Nahrung zu sich zu nehmen. Zuzeiten ist es der oft in ungeheuren Mengen auf Gletscher und Firnfelder verwehte Pollenstaub der Koniferen. Auf alle Fälle aber ist eine hinreichende Nahrungsmenge dauernd in dem am und im Gletscher befindlichen Kryokonit oder Gletscherschlamm vorhanden. Untersucht man solchen von irgendeiner beliebigen Stelle des Gletschers — so war es wenigstens auf den ostgrönländischen Gletschern 1937, am Sulztalferner 1938 und auf den nord-norwegischen Gletschern 1939 — unter dem Mikroskop, so sieht man alsbald, daß er sich durchaus nicht nur aus mineralischen Bestandteilen zusammensetzt, sondern er tritt in Form winziger Kügelchen auf, die der Hauptsache nach wohl aus Mineralkörnchen bestehen, aber durch Pflanzenfaserchen zusammengehalten werden. (Eine Erklärung für diese eigentümliche Gestaltung wird anderen Ortes im Zusammenhang mit der Erörterung über das alpine Kryokonitproblem gegeben werden.) Da dieser Gletscherschlamm an der Oberfläche reichlichst vorhanden ist, aber auch in den Kryokonitlöchern und durch diese in den Haarspalten auftritt, so ist also auf jeden Fall für unser Tier Nahrung in genügender Menge vorhanden. Inwieweit auch Schneeealgen, wie das Rote Schneekügelchen, *Chlamydomonas nivalis* Wille, und andere gefressen werden, ist noch nicht sichergestellt.

Die Paarungsverhältnisse und Eiablage sind noch nicht geklärt. Einzig und allein Handschin (1919) macht darüber Angaben. Nach ihm finden sich die Weibchen an Moränen, Steinen usw. zusammen und legen dort an der Unterseite der Steine ihre Eier in solchen Massen ab, daß die Steine, wie er einmal am Unteraargletscher beobachten konnte, wie mit einem feinen orangeroten Pulver bedeckt erschienen. Es ist aber wohl verfrüht, auf Grund dieser einen Beobachtung den verallgemeinernden Schluß zu ziehen, die Eier würden stets an großen Steinen abgelegt, so daß die Weibchen also gezwungen wären, zur Ablage größere Wanderungen zu unternehmen, wie auch die jungen Tiere dann umgekehrt von diesen übermäßigen Anhäufungen abwandern müßten. Nach der bisher von mir festgestellten und auch von

Handschin (1926, S. 41) selbst betonten gleichmäßigen Verteilung über Gletscher und Firnsfelder scheint es mir unwahrscheinlich, daß zur Zeit der Eiablage regelmäßig Massenwanderungen so großen Stiles zu den Moränen hin stattfinden sollten; dort, wo solche nicht in der Nähe sind, dürfte, wenn überhaupt notwendig, der dunkle Kryokonit genügen. Es geht übrigens aus den diesbezüglichen Ausführungen Handschins nicht klar hervor, ob er auch richtige Wandergesellschaften beobachtet hat, wie solche bei Springschwänzen überhaupt aus uns noch nicht näher bekannten Gründen durchaus nicht selten sind, oder nur um Massenaufstreten. Ein solches ist aber, wie ich schon 1931 zahlenmäßig belegte, das normale Auftreten dieses Tieres, das mit irgendwelchen Paarungs- oder Eiablagewanderungen nichts zu tun hat.

Trotzdem sich der Gletscherfloh einen Wohnraum hält, den mit ihm in den Alpen wohl kein anderes Tier ausschließlich teilt, ist er doch vor Feinden nicht sicher. Einen solchen konnte ich (1931) bei seinen Raubzügen verfolgen: „Nach meinen Beobachtungen am Mittelbergferner geht mit voller Sicherheit hervor, daß sich *Parodiellus obliquus*“ (der „Gletscherweberknecht“) ... von lebenden *Isotoma saltans* ernährt. Die Tiere tauchten ... ab 18 Uhr plötzlich zwischen den Blöcken der Moräne auf und liefen nach beiden Seiten auf den verschneiten Gletscher. Verfolgen wir einen Ranker, was ohne Umstände möglich ist, da sie von einem keinerlei Notiz nehmen, auch wenn man ihnen noch so hart auf den Fersen folgt, so können wir jedesmal folgendes beobachten: Das Tier läuft ein paar Schritte auf den Gletscher hinaus und bleibt dann einige Zeit, bis zu mehreren Minuten, unbeweglich stehen. Auf einmal setzt es seinen Lauf fort, ruhig über Hunderte der umhertummelnden Gletscherflöhe hinweg, bis es plötzlich genau ober einem Gletscherfloh stehenbleibt, den Körper herabsenkt und im gleichen Augenblick auch schon die zappelnde Beute erfaßt. In den von mir beobachteten Fällen blieben die Weberknechte stets nur ober quer zur Laufrichtung befindlichen und großen Gletscherflöhen stehen. In dieser Stellung gelangen letztere wohl am sichersten in die stark bewaffneten Zangen der Palpen. Überraschte Beutetiere, die sich durch Sprung retten wollen, fallen dann, sofern sie nicht sofort mit den Chelizeren erfaßt wurden, an irgendeiner Stelle im Mundfeld auf, prallen ab und werden dann von den untergehaltenen Palpen wie in einem Fangkorb aufgefangen. ... Flach am Schnee liegend, konnte ich mitunter für kurze Zeit die Opfer zwischen den Chelizeren noch zappeln sehen, meist jedoch verschwanden die Tiere sehr rasch. Ein Exemplar, in die Hand genommen, hielt den Gletscherfloh fest zwischen den Chelizeren, verlor ihn aber dann in der Konservierungsflüssigkeit. Hatten die Tiere ein Opfer verschlungen, so blieben sie wieder einige Zeit unbeweglich stehen, um sich dann plötzlich wieder zu neuem Fang in Bewegung zu setzen.“ Möglicherweise kommen als Verfolger auch noch jene Spinnen in Betracht, die man häufig auf Schnee und Eis antrifft, wie Vertreter der Gattungen *Lycosa*, *Drassodes*, *Gnaphosa* u. a. (vgl. Steinböck 1939, S. 72), vielleicht vereinzelt auch Milben.

Über die Tätigkeit der Sinnesorgane von *Isotoma saltans*, wie Augen, Geruchsorgane usw., wissen wir, wie übrigens auch von den meisten übrigen Springschwänzen, noch recht wenig, wie denn überhaupt noch vieles aus der Biologie unseres Tieres dunkel ist. Hier steht noch ein reiches Betätigungsfeld offen, auf dem sich manch junger, hochgebirgsbegeisterter Forscher die Sporen verdienen kann. Muß auch das kleinste Ergebnis in hartem Kampf mit der rauhen Hochgebirgsnatur errungen werden, das großartige Erlebnis der Gletschervelt allein entschädigt reichlich für alle Mühen.

#### Schriftenverzeichnis

- Agassiz, L. 1841. Untersuchungen über die Gletscher. Neuchâtel.  
 Desor, E. 1846. Excursions et séjours sur la mer de glace du Lauteraar et Finsteraar.  
 — 1847. Agassiz und seiner Freunde geologische Alpenreisen. Frankfurt.  
 Erhard, S. 1931. Die Tierwelt der Alpen. In: Alpines Handbuch. F. U. Brockhaus, Leipzig.  
 Flaig, W. 1938. Das Gletscherbuch. Ebenda.

- Sandschin, C. 1919. Beiträge zur Kenntnis der wirbellosen terrestrischen Nivalfauna der schweizerischen Hochgebirge. Lüdlin & Co., Piestal.
- 1919a. Über die Collembolenfauna der Nivalstufe. Rev. Suisse, Zool. 27.
- 1924. Die Collembolenfauna des Schweizerischen Nationalparks. Denkschr. d. Schweiz. Naturf. Ges. 60.
- 1924a. Ökologische und biologische Beobachtungen an der Collembolenfauna des Schweizerischen Nationalparks. Verhandl. d. Naturf. Ges. Basel 35.
- 1926. Collembola. Springschwänze. In: Biologie der Tiere Deutschlands 25.
- 1929. Collembola. In: Die Tierwelt Deutschlands. G. Fischer, Jena.
- Seß, H. 1904. Die Gletscher. Fr. Vieweg und Sohn, Braunschweig.
- Sugi, F. S. 1842. Über das Wesen der Gletscher und Winterreise in das Eismeer. Stuttgart und Tübingen.
- Nicolet, S. 1841. Note sur la Desoria saltans. Bibl. Univ. Genève.
- Steinböck, O. 1931. Zur Lebensweise einiger Tiere des Zwigschneegebietes. Zeitschrift f. Morphol. u. Kol. d. Tiere 20.
- 1933. Die Tierwelt Tirols. In: Tirol. Land, Natur, Volk und Geschichte. Herausg. vom Hauptauschuß d. D. u. S. A.-B. Bruckmann R. G., München.
- 1934. Die Tierwelt der Gletschergewässer. Zeitschrift des D. u. S. A.-B. 65.
- 1936. Über Krypokonitböden und ihre biologische Bedeutung. Zeitschrift f. Gletscherkunde 24.
- 1939. Die Runataf-Fauna der Venter Berge. Festschrift des Zweiges Mark Brandenburg d. D. A. B. Bruckmann R. G., München.
- Stöckle, F. 1928. Schneetiere. In: Die Alpen, 4. Stämpfli & Co., Bern.

Abb. 6. Das Verhalten des Gletscherflohs bei verschiedenen Temperaturen. Darstellungsgrundlage die Versuche im Institut „A. Moßs“ auf Col d'Olen (Monte Rosa)

|       |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
|-------|---------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
|       | Einwirkung hoher Temperaturen nicht geklärt. Dauervirkung von +15° scheint schädlich. |                                                                                                                                                       |
| +5    | }                                                                                     |                                                                                                                                                       |
| +4    |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| +3    |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| +2    |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| +1    |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| ± 0,0 |                                                                                       | Optimum.                                                                                                                                              |
| -1    |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| -2    |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| -3    |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| -4    |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| -5    | }                                                                                     |                                                                                                                                                       |
| -6    |                                                                                       | Verlangsamung der Bewegung.                                                                                                                           |
| -7    |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| -8    |                                                                                       | 1. kritischer Punkt; Starre. Nach Überleben dieses kritischen Punktes bei neuerlicher Einwirkung derselben Temperatur noch lebhafte Bewegung möglich. |
| -9    |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| -10   |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| -11   |                                                                                       | 2. kritischer Punkt; Starre. Nach Überleben bei neuerlicher Einwirkung derselben Temperatur ± lebhafte Bewegung möglich.                              |
| -12   |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| -13   |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| -14   |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| -15   |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| -16   | 3. kritischer Punkt; Starre. Zahl der Überlebenden nimmt bedeutend ab.                |                                                                                                                                                       |
| -17   |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| -18   |                                                                                       |                                                                                                                                                       |
| -19   | In einem Fall von 6 Stück durch eine Stunde ertragen.                                 |                                                                                                                                                       |
| -20   |                                                                                       |                                                                                                                                                       |

# Die Tierwelt des Hochgebirges in ihren Beziehungen zur Eiszeit

## I. Teil. Die Tiere mit boreoalpiner Verbreitung

Von Karl Goldhaus, Wien

Die Verbreitung der europäischen Tierwelt zeigt viele Eigentümlichkeiten, die nicht mit den gegenwärtigen klimatischen Verhältnissen im Einklang stehen, sondern nur als Nachwirkung der äußerst ungünstigen Lebensbedingungen während der Eiszeit verstanden werden können. Eine riesige zusammenhängende Gletschermasse, das nordische Inlandeis, bedeckte während der Eiszeit nicht nur ganz Nordeuropa, sondern auch den größten Teil von England und Irland, die Niederlande, das nördliche Deutschland sowie ausgedehnte Gebiete in Polen und Mittelrußland. In Deutschland verläuft der Südrand des nordischen Inlandeises aus der Gegend von Dortmund zum Nordsaum des Harzgebirges, weiterhin über Erfurt und Chemnitz zum Nordfuß der Sudeten. Krakau, Tarnow und Kiew liegen im Bereiche der Moränen des nordischen Inlandeises, das sich unmittelbar bis zum Rand der Nordkarpaten nach Süden vorschob. Von Kiew an ziehen die Stirnmoränen des nordischen Inlandeises gegen Nordosten zum nördlichen Ural. Im Bereiche der mitteleuropäischen Gebirge waren namentlich die Alpen in überaus großer Ausdehnung vergletschert, so daß nur eine wenig breite, im Norden weithin unterbrochene Randzone daselbst während der Eiszeit bewohnbar blieb. Kleinere vergletscherte Gebiete finden wir zur Eiszeit in zahlreichen Gebirgen Europas, die heute vollständig eisfrei sind. Die beigegebene Karte (Tafel 44) gibt ein Bild der Verbreitung der eiszeitlichen Gletschergebiete. Auf den südeuropäischen Halbinseln sind Gletscherspuren in den hohen Gebirgen noch sehr weit im Süden zu beobachten, in Spanien auf der Sierra Nevada, in Süditalien auf dem Monte Sirino bei Lagonegro und auf der Serra di Dolcedorme, in Griechenland auf dem Parnax, dem Taygetos und mehreren anderen Gipfeln. Die eiszeitliche Schneegrenze der Abzugen lag bei 1700 m, jene des zentralen Spanien ungefähr bei 2000 m.

Zur Zeit, als das nordische Inlandeis sich bis an den Rand der Sudeten und Karpaten vorschob, fand eine Fauna von hochnordischem Charakter Eingang in die eisfreien Teile von Mitteleuropa. Die Reste dieser glazialen Fauna wurden an vielen Orten angetroffen. Unter den Säugetieren sind das Renttier, der Moßhufschuh, der Eisfuchs, der Schneehase und die in zwei verschiedenen Arten auftretenden Lemmings bezeichnende Vertreter dieser kälteliebenden Fauna. An kaltes Klima angepasste Tiere waren aber auch das wollhaarige Rhinoceros (*Rhin. tichorhinus*) sowie das Mammut (*Elephas primigenius*), dessen Knochen wiederholt zusammen mit Lemmingresten gefunden wurden. Die meisten dieser Tiere sind wohlbekannte Gestalten. Die Reste des Moßhufschuhes sind weithin ausgestreut über Mitteleuropa, England, Frankreich, das mittlere Rußland und Sibirien; die südlichsten bekannten Fundstellen sind die Gorge d'Enfer in der Dordogne und Hermannstadt in Siebenbürgen. Das Renttier betrat die Alpen und Pyrenäen. Unter den Vögeln war das Alpenschneehuhn während der Eiszeit offenbar recht häufig, da dessen Überreste an sehr zahlreichen Stellen und wiederholt in großer Anzahl gefunden wurden. Man kennt Fossilreste des Alpenschneehuhns unter anderem aus England, Irland, Belgien, den niedrigen Teilen von Frankreich und Deutschland, ferner aus Böhmen, aus den Nordkarpaten, aus Siebenbürgen,

Kroatien, Bosnien, aus mehreren Grotten in den Apuaner Alpen sowie aus der Provinz Santander in Nordspanien. In den niedrigsten Teilen der Alpen lebte während der Eiszeit eine Wirbeltierfauna, in welcher hochnordische Formen mit echten (dem Norden fehlenden) Hochgebirgstieren vergesellschaftet waren. Als Beispiel sei hier auf die Ausgrabungen verwiesen, welche von Mühlhofer in der Höhle von Merkenstein bei Böslau durchgeführt wurden; diese Höhle liegt am Südbhang des Wienerwaldes in einer Höhe von 441 m ü. d. M. und ergab eine reiche eiszeitliche Fauna, in welcher neben anderen Wirbeltieren die folgenden nordischen Arten enthalten waren: Rentier, Lemminge, Schneehase, Eisfuchs, Alpenschneehuhn, Schnee-Eule, Schneeammer, daneben an echten Alpentieren Steinbock, Schneemaus und Alpendohle. Auch Gemse und Murmeltier lebten während der Eiszeit in den Niederungen am Saume der Alpen.

Auch Schnecken und Käferarten von nordischem Charakter wurden im Flachland von Mitteleuropa an verschiedenen Orten in eiszeitlichen Ablagerungen angetroffen. Unter den Schnecken sind *Planorbis Strömi* und *Planorbis arcticus* typische Leitfossilien, die auf kaltes Klima hinweisen. Die reichste eiszeitliche Käferfauna, die wir kennen, wurde von Lomnicki aus dem altdiluvialen Ozokeritton von Boryslaw in Galizien beschrieben. Diese Fauna zeigt in ihrer Zusammensetzung auf das deutlichste den Einfluß kalten Klimas und enthält unter anderem *Diachila arctica*, *Hydroporus lapponum*, *Colymbetes dolobratus*, auch den merkwürdigen, nunmehr ausgestorbenen *Carabus maeandroides*. In der sächsischen Ebene, an mehreren Fundstellen in der Umgebung von Dresden, traf man in eiszeitlichen Ablagerungen die nordischen Käferarten *Simplocaria metallica*, *Otiorrhynchus arcticus* und *Otiorrhynchus dubius*; keine dieser Arten vermöchte in der Gegenwart bei Dresden zu leben.

Als mit dem Ende der Eiszeit die Gletscher zurückwichen und das Klima in Europa wieder um vieles freundlicher und milder wurde, haben die eiszeitlichen kälteliebenden Arten auf diese Veränderung in verschiedener Weise reagiert. Es sind drei verschiedene Typen zu unterscheiden: 1. Manche Arten sind überhaupt ausgestorben; hieher gehören unter den Säugetieren das Mammut und das wollhaarige Rhinoceros, unter den Insekten beispielsweise der bereits erwähnte *Carabus maeandroides* von Boryslaw in Galizien. 2. Andere kälteliebende Arten wurden durch die Erwärmung des Klimas aus Mitteleuropa gänzlich vertrieben und nach dem hohen Norden zurückgedrängt; hieher gehören unter den Wirbeltieren der Moschusochs und der Eisfuchs, unter den Insekten beispielsweise *Diachila arctica*, *Hydroporus lapponum*, *Colymbetes dolobratus*. 3. Als Beispiele eines dritten Typus sind der Schneehase, das Alpenschneehuhn sowie die Käferarten *Simplocaria metallica*, *Otiorrhynchus dubius* und *Otiorrhynchus arcticus* zu nennen. Diese Arten leben in der Gegenwart in Nordeuropa, sie vermochten sich aber auch in Mitteleuropa zu erhalten, indem sie hier in die hochgelegenen Gebirgswälder oder in die Gebiete oberhalb der Baumgrenze zurückwichen. Dadurch entstand unterbrochene (diskontinuierliche) Verbreitung. Zwischen dem Wohngebiet im Norden und den Fundstellen auf den mitteleuropäischen Gebirgen liegt eine breite Auslöschungszone, in welcher diese Tierformen in der Gegenwart allenthalben fehlen. Die Auslöschungszone umfaßt in der Regel die niedrigen Teile von Frankreich und von Mitteleuropa (mit Einschluß von Belgien und Holland), ferner Polen, mit Ausnahme der Karpaten, und das russische Flachland etwa südlich des 55. Breitengrades. Bei vielen Arten ist die Auslöschungszone aber noch wesentlich breiter, andererseits besitzen vereinzelte dieser Arten noch kleine und weithin isolierte Reliktposten im nördlichen Teil des norddeutschen Flachlandes, vorwiegend auf Moränengrund und auf nährstoffarmem Sandboden. Die Tierformen, welche diesen Verbreitungstypus zeigen, bezeichnet man als boreoalpin. Man kann daher folgende Definition geben: Boreoalpine Tierformen sind solche, welche in diskontinuierlicher Verbreitung im Norden von Europa und in den höheren Lagen der Gebirge Mitteleuropas (und teilweise auch

noch Südeuropas und Zentralasiens) vorkommen, im Zwischengebiet aber vollständig fehlen.

Man kennt innerhalb der europäischen Fauna gegenwärtig etwa 170 Tierformen mit borealpiner Verbreitung. Der weitaus größte Teil dieser Arten gehört in die Gruppe der Insekten, aber auch unter den Säugetieren, Vögeln, Schnecken, Spinnen und Krebsen sind in geringer Zahl borealpine Arten vorhanden. Allen diesen Tierformen ist das eine gemeinsam, daß sie nur in ihrem nördlichen Wohngebiet in der Niederung vorkommen, in den mitteleuropäischen Gebirgen aber ausschließlich in höheren Lagen gefunden werden. Viele dieser Arten steigen in Mitteleuropa aus der subalpinen Zone (Gebiet der hochgelegenen Gebirgswälder) bis weit in die alpine Zone (Gebiet oberhalb der Baumgrenze) empor, andere Arten sind in ihrer vertikalen Verbreitung auf eine dieser beiden Zonen beschränkt. Im übrigen beobachten wir an den borealpinen Arten eine große Mannigfaltigkeit der Verbreitungsbilder, und um den borealpinen Verbreitungstypus in seiner ganzen Eigenart darstellen zu können, ist es unbedingt notwendig, diese so verschiedenartig umgrenzten Wohngebiete durch gesicherte Beispiele zu veranschaulichen. Die meisten Tierformen haben keine deutschen Namen, und der Leser möge es daher verzeihen, wenn ich in der folgenden kurzen Zusammenstellung mancherlei lateinische Namen nebst den zugehörigen, mitunter etwas komplizierten Verbreitungsangaben vorzubringen genötigt bin. Man weiß viel mehr von einer Tierform, wenn man ihren Namen und ihre Verbreitung kennt. Die alten Naturforscher, welche den Tieren die wissenschaftlichen Namen gaben, waren nicht nur tüchtige Gelehrte, sondern großenteils auch treffliche Sprachkünstler und haben sich bemüht, wirklich passende Namen auszuwählen, welche das Wesen der benannten Tierform in glücklicher Weise veranschaulichen. Man betrachte in dieser Hinsicht beispielsweise den Namen des Tannenhähers (*Nucifraga caryocatactes* L.); *Nucifraga* ist lateinisch und bedeutet Nußknacker, *caryocatactes* ist griechisch und bedeutet ebenfalls Nußknacker. Man ist zunächst überrascht, daß Linné diese zwei gleichsinnigen Namen nebeneinanderstellte, aber in dem Wort *caryocatactes* ist der eigenartige Ruf des Vogels, der wie ein heiseres krah-krah klingt, in geistvoller Weise nachgeahmt. Und nun die Verbreitung des Tannenhähers; man bekommt Respekt vor diesem kleinen Vogel, wenn man weiß, daß diese in den Alpen häufige Art in den hohen eurasiatischen Kettengebirgen ostwärts bis Japan und Formosa, südwärts bis in den Himalaja und bis Südchina (Yunnan) verbreitet ist. Eine ganz unbändige Lebenskraft kommt in dieser weiten Verbreitung zum Ausdruck. Ebenso wie der Tannenhäher besitzen viele andere borealpine Arten trotz ihrer Beschränkung auf kalte Klimazonen ein erstaunlich ausgedehntes Wohngebiet, welches sie eben während der Eiszeit zu erobern vermochten.

Ich gebe nun im folgenden eine gedrängte Übersicht über die borealpinen Faunenelemente von Europa, wobei manche besonders bemerkenswerte Arten hinsichtlich ihrer geographischen Verbreitung genauer charakterisiert werden.

**Säugetiere.** Die Gruppe der Säugetiere enthält nur eine borealpine Art mit folgender Verbreitung:

1. *Lepus variabilis* Pall. (Schneehase). Irland, Schottland, Spitzbergen, Skandinavien, Finnland, Estland, Ostpreußen, Nordrußland, Nordasien, nördl. Nordamerika, Grönland, — Pyrenäen, Alpen.

**Vögel.** Im strengen Sinne borealpin sind bei den Vögeln nur der Dreizehenspecht und das Alpenschneehuhn; diese beiden Arten gehören nicht zu den Zugvögeln und besitzen folgende Verbreitung:

2. *Picoides tridactylus* L. (Dreizehenspecht). Skandinavien, Finnland, Nordrußland, Livland, Kurland, Nordasien ostwärts bis Kamtschatka, südwärts im Gebirge bis zum Tian-Schan und bis Sze-tschuan, Nordamerika, in den Rocky Mountains südwärts bis Arizona und New Mexico, — Sudeten, Böhmerwald, Alpen, Karpaten, Belesit, höhere Gebirge von Bosnien, Herzegowina, Montenegro und Serbien.

3. *Lagopus mutus* Mont. (Alpensneehuhn). Irland, Schottland, Spitzbergen, Franz Josef-Land, festländisches Nordeuropa (in Schweden südwärts bis Darlekarlien), Nordasien, Japan (auf den hohen Bergen der Insel Hondo), Aleuten, nördl. Nordamerika, Grönland, — Pyrenäen, Alpen.

Unter den Zugvögeln, die alljährlich große Teile von Europa überfliegen, befinden sich drei Arten (Birtenzeißig, Ringamsel, Mornell-Regenpfeifer), die sich wenigstens in der geographischen Verteilung ihrer Brutplätze dem boreoalpinen Verbreitungstypus nähern. Der Mornell-Regenpfeifer (*Charadrius morinellus* L.) brütet nur in Nordeuropa und Nordasien, außerdem oberhalb der Baumgrenze in den Subeten, Karpaten und Ostalpen. Auch beim Tannenhäher (Birbenkrefel) zeigen die Brutgebiete in Europa boreoalpine Verbreitung; die europäische Rasse des Tannenhähers ist Stand- oder Strichvogel, hingegen unternimmt die sibirische Rasse im Winter in manchen Jahren (wenn in Sibirien Nahrungsmangel herrscht) weite Wanderungen, welche sie bis Deutschland, Frankreich und England, ausnahmsweise selbst bis Sardinien und Spanien führen.

Schnecken. Mit voller Sicherheit kann nur die kleine Landschneckenart *Zoogenetes harpa* Gay als boreoalpin bezeichnet werden. Die Art besitzt weite Verbreitung in nördlichen Nordamerika, in Sibirien und im festländischen Nordeuropa und findet sich in Europa außerdem nur noch in den Westalpen (in Birbenwäldern) und im Kaukasus.

Insekten. Keine Tiergruppe ist so formenreich als die Insekten, von denen bereits mehr als 500.000 verschiedene Arten beschrieben wurden. Daher ist auch die Zahl der boreoalpinen Arten in dieser Tiergruppe sehr beträchtlich. Die Verbreitung von 42 boreoalpiner Käferarten wurde in den letzten Jahren genau untersucht, daneben kennt man etwa 50 Schmetterlingsarten, eine größere Anzahl von Fliegen, wenige Schnabelferkel und Hautflügler (darunter zwei Hummelarten), eine Heuschreckenart (*Podisma frigida* Boh.) und zwei Libellenarten mit boreoalpiner Verbreitung. Die folgenden Verbreitungsdaten sind den Gruppen der Käfer und Schmetterlinge entnommen:

4. *Nebria Gyllenbali* Schönh. Island, Färder, Shetland-Inseln, Insel St. Kilda, Schottland, England (im Gebirge), Irland, Norwegen, Schweden, Finnland, Estland, Lettland, nördl. Rußland (südwärts bis in die Gouvernements St. Petersburg, Jaroslaw, Moskau und Kasan), Inseln Kolgudjew, Waigatsch und Nowaja Semlja, Sibirien, nördl. Nordamerika, Grönland, — Pyrenäen, Auvergne, Alpen, Schweizer Jura, Felsberg (Schwarzwald), Subeten, Karpaten, Biharer Gebirge, hoher Apennin der Emilia, Durmitor (Montenegro), Ljubeten (nördl. Albanien), Nila-Planina (Bulgarien).
5. *Bembidium Fellmanni* Mannh. Norwegen, Schweden, Finnland, Kola-Halbinsel, — östl. Teil der Transsylvanischen Alpen.
6. *Bembidium difforme* Motsch. Norwegen, Schweden, Finnland, Kola-Halbinsel, Transbaikalien, — Hohe und Niedere Tatra.
7. *Patrobus assimilis* Chaud. Färder, Shetland-Inseln, Insel St. Kilda, Irland, Schottland, England, Norwegen, Schweden, Dänemark (Sütlund, Sjælland, Læsø), Umgebung von Hamburg und Berlin (sporadisch), Finnland, nördl. Rußland, nordwestl. Sibirien, — Tiroler und Salzburger Alpen, Erzgebirge, Harz, Riesengebirge.
8. *Pterostichus Kokcili* Mill. Halbinsel Kanin, Petschora-Gebiet, — Zentralkette der Ostalpen, Rodnaer Gebirge, Transsylvanische Alpen.
9. *Pterostichus blandulus* Mill. Arktisches Rußland (westwärts bis zur Halbinsel Kanin), Sibirien, — Hohe und Niedere Tatra.
10. *Amara erratica* Duft. Nördl. Norwegen, nördl. Schweden, Finnland (südwärts bis zur Kareliischen Landenge), nördl. Rußland, Sibirien, nördl. Nordamerika, — Pyrenäen, Montagne du Cantal, französischer und Schweizer Jura, Vogesen, Alpen, Schwarzwald, Thüringer Wald, Harz, Subeten, Karpaten, Hochgebirge von Bosnien und Montenegro, Kopaonik, Stara-planina, Nilo-Dagh, Kaukasus.
11. *Mannerheimia arctica* Er. Nordöstl. Norwegen, nördl. schwedisches Lappland, Finnland (südwärts bis 65°), nördlichstes Rußland, Westsibirien, — Stillserjoch (Ortlergebiet), Fundusfeiler (Ostaler Alpen).
12. *Silpha tyrolensis* Laich. Irland, England, Schottland, Hebriden, — Sierra Nevada, Sierra de Guadarrama, Berge bei Cuenca, Serra de Gerez, Kantabrisches Gebirge, Pyrenäen, Salvaget près Castres (Dép. Tarn), Monts d'Aubrac, Haute-Auvergne, Montagne de l'Aligoual (Cévennes), französischer Jura (Le Reculet), Vogesen, Alpen, Hunzrück, Singig (im Rheinland, am Rheinlauf der Ahr), Kottenforst bei Bonn (importiert?), Hoher Vogelsberg, Altvater (Subeten).

13. *Coccinella trifasciata* L. Festsändisches Nordeuropa, Nordasien, Nordamerika (in den Nordbergen südwärts bis S. Colorado), — Alpen von Graubünden.
14. *Helophorus glacialis* Will. Skandinavien, Finnland, Halbinsel Kola, — Kantabrisches Gebirge, Pyrenäen, Sierra Nevada, Hochgebirge von Korsika, hoher Apennin der Emilia, Alpen, Riesengebirge, Hohe Tatra, Berg Sarco in den Transsylvanischen Alpen, Schipka-Balkan, Rhodope-Gebirge, Peristeri östl. von Jannina, Lyzischer Taurus (bei Elmasi).
15. *Corymbites cupreus* F. Irland, Schottland, England, südwestl. Norwegen, Finnland, Nordrußland, Westsibirien, — Sierra de Guadarrama, Pyrenäen, Alpen (auch an der Isar bei München), Montagnes lyonnaises, Auvergne, Jura, Vogesen, deutsche Mittelgebirge vom Schwarzwald und Böhmerwald nordwärts bis in das Hohe Benn und bis in den Teutoburgerwald, Mühlviertel in Oberösterreich, Brdn-Wald in Zentralböhmen, Sudeten, Karpaten, Biharer Gebirge, Bosnien, Nordalbanien, Rilo-Dagh, Schipka-Balkan, hoher Apennin südwärts bis zu den Abruzzen.
16. *Corymbites rugosus* Germ. Gouv. Archangelsk (Petchora-Gebiet), nördl. Ural, Sibirien (südwärts bis zum Altai und bis Transbaikalien, ostwärts bis ins Amurgebiet), Sachalin, Berg Daisetsu auf der Insel Hokkaido, Alaska (?), — Vogesen, Alpen.
17. *Hypnoidus hyperboreus* Gyllh. Nördl. Norwegen (südwärts bis 65° 30'), schwedisches und finnisches Lappland, Kola-Halbinsel, Petchora-Gebiet, Sibirien, Alaska, — französische Alpen, Walliser Alpen, Gran Paradiso, südl. Dolomiten.
18. *Acmaeops smaragdula* F. Skandinavien, Finnland, nördl. und mittl. Rußland, Sibirien, nördl. Mongolei, nördl. Mandschurei, Sachalin, Korea, — französische Alpen, Wallis.
19. *Phytodecta affinis* Gyllh. Norwegen (im Hochgebirge südwärts bis Røssfjelle), nördl. Schweden, nördl. Finnland, Halbinseln Kola und Kanin, Petchora-Gebiet, Sibirien, Alaska, Hudson Bay Territory, Gebirge von Colorado, — Alpen.
20. *Otiorrhynchus morio* F. Nordwestl. Schottland, — Kantabrisches Gebirge, Pyrenäen, Haute Auvergne, Cévennes, Juragebirge, Vogesen, Alpen, deutsche Mittelgebirge vom Schwarzwald und Böhmerwald nordwärts bis Westfalen, Karpaten (südwärts bis in die Transsylvanischen Alpen).
21. *Otiorrhynchus arcticus* Fabr. Grönland, Island, Färöer, Schetlands, Irland, Insel St. Kilda, Schottland, Norwegen, Schweden, nördliches Finnland, Halbinseln Kola und Kanin, — Pyrenäen, Haute Auvergne, Sudeten, Hohe Tatra, Czerna-hora (nordöstl. Karpaten).
22. *Otiorrhynchus dubius* Ström. Grönland, Island, Färöer, Schetland-Inseln, Irland, Schottland, nördl. England, nördl. Jütland (wahrscheinlich ausgestorben), Norwegen, Schweden, Finnland, nördl. Rußland ostwärts bis in das Petchora-Gebiet, Estland, Lettland, nördl. Ostpreußen, — Alpen, Vogesen, Schwarzwald, Böhmerwald, Erzgebirge, Thüringer Wald, Harz, Sudeten, Karpaten (südwärts bis in die Transsylvanischen Alpen).  
Bei dieser Art und ebenso bei den borealpinen Käseflüßern *Otiorrhynchus salicis* und *Barynotus squamosus* sind in Nordeuropa ausschließlich Weibchen vorhanden, welche sich parthenogenetisch (ohne Männchen) fortpflanzen.
23. *Barynotus squamosus* Germ. Nordöstl. Nordamerika (wahrscheinlich importiert), Island, Färöer, Schetland- und Orkney-Inseln, Insel St. Kilda, Irland, Schottland, England, Jütland, Norwegen, Schweden, — Pyrenäen, Mont-Dore, Cévennes.
24. *Pieris callidice* Esp. Nördl. Ural, Hochgebirge Zentralasiens vom Altai südwärts bis zum Pamir, — Pyrenäen, Alpen, Kaukasus, hohe Gebirge von Kleinasien (Tofater Alpen, Sultan-Dagh bei Akhehir), Libanon, Elburs-Gebirge in Nordpersien.
25. *Zygaena exulans* Hochw. Schottland, Skandinavien, — Pyrenäen, Abruzzen, Alpen, Südkarpaten, Schar-Dagh in Albanien.

Spinnen und Milben. Neben fünf sehr kleinen Wassermilben besitzen auch mehrere echte Spinnen borealpine Verbreitung. Die nordeuropäische Spinnenart *Pellenes lapponicus* Sund. lebt auch oberhalb der Baumgrenze in den Alpen und Pyrenäen.

Krebse. In den Alpenseen leben zwei sehr kleine Planktonkrebse mit borealpinen Verbreitung. Die Pyllopodenart *Branchinecta paludosa* Müll., im hohen Norden von Europa, Asien und Amerika sehr weit verbreitet, findet sich in Mitteleuropa nur in der Tatra in mehreren kleinen Hochgebirgsseen.

Die mitgeteilten geographischen Daten lassen erkennen, daß die Wohngebiete der boreoalpiner Tierformen in recht verschiedenartiger Weise umgrenzt sind. Der Grundtypus der boreoalpiner Verbreitung — Nordareal, Südareal, dazwischen Auslöschungszone — ist zwar bei allen diesen Arten festgehalten, aber innerhalb dieses Grundtypus zeigt sich eine Mannigfaltigkeit der Verbreitungsbilder, welche auch in paläogeographischer Hinsicht lehrreich ist. Es entsteht nun die Aufgabe, das Gleichartige zusammenzufassen und dadurch die verwirrende Fülle von faunistischen Einzelheiten dem Verständnis näherzubringen; auch muß es unser Bestreben sein, nach den Ursachen dieser merkwürdigen geographischen Erscheinungen zu forschen. Hierbei werden im folgenden die Südareale und das Nordareal gefondert besprochen, da sich nur auf diese Weise ein klarer Überblick gewinnen läßt.

Bei der Betrachtung der Südareale ergibt sich zunächst die Frage: Wie weit reichen einzelne boreoalpine Arten in Europa nach dem Süden? Da zeigt es sich nun, daß manche boreoalpine Tierformen auf den südeuropäischen Halbinseln noch sehr weit im Süden gefunden werden. Die Iberische Halbinsel trägt boreoalpine Insekten nicht nur in den hohen Gebirgen von Zentralspanien und auf der Serra de Gerez in Portugal, sondern auch noch auf den hohen Gipfeln der Sierra Nevada. Im Apennin reichen boreoalpine Faunenelemente südwärts bis in die Abruzzen, auf der Balkanhalbinsel bis in die Hochgebirge von Nordalbanien (Schar-Dagh) und bis zum Rilodagh in Bulgarien, eine einzelne Art (*Helophorus glacialis*) bringt noch weiter südwärts bis zum Peristeri bei Jannina im südlichsten Albanien. Korrika besitzt nur eine einzige boreoalpine Insektenart, den kleinen Wassertäfer *Helophorus glacialis*, der aber wohl auch durch Wasservögel dahin verschleppt sein könnte. Auf den übrigen Mittelmeerinseln und ebenso in Nordafrika sind boreoalpine Tierformen nicht vorhanden. Der Dreizehenspecht, die Käferarten 4. *Nebria Gyllenhali*, 10. *Amara erratica*, 12. *Silpha tyrolensis*, 14. *Helophorus glacialis*, 15. *Corymbites cupreus* und die Schmetterlingsart 25. *Zygaena exulans* bieten Beispiele für die mehr oder minder weite Ausbreitung boreoalpiner Tierformen in Südeuropa. Im zentralen und südlichen Spanien, im Apennin, auf der Balkanhalbinsel und im Kaukasus leben nur solche nordische Tierformen, die auch in den Hochgebirgen von Mitteleuropa gefunden werden.

Die Zahl der boreoalpiner Arten, die auf den südeuropäischen Halbinseln vorkommen, ist aber doch relativ gering, viel häufiger sind solche Arten, die bereits in den Alpen und Südkarpaten, teilweise auch in den Pyrenäen ihre Südgrenze erreichen. Die Wirbeltiere 1. Schneehase, 3. Alpenschneehuhn, die Käferarten 20. *Otiorrhynchus morio*, 22. *Otiorrhynchus dubius* und die Spinnenart *Pellenes lapponicus* sind Beispiele für diesen Verbreitungstypus. Schließlich gibt es ganz vereinzelt boreoalpine Arten, die in den Alpen nicht vorkommen und deren Südgrenze weit nördlich der Alpen gelegen ist. Hierher gehören die Raubkäferart *Boreaphilus Henningianus* (in Mitteleuropa nur auf der Hohen Rhön), ferner die Laufkäfer 6. *Bembidium difficile* und 9. *Pterostichus blandulus* (beide in Mitteleuropa nur in der Tatra).

Sehr große Verschiedenheiten bestehen bei den boreoalpiner Arten hinsichtlich der Größe ihres Wohngebietes in den Südarealen. Wir haben hier zunächst manche Arten mit sehr ausgedehnter Verbreitung in den Südarealen. Als Beispiele seien genannt die Käferarten 4. *Nebria Gyllenhali*, 10. *Amara erratica*, 14. *Helophorus glacialis* und 15. *Corymbites cupreus*. Daneben gibt es andere Arten, bei welchen das Wohngebiet in Mitteleuropa schon viel mehr reduziert und in weit auseinanderliegende Teile zerrissen ist. Ein schönes Beispiel bietet der Rüsselkäfer 21. *Otiorrhynchus arcticus*. Schließlich kennen wir boreoalpine Arten, deren Südareal außerordentlich beschränkt ist und die in Mitteleuropa offenbar bereits dem Aussterben entgegengehen. Lehrreiche Verbreitungsbilder bieten in dieser Hinsicht die Käferarten 23. *Barynotus squamosus*, 18. *Acmaeops smaragdula*, 13. *Coccinella trifasciata*, 11. *Mannerheimia arctica*, 6. *Bembidium difficile*, 5. *Bembidium Fellmanni*. Schon

diese wenigen Beispiele zeigen, daß fast in dem ganzen Raum von den Pyrenäen bis zu den Südkarpaten im Hochgebirge einzelne boreoalpine Arten mit extrem reduzierter Reliktverbreitung vorhanden sind. Durch welche Faktoren diese weitgehende Reduktion des Wohngebietes verursacht wurde, ist uns im einzelnen ganz unbekannt. Wir können nur folgendes vermuten: Nach dem Ende der Eiszeit gab es in Europa eine Periode, in welcher das Klima wärmer war und die Baumgrenze in den Gebirgen höher lag als in der Gegenwart; es ist dies die sogenannte postglaziale Wärmeperiode, und wir dürfen vermuten, daß bei manchen besonders kälteliebenden boreoalpinen Arten zu dieser Zeit eine außergewöhnliche Verkleinerung des Verbreitungsgebietes erfolgte. Für alle boreoalpinen Arten, deren Ureal in Mitteleuropa besonders beschränkt erscheint, ist aber diese Erklärung keinesfalls zulässig.

Ich möchte nun die Süddareale verlassen und zur Besprechung des Nordareals übergehen. Auch hier werden wir mit Vorteil zunächst die Frage der Südgrenzen behandeln. Der normale Verbreitungstypus besteht darin, daß die boreoalpinen Arten auf dem europäischen Festland irgendwo in Skandinavien und Finnland ihre Südgrenze erreichen. In Großbritannien sind manche boreoalpine Tierformen auf Schottland beschränkt, andere leben auch im westlichen England in den höheren Gebirgstteilen. In Rußland sind manche Arten südwärts bis in die Gouvernements Moskau und Kasan verbreitet. Es gibt aber auch eine geringe Zahl von boreoalpinen Arten, welche ganz sporadisch an wenigen, besonders geeigneten Stellen noch in Dänemark und in den Moränenlandschaften von Norddeutschland vorkommen. Die Käferarten 7. *Patrobus assimilis* und 22. *Otiorrhynchus dubius* seien als Beispiele genannt. Solche Vorkommnisse von boreoalpinen Arten in Norddeutschland gehören aber, wie gesagt, zu den seltenen Ausnahmen. Sehr häufig aber beobachten wir bei boreoalpinen Tierformen eine Südgrenze im südlichen Skandinavien und im südlichen Finnland oder im Gouvernement St. Petersburg; dies gilt beispielsweise für die Laufkäferart 4. *Nebria Gyllenhali*. Sehr bemerkenswert ist die Verbreitung der folgenden Käferarten, bei welchen die Südgrenze des Nordareals auffallend weit im Norden gelegen ist: 11. *Mannerheimia arctica*, 17. *Hypnoidus hyperboreus*, 19. *Phytodecta affinis*, 10. *Amara erratica*. Die drei erstgenannten Arten sind äußerst kälteliebend, und ihre Südgrenze ist daher aus rein klimatischen Gründen so weit im Norden gelegen. Dagegen wäre eine solche Erklärung für *Amara erratica* nicht zutreffend. Diese Art steigt ziemlich tief in die subalpine Zone hinab und würde im skandinavischen Gebirge noch weit im Süden zusagende Lebensbedingungen finden; sie ist auch nur in Skandinavien auf die nördlichsten Landesteile beschränkt, reicht aber in Finnland südwärts bis zur Karellischen Landenge. Lindroth vermutet wohl mit Recht, daß *Amara erratica* nach der Eiszeit nicht von Süden, sondern von Osten her nach Skandinavien eingewandert ist und noch nicht Zeit gefunden hat, im skandinavischen Gebirge weiter nach dem Süden vorzudringen.

Nun wäre noch die Verbreitung der boreoalpinen Arten in ostwestlicher Richtung genauer zu betrachten. Es gibt boreoalpine Tierformen, die im Norden beinahe zirkumpolar verbreitet sind, aber die Zahl dieser Arten ist gering. Bezeichnende Beispiele bieten 1. Schneehase, 3. Alpenschneehuhn, 4. *Nebria Gyllenhali*. Größer ist die Zahl jener boreoalpinen Arten, welche im Norden über den größten Teil von Nord-europa und Nordasien verbreitet sind, in Nordamerika aber nicht vorkommen (vgl. 18. *Acmaeops smaragdula*). Der Rüsselkäfer 22. *Otiorrhynchus dubius* bewohnt ein sehr ausgedehntes Gebiet in Nordeuropa, fehlt aber in Nordasien. Die meisten boreoalpinen Tierformen besitzen im Nordareal eine weite Verbreitung, es gibt daneben aber auch eine Minderzahl von Arten, deren nordisches Wohngebiet in auffälliger Weise beschränkt ist. Zunächst einige Beispiele von Arten, bei welchen das Nordareal zur Gänze in Westeuropa gelegen ist; als solche sind zu nennen die Käferarten 12. *Silpha tyrolensis*, 20. *Otiorrhynchus morio*, 21. *Otiorrhynchus arcticus*,

23. *Barynotus squamosus*. Wir können diese Beschränkung des Nordareals auf Westeuropa wohl nur durch die Annahme erklären, daß es sich hier um ursprünglich westeuropäische Arten handelt, das heißt um Tierformen, die schon vor der Eiszeit ihr Verbreitungszentrum in Westeuropa besaßen. Während der Eiszeit standen bekanntlich Frankreich, England und Irland untereinander in landfester Verbindung, da der Spiegel des Atlantischen Ozeans um etwa 100 m tiefer lag als in der Gegenwart.

Als merkwürdigen Gegensatz zu diesen westeuropäischen Arten sehen wir andere Insekten, deren Nordareal sich in Europa auf das nordöstliche Rußland beschränkt und von hier ostwärts teilweise bis Ostsibirien oder selbst bis ins nördliche Japan reicht. Als gesicherte Beispiele sind zu nennen die Käferarten 8. *Pterostichus Kokeili*, 9. *Pterostichus blandulus*, 16. *Corymbites rugosus* und der Tagfalter 24. *Pieris callidice*. Es wäre verfehlt, zu glauben, daß diese Verbreitungstypen ganz außergewöhnlich und isoliert stehend seien. Denn dieselbe Verbreitung finden wir bei mehreren boreoalpinen Pflanzen, und zwar bei so bezeichnenden Arten wie *Pinus cembra* (Tanne), *Eritrichium nanum* (Zwergergismeynisch), *Aster alpinus* (Alpenaster). Es handelt sich hier wahrscheinlich um Arten, deren ursprüngliche Heimat in Nordasien gelegen ist und die aus unbekanntem Gründen in postglazialer Zeit nicht nach Finnland und Skandinavien vorzudringen vermochten. Der nördliche Ural ist in zoologischer Hinsicht leider sehr schlecht erforscht, und ich bin überzeugt, daß verschiedene Insektenarten, die man bis jetzt nur aus den mitteleuropäischen Hochgebirgen kennt, sich in Zukunft auch als Bewohner des nördlichen Ural und damit als boreoalpin erweisen werden.

Es sei mir zum Schluß gestattet, noch einige lehrreiche Verhältniszahlen anzuführen. Die zahlenmäßige Verteilung der boreoalpinen Tierformen über die einzelnen Teilgebiete ist für das Verständnis der boreoalpinen Verbreitung von grundlegender Bedeutung. Es ist leider gegenwärtig noch nicht möglich, für die Gesamtheit der boreoalpinen Tiere gesicherte Zahlen zu ermitteln, aber in der Gruppe der Käfer verfügen wir nun über ausreichende Kenntnisse, so daß die festgestellten Verhältniszahlen in Zukunft nur mehr geringfügige und unwesentliche Änderungen erfahren werden. Die Gesamtzahl der genau untersuchten boreoalpinen Käferarten beträgt 42; der Bestandsstand der einzelnen nordischen Gebiete an boreoalpinen Käferarten ist nun folgender: Skandinavien und Finnland 37, Nordasien 25, Großbritannien 16, Irland 10, Färöer 8, Island 8, Grönland 4, Väreninsel 1.

Wie man sieht, gibt es eine Reihe von boreoalpinen Käfern, die nicht in Sibirien vorkommen, hingegen nur fünf boreoalpine Käferarten, die in Skandinavien fehlen. Wir sehen auch, daß die Färöer, Island, Grönland relativ arm sind an boreoalpinen Käfern; hier bestanden offenbar Schwierigkeiten der Einwanderung. Besonders bemerkenswert ist die auffallend geringe Zahl der boreoalpinen Käferarten in Großbritannien und Irland. Zum mindesten in den höheren Gebirgen von Schottland und Wales vermöchte bei den gegenwärtigen klimatischen Verhältnissen eine wesentlich größere Anzahl von boreoalpinen Arten zu leben; wir dürfen vielleicht der Vermutung Ausdruck geben, daß die postglaziale Wärmeperiode hier eine Reihe von besonders kälteliebenden Arten zum Aussterben gebracht hat.

Untersuchen wir nun die boreoalpine Käferfauna der Südareale, so finden wir hier folgende Verhältniszahlen: Alpen 36, Karpaten 30, Sudeten 20, französisches Zentralplateau 14, Harz 11, Erzgebirge 10, Pyrenäen 10, Vogesen 9, Jura 9, Balkanhalbinsel 8, Kaukasus 6, Apennin 4, Hohes Venn 3, Taunus 2, Sierra Nevada 2, Korffia 1. Wir sehen, die weitaus größte Zahl der boreoalpinen Käferarten lebt in den Alpen. Auch die Karpaten sind reich an solchen Arten und an dritter Stelle folgen die Sudeten mit 20 Arten. Die übrigen mitteldeutschen Gebirge, ebenso das Jura-gebirge haben eine viel geringere Zahl von boreoalpinen Arten; diese Gebirge sind zu niedrig und ragen teils überhaupt nicht, teils nur mit sehr kleinen Gebieten über die Baumgrenze empor. Die südeuropäischen Gebirge sind ausnahmslos arm an boreoalpinen

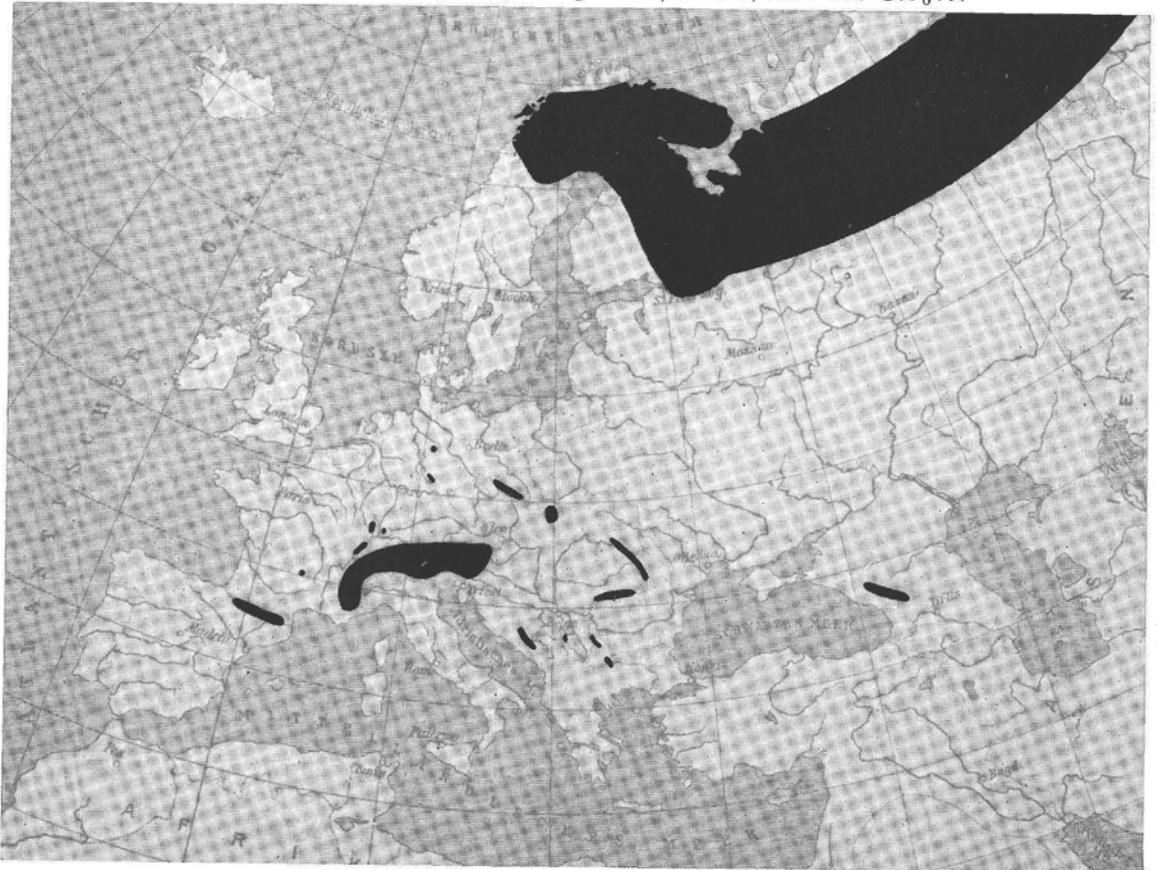
Arten, obwohl hier vielfach sehr ausgedehnte alpine Areale vorhanden sind; diese Gebirge sind aber vom Südrand des nordischen Inlandeises zu weit entfernt, und es war offenbar während der Eiszeit nur relativ wenigen nordischen Arten möglich, so weit nach dem Süden vorzudringen. Besonders wichtig sind die Verhältniszahlen, die wir für den Kaukasus und für die Hochgebirge der Balkanhalbinsel ermittelt haben. Es gibt nämlich mehrere Autoren, welche die Ansicht vertreten, die boreoalpine Verbreitung habe sich gar nicht während der Eiszeit herausgebildet, sondern schon viel früher im Jungtertiär. Diese Autoren glauben, die boreoalpinen Arten seien in Sibirien und Zentralasien entstanden und von hier schon im Jungtertiär auf getrennten Wegen nach Europa eingewandert, und zwar einerseits über Nordwestsibirien nach Nordeuropa, andererseits über Nordpersien, Kleinasien, das ehemalige ägäische Festland und die Balkanhalbinsel bis in die mitteleuropäischen Hochgebirge. Wenn dies der Fall wäre, müßte aber im Kaukasus, in Kleinasien und auf der Balkanhalbinsel eine viel größere Zahl von boreoalpinen Arten vorhanden sein. Es gibt auf der Balkanhalbinsel prächtige und ausgedehnte Hochgebirge, die eine wesentlich größere Zahl von boreoalpinen Arten zu tragen vermöchten. In Wirklichkeit leben aber in den Sudeten, die viel niedriger sind und ein viel kleineres alpines Areal besitzen, insgesamt 20 boreoalpine Käferarten, auf der Balkanhalbinsel nur 8. Die Sudeten wurden aber während der Eiszeit vom Südrand des nordischen Inlandeises unmittelbar berührt, während die Gebirge der Balkanhalbinsel weit davon entfernt waren. Eben die Armut der Balkanhalbinsel an boreoalpinen Arten zeigt uns, daß diese Arten nicht im Jungtertiär aus Zentralasien, sondern während der Eiszeit von Nordeuropa her eingewandert sind. Wir haben hier also den überzeugenden Beweis, daß der boreoalpine Verbreitungstypus tatsächlich während der Eiszeit entstanden ist. Auch die Tatsache, daß viele boreoalpine Arten in Asien gar nicht vorkommen, spricht gegen die Annahme einer asiatischen Herkunft aller dieser Tierformen.

Die Verbreitung der boreoalpinen Tiere gewährt uns mancherlei Aufschlüsse über die Beschaffenheit der mitteleuropäischen Landschaft während der Eiszeit. Unter den boreoalpinen Tierformen der Pyrenäen, Alpen, Sudeten, Karpaten gibt es zahlreiche Arten, welche vorwiegend oberhalb der Baumgrenze vorkommen, in den höchsten Teilen der subalpinen Zone aber nur auf Waldlichtungen mit grasigem Boden, niemals aber im geschlossenen und dichten Wald zu leben vermögen. Es kann daher in Frankreich und in Mitteleuropa nördlich der Alpen während der Eiszeit nirgends einen geschlossenen Waldgürtel von solcher Ausdehnung gegeben haben, daß er die Wanderung dieser Arten gegen Süden verhindert hätte. Diese Erkenntnis steht in voller Übereinstimmung mit den Feststellungen über die Höhenlage der eiszeitlichen Schneegrenze und mit den Funden von nordischen Tier- und Pflanzenarten in den eiszeitlichen Ablagerungen von Mitteleuropa. Alle diese Forschungen nötigen uns zu der Annahme, daß der Südrand des nordischen Inlandeises von einem breiten Gürtel mit arktischer Tundra begleitet war, an welchen sich weiter im Süden subarktische Baumbestände mit vielen eingestreuten Waldlichtungen angeschlossen.

Wenn eine wissenschaftliche Erkenntnis fertig vorliegt, so erscheint alles so leicht und selbstverständlich und mußte doch unter den größten Schwierigkeiten und Kämpfen errungen werden. Es ist daher ein Gebot der Dankbarkeit, sich der Männer zu erinnern, welche bei Gewinnung dieser Erkenntnisse unsere Wegweiser waren. Der erste Naturforscher, welcher das Phänomen der boreoalpinen Verbreitung aus den klimatischen Verhältnissen der Eiszeit zu erklären versuchte, war der englische Botaniker Edward Forbes. Forbes, der sich auch auf dem Gebiete der Geologie als trefflicher Forscher bewährte, hat bereits im Jahre 1846 in einer ideenreichen Arbeit das Vorkommen nordischer Pflanzen auf den Gebirgshöhen von Großbritannien und Mitteleuropa mit eiszeitlichen Wanderungen in Verbindung gebracht. In den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts herrschte noch die Hallsche Drifttheorie, welche das Vorkommen von skandinavischen Gesteinsblöcken in Großbritannien und Nord-



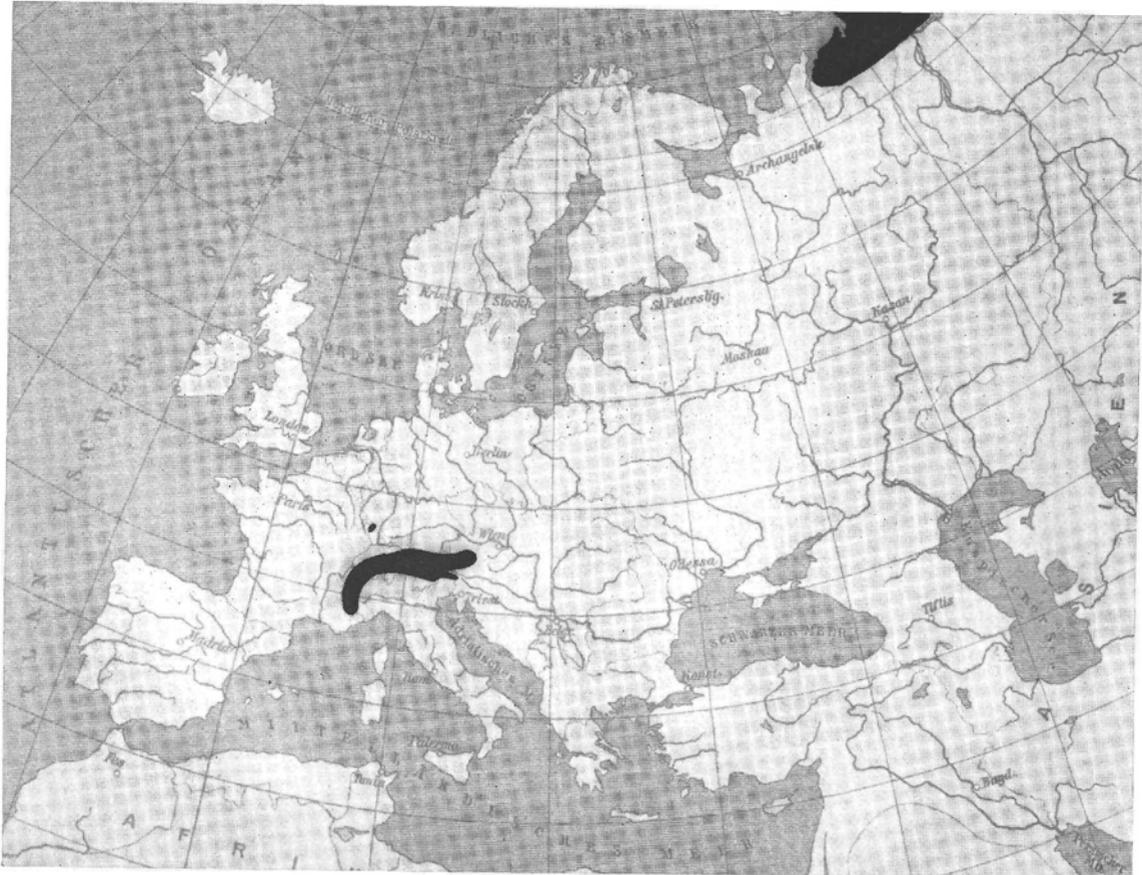
Die maximale Vergletscherung Europas während der Eiszeit



Verbreitung von Amara erraticia Duft.



Verbreitung von *Otiorrhynchus arcticus* Fabr.



Verbreitung von *Corymbites rugosus* Germ.

deutschland durch die Annahme erklärte, daß diese Gebiete während der Glazialperiode von einem ausgedehnten Eismeer bedeckt waren; über dieses Meer hinweg wurden nach Lyell die erraticen Blöcke weithin durch Eisberge verfrachtet. Forbes betont mit Recht die Möglichkeit, daß auch nordische Pflanzen durch solche Eisberge nach dem Süden getragen werden konnten; er weist aber bereits darauf hin, daß diese Erklärung vielleicht nicht ausreichen möchte, sondern daß die nordischen Pflanzen sich während der Eiszeit über eine einheitliche Landoberfläche bis in ihre Süddareale verbreitet haben könnten. Die Drifttheorie, schon vorher vielfach bezweifelt, wurde erst im Jahre 1875 durch Torell endgültig widerlegt. Aber bereits Darwin, welcher im Jahre 1859 in sehr klarer Weise die Entstehung des boreoalpinen Verbreitungstypus auseinandersetzte, denkt nicht mehr an Verschleppung durch Eisberge, sondern an ungehinderte Ausbreitung der nordischen Arten über ein eiszeitliches Festland. In demselben Sinne haben auch die Botaniker Hooker (1862) und Heer (1865, 1884) und der Zoologe Wallace (1876) das Phänomen der boreoalpinen Verbreitung behandelt. Was später folgte, war mühsame und oft sehr schwierige Kleinarbeit, wie sie jeder leisten muß, der in der Wissenschaft die großen Zusammenhänge erfassen will.

#### Auswahl aus dem Schrifttum.

Firbas, Vegetationsentwicklung und Klimawandel in der mitteleuropäischen Spät- und Nacheiszeit. Die Naturwissenschaften, Berlin, XXVII, 1939, Seite 81—89, 104—108. — Gams, Der Einfluß der Eiszeiten auf die Lebenswelt der Alpen. Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen und -Tiere, VIII, 1936, Seite 7—29. — Goldhaus, Kritisches Verzeichnis der boreoalpiner Tierformen der mittel- und südeuropäischen Hochgebirge. Annalen des naturhist. Hofmus. Wien, XXVI, 1912, Seite 399—440. — Goldhaus und Lindroth, Die europäischen Kolopteren mit boreoalpiner Verbreitung. Annalen des naturhist. Mus. Wien, L, 1939. — Nebelsberg, Die eiszeitliche Bergletscherung der Apenninen. Zeitschrift für Gletscherkunde, XVIII, 1930, Seite 141—169; XX, 1932, Seite 52—65; XXI, 1933, Seite 121—136. — Maul, Länderkunde von Südeuropa, Leipzig 1929, 550 Seiten. — Nehring, Über Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit. Berlin 1890, 257 Seiten. — Penck, Die Entwicklung der Flora Europas seit der Tertiarzeit. Wissenschaftliche Ergebnisse des internat. botan. Kongresses, Wien 1905, Seite 12—24, mit Karte; Das Klima der Eiszeit. Verhandlungen der III. internat. Quartär-Konferenz, Wien 1936, Seite 83—97. — Wettstein und Mühlhofer, Die Fauna der Höhle von Merkenstein in Niederösterreich. Archiv für Naturgeschichte, Neue Folge, VII, 1938, Seite 514—558. — Woldstedt, Das Eiszeitalter. Stuttgart 1929, 406 Seiten. — Zschokke, Die Tierwelt der Hochgebirgsseen. Neue Denkschriften der Schweizerischen Gesellschaft für Naturwissenschaften, XXXVII, 1900, Seite 1—400.

# Das untersteirische Berg- und Hügelland

Von Manfred Strafa, Graz

Am Südostrande der Alpen verzahnt sich das Bergland auf das innigste mit dem Tiefland der südöstlichen Räume und bildet in seinem Übergang eine Landschaft, die zwar nicht mehr die hehren Formen des Hochgebirges aufweist, die aber im mannigfachen Wechsel verschiedenartiger Landschaftsformen eine Gegend größter Schönheit und bunter Vielfalt darstellt. In zahlreichen Becken und breiten Tälern greift die Ebene zwischen die Ketten der ausklingenden Alpen ein, die wie eine gewaltige Treppe gegen Osten immer niedriger werden, um schließlich in verschiedenen Stufen ganz gegen die Ebene hin abzufallen. Dafür füllt ein unendlich reichgegliedertes Hügelland weite Teile der offenen Becken. Dieser Dreiklang von Ebene, Hügelland mit den Ausläufern des Alpenlandes erfüllt den ganzen Raum zwischen Mur und Save, ein Land, das Angehörige zweier Völker Heimat nennen, die es in gemeinsamer Arbeit gestaltet haben, die Untersteiermark.

Der Kranz des steirischen Randgebirges, der in großem Bogen die mittelsteirische Bucht einfaßt, wird nur an zwei Stellen von Flüssen durchbrochen und so dem Talverkehr nutzbar, im engen Muredurchbruch zwischen Bruck und Frohnleiten und dem Durchbruch der Drau durch den südlichen Bogen dieses Gebirgszuges. Das Bachergebirge aber hält wie eine mächtige Klammer das Drautal und die Talweitung von Marburg noch mit umschlossen in dem großen Becken der mittelsteirischen Bucht.

Die Südhänge der Koralpe fallen vom 1522 m hohen Bühnertogel, der heute den Grenzpunkt bildet, steil und unvermittelt zum Drautal und zu der nur 670 m hohen Einsattelung des Radlpasses ab, um sich dann gleich jenseits im Kapunertogel wieder auf 1050 m zu erheben. Über den Radlpaß führte durch das ganze Mittelalter die kürzeste Verbindungsstraße zwischen Graz und Klagenfurt. Im Norden sammelt der Markt Eibiswald, im Süden das deutsche Mahrenberg die Straßen, die dann vereint über den Paß führen.

Der Bergzug östlich des Radlpasses bleibt an Höhe stark hinter dem Koralpenzug zurück und wird als Remschnig oder Pöstruck bezeichnet. Es ist ein schmaler Gebirgsrücken, der aus demselben Urgestein wie der Koralpenzug, aus Gneis, Glimmer- und Tonchiefer aufgebaut und bei seiner geringen Kammhöhe bis oben mit Einzelstüdlungen bedeckt ist. Dazu ist viel Wald vorhanden, der vor allem die steilen Hänge und die engen Schluchten bedeckt. Zahlreiche Kapellen blicken von den hohen Kammpunkten weithin ins Land. Kurze, gerade Bäche entwässern den Südfall zur Drau in ihrem Durchbruchstal. Die Siedlungen liegen, besonders auf alten Verebnungsflächen, auf der Höhe des Bergzuges. Südlich von Leutschach verläßt die Reichsgrenze den Pöstruckkamm und führt über die weiche Einsattelung des Pöhnitztales in das Tertiärland der Windischen Büheln. Der letzte Ausläufer des Pöstruckkammes, bereits ins Hügelland vorstoßend, ist der Urbaniberg, dessen weißes Kirchlein weit über das Weinland der Hügel nördlich von Marburg leuchtet. Von ihm hat man nach Süden über das Drautal einen unmittelbaren Blick auf den Waldrücken des Bachergebirges, das hier unvermittelt und steil aus dem Drautal emporsteigt.

In einem weiten nach Norden offenen Bogen erstreckt sich der mächtige Rücken des Bachergebirges vom Draudurchbruch bei Unterdrauburg bis nach Marburg. Der breite, im Süden fast plateauförmige Kamm ist wenig gegliedert, über seine mittlere Höhe von 1300 m erheben sich die höchsten Ruppen des Schwarzkogels (Črni vrh, 1543 m) und des Großkogels (Velika Kopa, 1542 m). Man kann ohne Überwindung größerer Höhenunterschiede lang über die Ruppen des Gebirges wandern. In seinem unteren Teil aber steigt das Gebirge steil und unvermittelt an; tiefe, enge Schluchten und Wasserfälle kennzeichnen den jugendlichen, unausgeglichenen Charakter. Dichte Wälder bedecken die Hänge. Wo Gehängeleisten die Möglichkeit bieten, steigen die Einzelhöfe der Bauern bis hoch hinauf, besonders an den Südhängen, wo ganze Weilersiedlungen auf den flachen Rücken der Seitenkämme Platz finden und der Weinbau bis hoch hinaufsteigt, begleitet von Nussbäumen und Edelkastanien. Einsame Bergkirchlein grühen auch hier von den Bergkuppen ins Tal. Gegen den Kamm lichtet sich der Wald, mit Krummholz bestandene Weide deckt die breiten Rücken, auf denen sich, begünstigt durch das geringe Gefälle und eine meterdicke Verwitterungsschichte, Moore gebildet haben. Dunkle, geheimnisvoll aussehende Seen blicken aus dem Gebüsch. Wegen seiner Eigenart wurde das Gebirge schon früh durch Markierung seiner Wege und durch Bau von Schutzhütten erschlossen. Doch mußten, wie überall in den abgetrennten Gebieten, die deutschen Schutzhütten, so die Marburger Hütte im östlichen Bachergebiet, den Slowenen übergeben werden. Eine verhältnismäßig große Zahl neuererbauter Schutzhütten dient dem Wanderverkehr, so daß das Gebirge in allen seinen Teilen besucht werden kann. Die Täler des Gebirges sind eng und unbewohnt. Nur einzelne Sägewerke und aufgelassene Glashütten beleben die einsamen Schluchten.

Im Norden reicht der Bacher nicht bis zur Drau, sondern es folgt dem Rand des Gebirges eine tertiäre Senkungsmulde, die vom Drautal bei Saal über die Becken von St. Lorenzen und Reifnig gegen St. Primon führt. Doch der Fluß selbst benutzt keineswegs diese Bucht, sondern hat sein Bett mühsam in die Antiklinale des Pohruckgebirges weiter nördlich eingesägt. So trennt heute eine niedrige Vorkette den Bacher vom Drautal. In bewegten Formen ziehen sich diese durch die Abflüsse des Bacher-Nordabfalles in Einzelstöcke aufgelösten, dicht bewaldeten Schieferberge die Drau entlang. In den weiten Tertiärbecken zwischen der Vorkette und dem Bachergebirge liegen die beiden Markttorte St. Lorenzen und Reifnig, von denen der erstere noch heute ein zum großen Teil deutscher Markt ist, wie auch in Reifnig noch mehrere deutsche Familien leben. Nur durch enge Gräben, wie über Maria in der Wüste, gelangen wir an zahlreichen Sägewerken vorbei ins Drautal. Auf den Schuttkegeln dieser Bäche haben sich größere Siedlungen, wie Saldenhofen und Wuchern, entwickelt.

Das Drautal selbst ist ganz ein Teil dieses Berglandes. In mühsamem Lauf bahnt sich der Fluß sein Bett durch das Gebirge, einem engen Durchbruchstal bis Trofin, das, fast ganz siedlungsleer, auf einer Flussseite die Bahn, auf der anderen die Straße trägt. Hier erweitert sich das Tal zu dem Becken von Mahrenberg, das mit eiszeitlichen Schotterterrassen erfüllt ist, in die sich die Drau etwa 20 m tief eingeschnitten hat. Auf den 2 bis 3 km breiten Flächen der Terrassen aber haben sich an wichtigen Stellen um alte Burgen Siedlungen gebildet, so vor allem der auch heute noch fast rein deutsche Markt Mahrenberg am Fuße des Radlpasses, um das alte Schloß der Mahrenberger. Die gerade Anlage des Straßenmarktes am Nordrande des Beckens führt zu klarer Streifenflur der Felder, die heute neben den üblichen Feldfrüchten vor allem Hopfengärten tragen, die Haupteinnahmequelle der Gegend. Lederindustrie hebt die Bedeutung des heutigen Marktes und schafft Ersatz für die verlorene Bedeutung als Paßort. Der nur 6 km entfernte Ort Hohenmauthen liegt gleichfalls auf der Terrasse, die hier durch den Feistritzbach unterwaschen ist. Im Tal selbst liegen alte Eisenhämmer, die Grundlage für ein Eisenwerk und eine Gießerei. Wuchern und Saldenhofen liegen auf dem jenseitigen Drauufer an der Eisenbahn. Das Volkstum

dieser deutschen Volksinsel hängt über die deutschen Einzelhöfe des Pöstruck nur lose mit dem geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet zusammen.

Bei Oberfeising verengt sich das Flußtal wieder ganz und bildet eine lange, schluchtartige Durchbruchsstelle bis Faal. Der dichte Drauwald bedeckt beide Hänge des Tales. Fast das ganze Tal ist siedlungsleer, nur kleine Orte, wie Fresen und St. Oswald, sind Sammelpunkte für das Holz aus den Bergen, das von hier, wie vom ganzen oberen Drautal, auf großen Flößen die Drau abwärts in die holzarmen Teile des Landes und nach Ungarn geführt wird. Das Wildwasser der Drau in ihrem Durchbruchstal macht die Flößerei zu einem schwierigen Handwerk. Der Durchbruch in seiner Gesamtheit legt sich wie eine Sperrzone quer über den Fluß. Diese Grenzkräft tritt uns auch in der historischen Bezeichnung der sogenannten „Windischen Mark“ entgegen, die auch die „Mark hinter dem Drauwalde“ genannt wurde. Das verhältnismäßig starke Gefälle der Drau wurde wenige Jahre vor dem Kriege durch das große Elektrizitätswerk Faal nutzbar gemacht. Es sollte vor allem zur Unterstützung der mittelsteirischen Industrie dienen, was durch die Grenzziehung unmöglich gemacht wurde, so daß es heute nicht einmal zur Hälfte ausgenutzt ist. Unter Faal tritt die Drau in die Tertiarmulde ein, die das Bachergebirge am Nordhang begleitet. Breite Schotterterrassen säumen den Fluß zu beiden Seiten, Auenwälder bedecken den unfruchtbaren Boden. Zahlreiche größere Siedlungen umsäumen in fast geschlossener Folge den Nordostrand des Bachers, der bereits die Weinorte Marburgs, Dickern und Rottwein, trägt.

Wo aber der Fluß austritt aus dem Bergland des mittelsteirischen Randgebirges und im breiten Draufeld seinen Lauf führt, wo sich die Straße von Kärnten nach Ungarn kreuzt mit der wichtigen Straße Wien—Triest, die hier die Drau überseht, hat sich als Brückenstadt Marburg gebildet. Auf dem heutigen Pyramidenberg stand die alte „Markburg“, zu deren Füßen „auf grünem Wasen“ die feste Stadt errichtet wurde. Wenn wir über die große Draubrücke, die die beiden Terrassenufer der Drau in hohem Bogen überspannt, auf das Südufer des Flusses gehen und von hier nach Norden über die Stadt gegen die nahen Weinberge blicken, sehen wir das urdeutsche Bild der alten Stadt Marburg. Der große, geräumige Hauptplatz mit dem alten Rathaus, der 1919 der Schauplatz der blutigen Ereignisse des 27. Jänner gewesen war, ist nun ein moderner Verkehrsmittelpunkt geworden. Als zweitgrößte Stadt Sloweniens ist Marburg ein bedeutender Verwaltungsmittelpunkt, zu dem sich noch eine nicht unwichtige Textil- und Lebensmittelindustrie gesellt, und zählt heute mit ihren Vororten etwa 50.000 Einwohner. Trotz der starken Zuwanderung slowenischer Elemente, besonders aus dem italienischen Küstenland, und serbischer Beamter und Offiziere, ist auch heute noch der deutsche Charakter der lieblichen Draustadt offensichtlich.

Hier öffnet sich nun das Tal der Drau endgültig, die das Bergland der Alpen verläßt, um durch das untersteirische Hügel- und Pannonische Ebene zuzufließen. Mit ihren großen Schottermassen hat sie das breite Draufeld oder obere Pettauerfeld in Form eines Dreieckes gebildet, an dessen Rand sie nach Südosten fließt. Breite Auenwälder säumen den Fluß, während die hohen Terrassen teils von hohem Föhrenwald, teils von reicher Feldflur überzogen sind, in der sich Kleinwild, wie Hasen, Fasane und Rebhühner, in großer Zahl aufhält. In langer Kette reihen sich die Straßendörfer des Draufeldes aneinander, die bis in verhältnismäßig späte Zeit hinein von deutschen Bauern bewohnt waren, heute aber ganz slowenisch sind. In der Südwestecke des dreieckigen Draufeldes liegt ein ausgedehntes Sumpfgebiet, die „Schretten“. Sumpfwiesen, von Haselgesträuch eingefast, durchziehen die fast menschenleere Ebene, durch die auf Dämmen die Südbahn zum Eisenbahnknotenpunkt Pragerhof führt, wo die Bahnlinie nach Osten abzweigt. Hier am Ostabfall des Bachergebirges klettern die Höfe der Bauern auf die Hänge des Gebirges hinauf, und die

alten Schlösser der Herrschaftsitz, wie Hausampacher, schauen weit über die Ebene. Hier führt auch bei Röttsch eine neuerbaute Autostraße auf die Höhen des Gebirges.

Wenn wir auf der Straße von Marburg nach Pettau fahren, so blickt von der höchsten Spitze der das Draufeld umsäumenden Hügelkette die Feste Wurmberg trübzig zu uns nieder, ein altes Schloß aus der festen Verteidigungskette deutscher Burgen gegen die Angriffe aus dem Osten. In dieser Kette ragt besonders die Burg Oberpettau hervor, als mächtiges Schloß auf der Krone des Bergzuges gelegen, der hier nahe an den Draufstrom herantritt und damit eine einzigartig günstige Lage für die Entwicklung einer Stadt bietet, die bereits von den Römern zur Gründung von Poetovio ausgenutzt wurde, an dessen Stelle heute das verträumte Städtchen Pettau liegt. Einst in der Verteidigung gegen die Türken und später als Handelsstadt an der Straße nach Ungarn von großer Bedeutung, ist es im Eisenbahnzeitalter vollkommen zurückgeblieben und spielt heute nur noch als örtlicher Mittelpunkt eine untergeordnete Rolle. Dem Besucher aber bietet sich das Bild einer reizvollen deutschen Kleinstadt. Die Drau verläßt hier den Rand der Windischen Büheln und pendelt nach Süden zum Nordabfall des Hügellandes der Kollos, wo nun wieder Schloß Ankenstein in beherrschender Lage über den Strom blickt. Von hier aus öffnet sich das Drautal weit, der stark verwilderte Fluß leitet in die Ebenen Kroatiens über. Als letzte Zeugen der deutschen Grenzwaacht schauen die alte Kommende des Ritterordens Groß-Sonntag zu uns herüber und schließlich die feste Stadt Friedau.

Der ganze Raum zwischen Drau und Mur aber wird eingenommen von dem Hügelland der Windischen Büheln, die sich aus den Ablagerungen der späten Tertiärzeit aufbauen. Es ist eine ganz besonders reizvolle Gegend, die durch ihre Mannigfaltigkeit im einzelnen und doch durch ihre Gleichförmigkeit in der Gesamtheit besonders auffällt. Die alten Ablagerungsflächen der Vorzeit sind durch die Flüsse und Bäche ganz zerschnitten, das ganze Hügelland bis ins aller kleinste aufgelöst und jede größere Längelinie für den Verkehr fehlt. Die Straße von Graz nach Marburg, die ursprünglich über den Platfchberg geführt hat, wurde zu Beginn des vorigen Jahrhunderts nach St. Egidii geleitet, von wo sie dem Tal des Zirknitzbaches zur Pöstnitz folgt. Diesen Weg nimmt auch die Eisenbahn. Wo immer wir aber durch das Hügelland wandern, bietet sich uns dasselbe anmutige Bild. Von den Rämmen der Hügel leuchten die weißen Seiten der Wingerhäuschen, neben denen hohe Pappeln als natürliche Blisableiter stehen. Mitunter blicken die dunklen Fenster an der weißen Schmalseite des Hauses wie zwei Augen über die grünen Hänge hinunter ins Tal, und an den besonders erhöhten Punkten ragen kleine Bergkirchlein mit schlanken Türmchen gegen den Himmel. Den sonnseitigen Hang der Hügel decken die Weingärten mit ihrem warmen Grün, und im Frühling leuchten die rosa Blüten der Pfirsichbäume hervor. Die Schattenseite aber, die für den Obstbau nicht mehr geeignet ist, wird von dichtem Mischwald bedeckt. Besonders die oft schmalen Gräben der Talfurchen sind mit dichtem Unterholz bestanden. Meistens aber sind die Täler breit und stark versumpft, schmale Fußstege führen von den Häusern zu den Quellen, nasse Wiesen und an trockenen Stellen Feldland füllen ihre breiten Wannen, die die Siedlungen und die Straßen meiden, denn alle Straßen klettern in steilen Windungen auf die Bergrücken, wo sie vor Rutschungen und Versumpfungen geschützt sind. Deshalb haben sich in diesem Gebiet keine großen Siedlungen ausgebildet, sondern das Siedlungsbild ist wie das Landschaftsbild selbst bis ins aller kleinste aufgegliedert. Erst dort, wo das Hügelland im Osten gegen das Murtal ausläuft, hat sich in Luttenberg wieder ein Mittelpunkt von größerer Bedeutung gebildet, in dessen Nähe sich auch die Heilquellen von Radein befinden. Hier ist die beste Weingegend des ganzen Unterlandes, der in der Gegend von Jerusalem, Nazareth und Groß-Sonntag (Namen, die auf die Zeit des Deutschen Ritterordens zurückgehen) besonders gut gedeiht. Am Nordrand des Hügellandes aber, wo die Mur den Rand des Berglandes unterschneidet, blicken als Zeugen inniger Verbundenheit die Schlösser von Oberradersburg und Obermured

hinüber zu den deutschen Grenzorten, die am jenseitigen Ufer liegen. Im Herbst, wenn die schon südlich warme Sonne vom leuchtendblauen Himmel auf die reifen Weingärten blickt, über die das Lied des hölzernen Windrades, des Klapotek, melodisch klingt, und wenn die mannigfaltigen Laubwälder in allen Farben, vom lichten Gelb bis zum dunklen Rot, leuchten, ist das Land von einer herben und stillen Schönheit, die wohl kaum übertroffen werden kann und jeden in ihren Bann zieht, der mit offenem Herzen durch dieses deutsche Südländchen wandert. So ist es auch nicht verwunderlich, wenn die Bürger der deutschen Städte sich überall in den Windischen Büchern ihre Weingartenbesitze gekauft haben und hier noch ein Stück echter alter Romantik zu Hause ist.

Die Ausläufer der Südlichen Kalkalpen gabeln sich im östlichen Rärnten in den Karawanken bereits in zwei Äste auf, dem nördlichen, der längs der heutigen Reichsgrenze nach Nordosten zur Pexen führt und von da über das Mießtal hinweg seine Fortsetzung im Ursulaberg und dem langgestreckten Weitensteinerzug findet. Der südliche Zweig führt zu den Steiner- oder Samntaler Alpen, die, in der Westecke der alten Untersteiermark gelegen, als eigener Hochgebirgsstock nicht mehr in den Bereich der vorliegenden Betrachtung fallen. Von hier schieben sich nun Kalkketten kufissenartig gegen Südosten vor. Zwischen den beiden nördlichen Kalkketten liegt das obere Samntal mit dem fruchtbaren Becken von Cilli. Zwischen dem nördlichen Weitensteinerzug und dem Bachergebirge breitet sich eine Tiefenzone aus, die sogenannte südsteirische Randfurche, die sich vom Lavanttal her über Unterdrauburg ins Mießlingtal fortsetzt und von hier über Weitenstein in das Drautal bei Gonobis führt. Diese breite Talfurche, in deren westlichen Teil, dem Becken von Windischgraz, breiter Raum für fruchtbares Ackerland gegeben ist, bildete für den mittelalterlichen Verkehr einen bei weitem günstigeren Verkehrsweg als das enge, unwirkliche Drautal, und daher ist zeitweise der Verkehr von Klagenfurt nach Marburg diese Straße gegangen. Viele stolze Burgen, von denen heute allerdings nur noch Überreste vorhanden sind, schützten in geschlossener Kette das Hinterland. Die Markttorte, deren Bewohner in Windischgraz bis und Gonobis noch vorwiegend Deutsche sind, bilden zugleich die Ausgangspunkte für Ausflüge auf das Bachergebirge und in den reizvollen Weitensteinerzug. Von den Almhütten der Raduha, dem durch die Sann abgetrennten nördlichen Teil der Steiner Alpen, zieht sich der Bergrücken als Kranz um das Mießtal bis zum 1700 m hohen Ursulaberg, der, von einer Wallfahrtskirche gekrönt, neben der auch ein Suristenhaus steht, ein überaus lohnender Ausichtsberg ist, von dem aus nach Westen man weit über das Mießtal mit seinen Bleibergwerken und den Industrieorten und über die Pforte von Bleiburg ins Rärntnerland blickt. Nach Osten aber schaut man über den Kamm des Bachergebirges hinweg weit in die Ferne, während zu Füßen der deutsche Markt Windischgraz liegt. Von hier zieht sich die Kalkkette, an Höhe weit hinter den westlichen Ketten zurückbleibend, nach Osten und lehnt sich an den Südabfall des Bachergebirges an, so daß der Paßbach sich in einem engen Durchbruchstal, der „huda lukna“, dem bösen Loch, seinen Weg bahnen muß. Diese Klamme, die die Eisenbahn durch Tunnelbauten umgehen muß, bietet die einzige Verkehrsmöglichkeit der westlichen Untersteiermark mit dem oberen Samntal.

Auch der weitere Verlauf des Weitensteinerzuges zeigt diesen in der ganzen Eigenart seines Baues. Die steilen Triaskalkberge steigen unvermittelt aus dem Tal auf, bedeckt mit dichtem Nadelwald, über dem zeitweise die schroffen Kalkfelsen heraus schauen. Trotz seiner mittelmäßigen Höhe ist der Kamm des Gebirges vollkommen unbewohnt, und nur hier und da blickt ein Kirchlein auch von diesen Bergklippen ins Tal. So bildet er landschaftlich eine scharfe Grenze; aber auch im Pflanzenkleid unterscheiden sich die Gebiete südlich des Weitensteinerzuges von denen im Norden dadurch, daß hier die alpine Flora vorherrscht, während weiter im Süden bereits die illyrischen Florenelemente in starkem Maße zunehmen. Diese Grenz Wirkung äußert sich auch in der Geschichte, denn die alte Nordgrenze des Sanngaues verlief über diesen Höhen-



zug, und noch heute bildet er die Dialektgrenze zwischen der windischen und Krainer Mundart des Slowenischen.

Da der Bergzug ja auch im mittleren und östlichen Teil die Wasserscheide zwischen Drau und Save trägt, konnten sich getrennte kleine Lebensräume bilden. Für den großen Verkehr allerdings bedeutet der Weitensteinerzug keine wesentliche Schranke, wengleich Straße und Eisenbahn verschiedene Engpässe und schmale Stellen zu seiner Überwindung benutzen. Landschaftlich bietet er in allen seinen Teilen eigene Reize. So sind die Kalkketten zwischen der Huda Lukna und der Südbahn durch die Flüsse in mehrere kleine Stücke aufgegliedert, die zahlreiche Ruinen alter Burgen tragen, wie Lattenbach bei Gonobitz und viele andere. Wenn man aber von Gonobitz über die Höhen der Gonobitzer Berge zum Südbahnhang des Weitensteinerzuges wandert, trifft man ganz versteckt im Walde im Johannistale die Überreste des Klosters Seiz, der ältesten Karthause auf deutschem Boden, in der Bruder Philipp im 13. Jahrhundert sein mehr als 10.000 Verse umfassendes „Marienleben“ schrieb. Still und verträumt blicken die eisenumspannten Fenster der ehemaligen Kirche mit ihrem wundervollen gotischen Maßwerk in den Wald, der sich von allen Seiten schon in das verfallende Baumwerk hineindrängt.

Senseits der Furche, die etwa durch den Verlauf der Südbahn angegeben wird, sinken allmählich die Triaskalke unter miozäne und oligozäne Schichten, die viel weichere Formen ausbilden, und nur die aufragenden Klippen der Leithakalke haben hier die höchsten Erhebungen gebildet. An dieser Formationsgrenze ragt der königliche Wotsch auf, der mit seinem steilen Kalkkegel einem Vulkan gleicht. Von der Aussichtswarte auf seinem 980 m hohen Gipfel genießt man einen prächtigen Fernblick über das ganze untersteirische Land; kein anderer Platz im ganzen Unterland gewährt einen ähnlich umfassenden Rundblick. Aus dem im Osten immer mehr aufgelösten Gebirge erhebt sich gleichfalls als steile Kalkklippe der Spitze Hut des 883 m hohen Donatiberges, von dem aus sich das Bergland zum Mäzel weiterzieht, der höchsten Erhebung des hier anschließenden Weinlandes der Kollos.

Den Südrand des Weitensteinerzuges begleitet eine Thermenlinie, die sich von Topoltsch am Fuße des Ursulaberges über Bad Neuhaus nach Rohitsch-Sauerbrunn erstreckt, das, am Fuße des Donatiberges in der Nähe des Marktes Rohitsch gelegen, der bedeutendste dieser Kurorte mit ausgedehnten Anlagen ist. Diese liebliche Gegend muß auch der deutsche Minnesänger Wolfram von Eschenbach durchwandert haben, und sie hat ihn so gefangen genommen, daß er sie in seinem Lied, im „Parzival“ verewigt hat.

Wie das Bachergebirge im Süden von einer tiefen Furche begleitet ist, folgen auch dem Weitensteinerzug an seiner Außenseite eine Reihe von tertiären Becken, die durch walddreiche, stille Täler voneinander getrennt, in buntem Wechsel das Landschaftsbild formen. Landschaftlich am anziehendsten ist das Rieherbecken, rings umgeben von Vorbergen der Sanntaler Alpen, und wenn man von hier aus dem Lauf der Sann aufwärts der Autostraße folgt, kommt man über Sulzbach in das wildromantische Logartal mit seinen engen Schluchten und zahlreichen wundervollen Wasserfällen, ein beliebtes und durch die Straße leicht erreichbares Ausflugsziel, von dem aus man aber auch den Weg auf die einsamen Höhen der Sanntaler Alpen findet. Das zweite Becken von Wöllan und Schönstein ist durch ein walddreiches Engtal des Dachbaches mit dem 24 km langen, aber verhältnismäßig schmalen Becken von Cilli verbunden, das wie alle untersteirischen Beckenlandschaften asymmetrisch gegen Norden allmählich über die wein- und waldbedeckten Hänge des tertiären Vorlandes ansteigt, während im Süden die Kalkzüge des Süßferzuges steil zum Flußlauf der Sann mit ihrem durch warme Quellen gespeisten klaren Badewasser hin abfallen. Gegen Westen aber ist das Becken durch eine klare Bruchstufe der Steinalpen abgeschlossen. Durch die warmen Sommer begünstigt, gedeihen in dem fruchtbaren Landstrich Weizen und Mais, doch vor allem hat sich hier ein ausgedehnter Hopfenbau



Oben: Bacherkamm von Gams aus. — Unten: Landschaft der Windischen Büheln in der Nähe der heutigen Reichsgrenze

Lichtbild S. Wennig  
Lichtbild M. Karnitschnigg



Oben: Blick von Johannsberg in der Rollos gegen den Donatiberg Lichtbild M. Karnitschnigg  
Unten: Windisch-Graz mit Ursulaberg Lichtbild S. Wennig

entwickelt, und man kann kilometerweit durch die hochaufgerichteten Hopfengärten gehen. Märkte, früher mit vorwiegend deutscher Bevölkerung, aber auch heute noch Wohnplatz deutscher Familien, wie Sachsenfeld, Fraßlau und Franz, fassen den Verkehr im westlichen Teil des Beckens zusammen, während an dessen Ostrand, wo die Sann sich mit ihrem größten Nebenfluß, der Wogleina, verbindet, um dann in engen Durchbruchstal durch den Tüfferer Bergzug zur Save hin ihren Weg zu suchen, sich in überragender Verkehrslage die deutsche Stadt Cilli an der Stelle entwickelt hat, wo auch schon die Römerstadt Celeja gestanden war. Hier kreuzt sich der Weg vom Norden nach Süden, der als Straße von Cilli das Sanntal aufwärts über den nur 609 m hohen Trojanapaf in das Laibacher Becken führt, während die Eisenbahn heute den Engtälern der Sann und Save folgt, mit der Verkehrslinie von Rärnten nach Kroatien, die früher über Rohitsch nach Ugram führte, während sie heute gleichfalls sann- und saveabwärts verläuft. In seiner überragenden Lage konnte Cilli im Mittelalter unter dem nach ihm benannten Grafengeschlecht zum Mittelpunkt dieses ganzen Boralpenteiles werden; es ist auch heute, wo Metallindustrie und vielfaches Gewerbe durch deutschen Fleiß aufgebaut wurden, eine der betriebsamsten Städte im Nordwesten des neuen Staates. Wer auf den Zinnen des mächtigen Bergfrieds von Obercilli, der mächtigen Grafenburg, steht und weit über das sonndurchglühte deutsche Südländ schaut, den mag eine Ahnung von dem wehrhaften deutschen Kämpfergeist ergreifen, der dieses Land gerodet und gepflegt und vor allem gegen alle Feinde verteidigt hat, die im Laufe der Jahrhunderte vom Südosten angebrandet waren.

Anmittelbar im Süden der Stadt erheben sich erneut die Bergzüge der Kalkvoralpen. Wie Kulissen von Westen nach Osten gestellt, schiebt sich ein Bergzug weiter gegen Osten vor als der vorhergegangene. Sie sind nicht von übermäßiger Höhe, doch unverhältnismäßig steil. In ihnen wechseln die weichen Gesteine des jüngeren Tertiärs mit den Kalkklippen ab, so daß das Bild der Landschaft geformt ist durch den Wechsel der schroffen und steilen Berge mit den Mulden und Talweitungen, die sich dazwischen lagern. Wer das Durchbruchstal der Sann von Cilli südwärts bis Steinbrück durchwandert, erlebt diesen Wechsel in wunderbar schöner Form. Auf enge Durchbruchstücke folgen Becken mit den Thermalbädern Tüffer, dessen Burg ruine von einem steilen Kalksporn hinunterblickt, und Römerbad, dessen schönes, von Deutschen geführtes Kurhaus im waldigen Park der Anhöhe liegt.

Nur der nördliche dieser Kalkalpenzüge liegt noch ganz auf südsteirischem Gebiet und wird allgemein als Tüfferer Bergzug bezeichnet. In deutlichen Bruchstufen von den Steiner Alpen abgesetzt, bleibt er bis zum Sanndurchbruch mit seinen Gipfeln noch immer in beachtlicher Höhe und findet jenseits des Sanntales seine Fortsetzung im Ost, von dem aus man einen wundervollen Blick auf das Cillier Becken genießt und in die Kulissen des unerhört abwechslungsreichen Sanndurchbruches. Wie den Weitensteinerzug, begleitet auch den Tüfferer Bergzug im Süden eine Thermenlinie, die am stärksten bei Tüffer und Römerbad zutage tritt, wo der Sanndurchbruch die tieferen Gesteinschichten bloßlegt. Gleichfalls reihen sich mehrere Tertiärmulden an den Bergzug im Süden an, von denen die Becken von Sagor, Trifail, Hrasnigg und Tüffer durch ihre reichen Braunkohlenlager berühmt geworden sind, die mit einer Jahreserzeugung von über 1 Million Tonnen die reichsten Lagerstätten Sloweniens sind.

Die südlichen Kalkzüge des Saveberglandes liegen alle nur noch zum Teil auf südsteirischem Boden, und sie schneiden alle das Savetal, so daß sich der Fluß durch sie hindurcharbeiten muß. Durch ihre Aufgeschlossenheit nach Südosten war gerade dieser Landesteil sehr den Türkenstürmen ausgesetzt, so daß wir noch alle nach Kroatien führenden Wege an ihren engen Stellen von Burgen und Ruinen besetzt sehen. Die zahlreichen, ehemals deutschen Märkte, wie Montpreis, Peilenstein, Drachenburg, Hörberg und Reichenburg, liegen heute weit ab vom Verkehr und sind zu kleinen örtlichen Mittelpunkten geworden. Als Verteidigungslinie gegen die

Türken haben sie einst große Aufgaben für die ganze deutsche Grenzmark erfüllt. Heute sind sie bedeutungslos. Mit Reichenburg haben wir aber schon das Savetal erreicht und gelangen jenseits des Drlicazuges in das offene Becken des auch heute noch von vielen Deutschen bewohnten südlichsten Städtchens der alten Steiermark: Rann.

Das Savetal war in seinem eindrucksvollen Durchbruchstal durch die Voralpenzüge, in seiner Unwegsamkeit und Wildheit durch über ein halbes Jahrtausend die Südgrenze der Steiermark gewesen. Inzwischen hat die Technik längst die Verkehrseindlichkeit dieses Durchbruchstales überwunden. Die Save ist heute zu der Hauptlebensader des neuen Staates geworden, durch deren Tal die Eisenbahnverbindung der slowenischen Hauptstadt Laibach mit Ugram und Belgrad führt. Damit aber ist das Savetal seiner ehemaligen Grenzfunktion entkleidet, und wir sind auf unserer Wanderung in allmählichem Übergang aus dem eigentlichen Alpenland herausgetreten.

Und wenn wir nun am Ende unseres Weges auf das durchwanderte Land zurückblicken, so drängt sich uns das überaus mannigfaltige Bild vielfacher Verzahnung des östlichen Alpenlandes mit den neuen Landschaftselementen auf, die sich von Osten und Süden vorschoben, eine Verzahnung, die sich nicht nur äußert in Bau und Form des Gebirges, sondern auch dessen Pflanzenkleid wie das Bild der Kulturlandschaft mit umschließt, darüber hinaus aber auch Sinnbild ist für den allmählichen Übergang großer Wirtschafts- und Kulturgebiete. Denn während die Südsteiermark der am meisten landschaftlich genutzte Teil der alten Steiermark war, ist sie heute im Rahmen des südslawischen Staates dessen industriereichster Teil und so im wahrsten Sinne Brücke von der Mitte Europas zum Südosten. Vor allem aber verzahnen sich in diesem herrlichen Bergland die Gebiete deutschen und slawischen Volkstums auf das innigste. In jahrhundertelanger Schicksalsgemeinschaft lebten hier Deutsche und Slowenen unter deutscher Führung und deutscher Kultur friedlich gemeinsam und erfüllten ihre große Aufgabe an der Südostgrenze des Deutschen Reiches. Seit dem Erwachen des slowenischen Nationalismus in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber kämpft das Deutschtum des Unterlandes seinen aufrechten Kampf um seine Lebensrechte und seinen Bestand, besonders seit es vom geschlossenen Deutschtum staatl. getrennt wurde. Und wenn dieser Kampf mitunter auch harte Formen angenommen hat, so konnte er doch nichts ändern an der geschichtlich gewordenen Einheit des Landes, die sich überall äußert, in der tragenden deutschen Kultur und der willigen Zusammenarbeit mit den weiten Kreisen der slowenischen Landbevölkerung, und deshalb bekennen auch wir uns zu den wundervollen Worten des Dichters Ottokar Kernstock, der von seiner verlorenen untersteirischen Heimat sagt:

Aber das Große, das Deutsche und Wenden  
Einmal geschaffen mit rüstigen Händen,  
Heimatbegeistert und brüderlich,  
Kann kein Wandel der Zeiten zerbrechen.  
Dankbar wollen wir's künden und sprechen:  
Steirischer Süden, Gott segne dich!

## Durchs Wipptal

Von R. v. Klebelsberg, Innsbruck

Vom Tyrrhenischen Meer bis in die Steiermark sinkt der Hauptkamm der Alpen nur zweimal unter die Obergrenze der Dauersiedlung ab: am Reschen-Scheideck und am Brenner. Die Hauptwasserscheide tut es ein drittes Mal: am Toblacher Feld. Diese drei Senken haben Tirol zu einem Pashland gemacht, wie kein anderes in den Alpen. Hier hat alte, bodenständige Siedlung das Gebirge überschritten<sup>1)</sup>, hier greift seit dreizehn Jahrhunderten das Deutschtum geschlossen an die Südseite der Alpen über. Die Salzjüge führen über die Pashhöhen hinweg gemeinsame Namen: Bintschgau, Wipptal, Pustertal.

Dem Wipptal<sup>2)</sup> gebührt der Vorrang. Weit öffnet es sich nach Norden, die Pyramide der Serlespitze ist sein Wahrzeichen im Bilde von Innsbruck. An ihren Fuß führen die breiten Flächen des „Mittelgebirges“ hinein, mit den Feldern, Dörfern und Kirchen — fast verfließen sie, im Blicke von der Hungerburg, von einer Seite zur anderen über der engen Schlucht der Sill. Dunkler Wald säumt sie unten und steigt hoch darüber hinauf, bis an die runde Kuppe des Patscherkofels.

Das weite schöne Tor gilt gemeinsam für Wipptal und Stubai. Die Serlescheidet beide. Auch die Fluren des Mittelgebirges weichen in die zwei Täler auseinander, im Zwiesel springt als dritte, hier schönste, die Terrassenfläche von Schönberg vor. Dort hinauf ging die alte Poststraße, auf der Goethe zum Brenner fuhr. Es ist nicht viel, was der Dichterkürst der Erinnerung würdigte, die kleinen Nachfahren aber klammern sich ans Letzte: die Sirbe war es, die heute seinen Namen führt. Gelehrtengeist und Gründlichkeit haben sie angebohrt und an den Jahresringen festgestellt, daß sie's wirklich gewesen sein kann.

Sinter Schönberg, an der „Kalten Kinn“, und gegenüber am Fallerjaner Bach aus dem Urztal, da begann nach altem Brauch das Wipptal.

In schmälere Streifen ziehen die Terrassen hinein. Sie erinnern an letzte große Abschnitte der Talentwicklung. Zu älteren, felsigen Anteilen sind es Reste eines Talbodens aus der Zeit, da die Eintiefung nur erst bis hieher fortgeschritten war, die restlichen, schotterigen Anteile rühren von der viel jüngeren Sohle her, zu der ein schon tieferes Tal wieder aufgeschüttet worden ist. Mit dem Tiefereinschneiden im Fels wie mit dem Wiederausräumen der Schotter ist die Sill bis in die Gegend von Matrei gekommen, dort schließen die randlichen Reste beider Seiten zusammen; Straße und Bahn, bisher am Hang verlaufen, treten in die Talsohle über. Nur die „Salzstraße“,

<sup>1)</sup> Der Maloja-Paß (1817 m) im Engadin liegt an der Siedlungsgrenze. Die Ortschaft Maloja (1805—1817 m), bekannt als Heimat Segantini's († 1899), besteht zur Hauptsache aus Verkehrsstationen (Gast- und Fremdenhäusern) und ist wohl erst in neuerer Zeit zu einer Dauersiedlung geworden, wie auch aus der Zugehörigkeit als Exklave zur weitab gelegenen (durch Casaccia und Vicosoprano abgetrennten) Gemeinde Stampa im Bergell hervorgeht. Auch greift nicht einheitliches Volkstum über den Paß hinüber, es grenzt hier vielmehr rätoromanisches an italienisches Volkstum (vgl. Geograph. Lexikon der Schweiz).

<sup>2)</sup> Schrifttumsverzeichnis S. 175/176.

auf der vor Zeiten das Haller Salz nach dem Süden des Landes verfrachtet wurde, führt längs der alten Talreste, über Lans—Patfch—Ellbögen—Pfons. Herrlich wandert man hier in der Höhe von Igls herein. Den Rückblick schließt die Karwendelfette — im Winterschnee, bei Mondschein, könnte man meinen, eine Himalajafette wär's —, im Sommer schimmern über grünen Wiesen, wogenden Feldern die Firne ums Zuckerhül im Stubai drin. Vorn, in der Brennerfenke, an der Staatsgrenze, erhebt sich der Wolfendorn.

Von waagrechttem Höhenrande schaut die Kirche von Ellbögen bis gegen Matrie hinein. Die Höfe sind weithin verstreut; fast durchaus Einheitsgebäude, Feuer- und Futterhaus hintereinander, die Längsachse parallel zum Hang — so ist's Wipptaler Stil.

Inner Pfons (Tafel 49, Bild 2) geht auch die Siedlung in die Talsohle über. Auf beherrschendem Hügel liegt hier das Matrier Schloß (Tafel 48, Bild 1). Einer der Söge Herzog Otto's, des letzten Andechfers, von dem 1248 die Grafen von Tirol (Meran) die Landeshoheit übernahmen. Der Burghügel ist durch die Sill aus dem östlichen Hang herausgeschnitten worden — sie fand beim Ausräumen der Schotter den früheren Weg nicht wieder und geriet daneben. Der alte Talgrund, links davon, blieb verschüttet, auf der Lehm- („Leim“-) Höhe dort stand die Weste Rapsenbühel; die römische Mansion Matrium wird nahebei vermutet. Matrium und Vipitenum sind erste geschichtliche Namen im Wipptal, sie scheinen schon in den Straßentafeln der römischen Kaiserzeit (3. bis 4. Jahrhundert n. Chr.) auf.

Mit dem Burgfelsen reichen Gesteine ins Tal herab, die sonst erst hoch oben am Miesskopf und in den Tarntaler Bergen vorkommen. Eines von ihnen, der „Matrier Ophikalzit“, ein Serpentinegestein, dunkelgrün bis mattrot, weiß geädert und gescheckt, ist vor Zeiten bei Pfons gebrochen und als Werkstein weithin verschickt worden — Säulen im Wiener Burgtheater geben Proben davon —, es würde verdienen, bei den Bauten des Großdeutschen Reiches wieder zu Ehren zu kommen. Und auch von Westen, am Blaser, sinken die Gesteine gegen das Silltal ab: die „Brennerfenke“ ist schon im inneren Bau des Gebirges, in seinem Strukturverhältnis vorgezeichnet. Am Blaser (2244 m) oben hat vor bald 70 Jahren der damalige Innsbrucker Botaniker A. v. Kerner den ersten Alpengarten angelegt (1870).

Die freundlich grüne Sohle von Matrie (993 m) — Steinach (1050 m) fest nun, der Höhenlage nach, die Terrassen des „Mittelgebirges“ (Mutter's 830 m — Igls 870 m) fort; sie gehört mit ihnen im Sinne alter Talböden zusammen. Nebenan verläuft, leicht erhöht, ein schönes Sockelgelände von Pfons über Schöfens (1060 m) bis kurz vor die Naviser Mündung — alte Ansätze erweisen seine bevorzugte Lage — dann weiter über Mauern (1135 m) gegen Steinach. Reizvolle Wanderungen führen hier entlang, reich an Bildern und Erinnerungen.

Der Einblick nach Navis bietet schon im Vorbeifahren eines der schönsten Bilder an der Brennerbahn: die beiden Kirchen am Taleingang, die Berge im Hintergrund (Geierspizze 2858 m, Neckner 2891 m). Noch schöner ist's, hinaufzusteigen zu den Kirchhügeln und die Landschaft von oben zu schauen. Die Kirche links mit dem Sattelturm, St. Kathrein (1096 m), hat ein altes Schloß abgelöst, Lufenstein. Die Ritter dieses Namens sollen aus Kärnten gekommen sein. Nur Teile der Burgkapelle stehen noch, ihre Mauer fällt mit dem Felsen in die Schlucht ab; als Opferstock war ein römischer Meilenstein eingebaut, in Resten sind noch frühgotische Fresken erhalten. Die Kirche rechts, mit dem Spitzturm, ist Tienzens (1138 m), sie ragt erhöht am Waldrand über einer ebenen Terrassenfläche auf.

Über Steinach steigen breite Wald- und Alpenhänge zum Steinacher Joch hinan, links daneben schaut der Sattelberg vor. Das sind die vordersten der Skiberge des Obernberger Tals. Auf ihren Schieferhöhen kommt Kohle vor; sie rührt von Bäumen her, die in Sümpfen der späten Karbonzeit gewachsen. Von alters her haben die Bauern daraus schwarze Farberde gewonnen. Unter den Schiefem (Quarzphyllit)

liegt der Trias-Dolomit der Tribulaune: Alles ist auf Jüngerer hinaufgeschoben („Steinacher Decke“<sup>2)</sup>).

Die Terrasse unter Tienzens zieht in schmalem Streifen gegen Steinach fort. Auf der Höhe vorher steht die Kirche von Mauern (1135 m; Tafeln 49, 50, Bilder 3, 4). Ein Platz zum Verweilen. In wunderbarem Einklang liegen Natur und Siedlung vor uns. Freudig grün leuchten die Wiesen im Sonnenschein, in sattes Dunkel hüllt der Wald die Hänge, über Vorberge ragt die Serles auf; eine neue Welt öffnet sich in Schräg: Dolomittfelsen steigen hoch zu den Tribulaunen an. Neben dem Wolfendorn schauen Südtiroler Berge herüber, das Hühnerspiel ober Gossensaf. Der Brenner entschwindet in der Verschneidung.

An der Terrasse von Mauern haben schon vorgeschichtliche Siedler Gefallen gehabt. Und auch geschichtlich findet der Ort nach Matreium erste Erwähnung im Silltal (985 „Muron“). Der Name knüpfte wohl an älteres Gemäuer an. Die Kirche, im Grunde romanisch, gilt als älteste der Gegend. Lange Zeit hat sie sich einen Vorrang bewahrt. Aus weitem Umkreis kamen hier die Toten zusammen, durch Jahrhunderte auch die von Hintertux; acht Stunden weit wurden sie übers Joch herüber getragen; im Winter mußten sie warten, bis der Schnee verging. Ein paar der alten „Tuxer Kreuzln“ stehen noch an der Kirchhofmauer. Gerichtlich gehörte Hintertux bis in die Nachkriegszeit ins Wipptal herüber.

Am Kalvarienberg vorbei steigt der Weg nach Steinach ab (Tafel 50, Bild 5).

Das Haupttal setzt sich nun über Stafflach—St. Jodok nach Bals hinein fort. Die hohen Berge im Hintergrund (Tuxer Ramm: Sagwand 3228 m, Hohe Wand 3284 m) tragen Firnfelder. Auch die „Sill“ leitete sich ursprünglich aus Bals her, noch heute gibt es dort Sillhof, Sillalm, Sillar, Sillstköpfl; erst von 1600 an wanderte der Name Sill im einheimischen Gebrauche dem engeren Tale nach brennerwärts.

Westlich zieht, am Fuße des Steinacher Jochs, die Terrasse von Nößlach (Tafel 52, Bild 7) entlang. Hier ist die Landschaft am schönsten. Freie Wiesen, Felder, Höfe zwischen Waldhängen unten und oben, mit herrlicher Sicht in die Ferne. Ein guter Weg führt von Steinach hinan. Mit schönem Rückblick auf Mauern, bis nach Ellbögen hinaus, steigt er sachte durch die Felder zum Waldbrand an — weiße Quarzitefelsen wurden hier für das Ferrosiliziumwerk Matrei gebrochen — und biegt in den walbigen Felper Graben ein. Hier entspringen radioaktive Quellen<sup>3)</sup>. Mit hellen Kalkschrofen schauen die letzten, dünngequerschten Ausläufer des Tribulaundolomits unter den Schieferen der „Steinacher Decke“ vor; auch weiterhin treffen wir sie stellenweise wieder. Schließlich leiten Lärchen und eine sanfte Wiesenmulde zur Höhe über. Hier stehen die ersten der weitverstreuten Höfe, ein Barocktürmchen schmückt die Kapelle (1382 m). Breit, fast eben, führt die Fläche bis an den Rand vor, jenseits unsichtbarer Tiefe schneidet, von St. Jodok an, Bals ins Hochgebirge hinein (Schrammacher 3416 m, Hohe Wand). In der Brennersenke herrschen Wolfendorn und Hühnerspiel.

In leichtem Auf und Ab, flachen und schrägen Streifen verläuft die Terrasse nach Süden. Bläßgelbe Primeln sind ins erste Grün der Wiesen gestreut, an feuchten Flecken, Gerinnen drängt es sich dottergelb. Auf kurzgrasiger Matte blühen Enziane, große und kleine. Unten am Waldbrand stehen Birken und Lärchen im Frühlingkleid. Bald später werden die Wiesen von Nelken rot, von Volden weiß, in breiten Strichen auch graublau — sie bräuchten gar nicht so zu heißen, die Blumen, dieser Landschaft vergift man nicht ... zumal wenn die Berghänge oben noch weiß sind vom Winter-

<sup>2)</sup> Reihe der geologischen Formationen vom Älteren zum Jüngerem: Kambrium, Silur, Devon, Karbon, Perm (diese fünf bilden zusammen das Paläozoikum oder geologische Altertum), Trias, Jura, Kreide (Mesozoikum oder geologisches Mittelalter), Tertiär, Quartär (Känozoikum oder geologische Neuzeit). Der Quarzphyllit wird für paläozoisch gehalten.

<sup>3)</sup> Rund 60 Mache-Einheiten; die Quellen von Bad Frol in Südtirol messen bis 100, die Gasteiner Quellen bis 250 M.-E.

schnee, nur erst die Felsen sich dunkel vom blauen Himmel abheben ... oder wenn sie schon wieder weiß geworden und unten die Herbstsonne in vergilbende Lärchen leuchtet, die Schafe das letzte Grün abweiden. Da und dort ein einsamer Hof, uralte Gemeinschaft von Mensch und Natur, schon im Schatten, wenn das Hochgebirge dahinter noch in der Sonne glänzt. Auch der alte Staffler hat sich begeistert, als er von Nöflach sprach. So nahe die Adern des Weltverkehrs schlagen, wir sind ihm entrückt.

Der Weg verläuft am Oberrande. In Bals drin taucht neben dem Schrammacher der Ölperer (3480 m) auf. Auch nach Schmirn sieht man hinein; links hoch über dem Eingang, auf sonniger Flur mitten im Wald, glitzern die Fenster von Hochgenein, dem obersten Hof weinum: 1668 m. Selbst die Höfe zu innerst in den Tälern, einschließlich Stubai, Pfiersch, Ridnaun und Pfirsch, reichen, gegen die Regel, nicht an ihn heran.<sup>9)</sup> Weiter im Westen (Gurgl, Bent, Schnals, bis zu 2020 m) und Osten (Lappach, Rein, bis 1775 m) steigen sie höher: im Umkreis der Brennersenke sinkt mit der Gebirgs-oberfläche auch die Obergrenze der Dauerfiedlung ab.

Aber der Mitte des Terrassengeländes, beim „Kalkschmied“ (Kapelle 1443 m, der Name hat auf eines der Dolomitoorkommen Bezug), erreicht der Weg seinen höchsten Punkt. Nun steigt er gegen die Obernberger Mündung hin ab. Auf einem Lärchenhügel, schon nahe über Gries, steht die alte Kirche St. Jakob (1302 m; Tafeln 51, 52, Bilder 6, 7). Ein Glanzpunkt der Wanderung. Frei liegt das Tal zum Brenner da, ein enger Spalt gegenüber dem größeren, das nach Obernberg führt. Über schattige Tiefe ragt der Wolfendorn in lichte Höhe, weite Wälder dunkeln zur Seite — eine Alpenlandschaft wie auf alten Gemälden. Das Innere der Kirche birgt einen wertvollen Flügelaltar.

Der Turm von Gries schaut schon über den Wiesenrand. Gleich könnten wir unten sein, wenn's darauf ankäme. Viel mehr aber lockt die „Gasse“ gegen Obernberg hinein. Nicht weit, wieder einmal, Römerstraßengerüchte um sie gehen, wohl aber der schönen Blicke wegen. Bei den Höfen an der Ecke erscheint der Kragentrager, hoch oben am Grat die Landshuter Hütte, im Tale drin der Obernberger Tribunalau; zunächst nur ein Ausschnitt, dann aber am Weg von Vinaders, der alten Pfarre — die Kirche mit ganz eigenartigem Steinhelm —, unten hinaus nach Gries in ganzer Breite und Macht, über dem grünen Grund und dem kristallklaren Bach.

Von Gries zum Brenner ist keine Wahl, nur das Tal. Die Staatsgrenze naht. Ein Steig am westlichen Hange läßt die Straße meiden. Er steigt auf und wieder ab zu dem dickstockigen Kirchl St. Sigmund im Lueg (1225 m), dem alten Zoll; reizend am Waldrand im Talgrund gelegen. Die Idylle lädt zum Träumen ein ... träumen von alter Zeit, da hier stülerrechtes Leben war, durchs Tor die Güter rollten, Fuhrleute Ros und Wagen prüften, „Zoller“ und „Gegenschreiber“ ihres Amtes walfeten ... oder im Wirtshaus drüben, wo das schöne Schild noch hängt, die Becher klangen, die Rede ging von fern und nah, Tiroler Rötel alle einte, ob sie nach Süden zogen oder Norden. Von dem Zollgebäude<sup>10)</sup> steht nur mehr, was der Ewigkeit gewidmet war, das Kirchl; im niedrigen Borraum sind auf Tafeln weißen Sterzinger Marmors die Namen Derer verzeichnet, die auch nach dem Leben hier blieben. Heute rauschen an der Felswand oben die Züge vorbei, gleich schnell hinauf, hinab ... kaum daß man's gewahrt, „das reizende Kirchchen dort unten“, ist es den Blicken schon wieder entschwunden. Zwei Zeitalter auch der Einstellung des Menschen zur Alpennatur: uns begeistert sie, die Steilheit der Hänge, die Höhe der Berge um die Idylle der Tiefe — ehedem überwog das Brauen.

Zwischen Lueg und dem Brennersee grenzten durch Jahrhunderte die beiden Wipptaler Gerichte, Steinach und Sterzing. Erst seit der Staats- liegt auch die Gerichtsgrenze auf der Pashöhe. Bis zum Kriegschluß von St. Germain gehörten

<sup>9)</sup> Nur Pragmar in Sellrain kann sich messen: 1693 m.

<sup>10)</sup> Bild „Tiroler Heimatblätter“ 8, 1930, S. 171.

Brennersee und Venner Tal über die Wasserscheide hinüber zum Gericht Sterzing, Bezirk Brigen. Der „Seezoller“ — das Haus heißt noch so — war das Gegenstück zu Lueg.

Im Zollhaus war ein römischer Meilenstein eingemauert, nahe oberhalb ist altes Pflaster mit tiefen Geleisen freigelegt — hier verlief die Römerstraße sicher im Zuge der heutigen.

Lueg und die anderen Siedlungen zwischen Gries und dem Brennersee bildeten vor Zeiten eine Gemeinde Ritten. Sie ist längst vergessen, in Flurnamen am Padauner Rogel: Rittnerberg, Rittenmahder, Rittengrat aber lebt sie fort. Auch die Gegend von St. Jakob erinnert mit ihrem alten Namen an den Süden, sie hieß Salatsch wie im Vintschgau.

Der Brennersee unterbricht kurz den Anstieg; ein Berggrutsch von Nordosten hat ihn gestaut. Bald nachher aber verflacht die Kurve bei 1358 m plötzlich für Dauer, das Paßtal bleibt für mehr als 6 km zwischen 1370 und 1290 m. Ebenso unvermittelt setzt dann am anderen Ende bei 1292 m der Abfall gegen Gossensaß ein: der Brennerpaß ist das Scheitelfstück eines alten flachen Talstems, dessen Fortsetzung nach Norden und Süden jüngerer Eintiefung zum Opfer gefallen.

Noch früher verlief das Tal westlich hoch über dem heutigen, von der Steinalm (1737 m) zur Aigner Alm (1637 m) und durch den Padauner Sattel (1580 m) nach Vals. Der Padauner Sattel ist seither zum Muster eines Talrumpfs, der Padauner Rogel zum Inselberg geworden.

Die Sill kommt (Ost) vom Griesberg, der Eisak (West) mit dem Wasserfall über der Kirche von der Steinalm herab. Die genaue Festlegung der Wasserscheide im Zwischenfeld hat 1919/20 Schwierigkeiten bereitet; zum Unterschied von Reschen und Innichen hielten sich die Kriegsschließer hier annähernd an sie. Vor hundert Jahren scheint es einfacher gewesen zu sein, da schied der Dachfirst des Postwirthshauses die Wasser, die nördlich flossen zum Schwarzen, die südlich zum Adriatischen Meere ab<sup>7)</sup>.

Das Posthaus ist aus dem alten Schwaighof des „Prennerius de Mittenwalde“ (1280) hervorgegangen. Von ihm, nicht von den Breonen, leitet sich der Name Brenner her, der vom 15. Jahrhundert an üblich wurde. Früher hieß die Gegend nach dem weiten Forst, der sich durch das Paßtal zog, „de Mittenwalde“, auch Wibetwald. Zwei kleine moorige Seen belebten die Landschaft, der eine bei Brenner-Wolf<sup>8)</sup>, der andere nahe den Zollhäusern von heute<sup>9)</sup>. Sonst wird, für frühe Zeit, nur einer größeren Richtung Erwähnung getan, des „Aiterwank“ (d. h. Sittwiese) bei Brennerbad<sup>10)</sup>. Der Bach, der über der Kirche herabkommt, hieß der „Prennerpach“. Erst später, von etwa 1600 an, hat sich der Name Eisak bis hieher durchgesetzt, vor dem verlor er sich bei Sterzing — oder ging eher nach Pfitsch oder Ridnaun hinein. Nur in alten Karten und Reisebeschreibungen wurden „Sill“ und „Eisak“ schon früher, gleichsam konstruktiv, bis zur Wasserscheide fortgeführt.

Senseits der Grenze ist das Paßtal „Zona militare“. Doch, die unfreiwilligen Grenzaufenthalte, die allein gestattet sind, reichen, um ein bißchen Naturwissenschaft zu betreiben. Aus dem Eisenbahnwagen sieht man hinauf zum Griesberg; da zieht vom Walbrand oben, wo so etwas wie ein Heuschupfen steht, im Bogen eine flache Wiesenkante dicht an den Bahnhof herab — das ist die linke Ufermoräne eines Gletschers, der noch lange nach der Eiszeit bis ins Paßtal gereicht hat. Oräden vom Zollschranken an der Straße aus, wo sich vor Doppelfeiertagen die Lutos bis zum Brennersee zurückstauen, um immer wieder ein paar Wagenlängen vorfahren zu dürfen...

<sup>7)</sup> Nach dem Zeugnis des französischen Reiseschriftstellers Frédéric Mercey, „Le Tyrol“, Paris 1830 (nach O. Stolz, Gewässerkunde, S. 95).

<sup>8)</sup> Erwähnt im „Tiroler Landreim“ von 1558, schon verlandet 1780.

<sup>9)</sup> Noch in Peter Ulrichs Karte (1774) eingezeichnet.

<sup>10)</sup> Aiter und Wank sind, nach Wopfner, Beispiele ältester bairischer Flurnamen, schon in Urkunden des 8. Jahrhunderts.

kann man den Bau des Gebirges im Osten beobachten: nacheinander ziehen niedrige Wandfluchten, gelbbrot angewittert, den Hang herab, manche setzt oben zu einem Felszahn ab — das sind die Ränder von Dolomitplatten, die sich, eine über die andere, um das Ende des östlichen Gebirges legen und dabei mit dem Hang zum Paßtal abdachen; unter sie taucht oben am Kamm der Granitgneis unter, der vom Ölperer und Aragentrager her absteigt — die Wildseespitze besteht noch aus ihm, der Wolfendorn schon aus ersten Dolomitlagen: die Strukturflächen sinken von Osten her zum Brenner ab. Dazu scheint noch eine Fuge zu kommen, die steiler in die Tiefe setzt, an ihr dringen die warmen Quellen (22,9°) von Brennerbad empor und haben sich, in Gossensaß, wiederholt verhältnismäßig starke Erdbeben gereg.

Über den Namen Wolfendorn berichtet L. Steinberger zur Mahnung für phantastiebegabte Zoomanen: in Pfitsch sagte man Nornberg (Berg im Norden); aus N wurde am Papier D; dann erwarb der Wolfenbauer die Alm unter dem „Dorn“, sie wurde zur Wolfenalm und der Berg zum Wolfendorn. Die Alm hat längst wieder Besitzer und Namen gewechselt, aus dem Berg aber ist, ohne Zoomantie, „Spina del Lupo“ geworden. Womit wir aus der Flucht in die Geschichte wieder in die Wirklichkeit zurückgefunden haben.

Noch mehr als im Norden Obernberg ist im Süden Pflersch der Furche vom Brenner übergeordnet. Breit und tief führt das Tal ins Hochgebirge, wieder ein eindrucksvollstes Bild an der Brennerbahn. Nirgends sind Gletscher so nahe, riesenhaft steigt der Tribulaun empor. Unten an den Hängen hallten vor Zeiten die Knappenhämmer, ihre Schläge sind verklungen, der Schmied Wieland aber geht noch in der Sage um.

Man muß verweilen, um das Bild voll aufzunehmen, etwa von Hochrieden (1251 m) ober Gossensaß (1098 m) aus. Dann sieht man den Gletscher nicht nur, wie er ist — seit die ersten Züge über den Brenner fuhr, ist seine Zunge merklich kleiner geworden, nur mehr schmal und zerfranst hängt sie aus dem Firnsfeld herab —, sondern ahnt auch, wie er war . . ., wie er einst das ganze Tal füllte und zum „Trog“ ausschliß. Noch die Moränen eines späten nacheiszeitlichen Gletscherendes haben bei Gossensaß den Talgrund verlegt. Eine letzte solche „Epigenese“ ist künstlich, beim Bahnbau, erfolgt, als unter dem Burgschrofen von Raspenstein (heute steht nur mehr eine kleine Aussichtswarte oben) der Eisak in den Tunnel, die Bahn ins Eisakbett gelegt wurde.

Rechts über den Gletschern im Talschluß fallen die hellen Gipfelselken der Weißwandspitze (3017 m) auf; scharf schneiden sie über dunklem „Urgebirge“ ab. Von dort oben (etwa 2900 m) steigt die Gesteinsgrenze rasch ab — der Dolomit schwillt zum Tribulaun an — bis nahe über die große Bahnschleife und über den rasch wieder ganz dünn gewordenen Dolomit legen sich, wie bei Nößlach, die Schiefer der „Eißberge“. Also auch von Westen her großer Abstieg der Strukturflächen gegen den Brenner, zu einer Senke, die weit breiter ist als der Paß und sein Tal. Für eine Spanne von 9 km klappt das Hochgebirge des Zentralalpenkammes, ein sanftes, niedriges Bergland, mit Höhen unter 2315 m, setzt zusammenhängend von der Nord- an die Südseite über, Almwirtschaft übersteigt in breiter Front den Kamm. Die Paßtäler, das alte und das heutige, sind schon wesentlich jüngere Einschnitte darin.

Wenige Jahre nach Goethe ist, 1789, der französische Mineraloge Déodat de Dolomieu über den Brenner gereist. Dabei fand er hier zum erstenmal das Gestein in der Natur, das er seinen Eigenschaften nach, in Stücken, schon 1786 kennengelernt hatte und das dann nach ihm von Nicolas Théodore de Saussure, dem Sohn des Mont Blanc-Forschers, 1791 *Dolomit*<sup>11)</sup> genannt wurde: bei Sterzing und den benachbarten Ortschaften finde man es im Schutt der Bäche, es werde hier zum

<sup>11)</sup> Dolomit ist ein Kalkstein, in welchem das Kalziumkarbonat zu einem wesentlichen Anteil durch Magnesiumkarbonat (Magnesia oder Bittererde) ersetzt ist.



Lichtbild R. Dornach

Bild 1. Schloß Matrei (Trautson).  
 Gegen Ellbögen (links St. Peter) und die Südliche Karwendelkette (Brandjoch—Safelekar).  
 Die „Salzstraße“ (rechts oben sichtbar) führt entlang der mittleren Höfe herein (S. 167).



Bild 2. Blick von Pfons talaus. Gegen die Südliche Karwendelfette (Solstein, Brandjoch; S. 169).



Bild 3. Am Weg nach Mauern. Zu Winters Ende. Rechts über der Kirche der Padauner Kogel, dann Flatschpizze, Schlüßelsjoch, Rollspizze, Kühnerspiel, Steinacher Joch (S. 169).

Lichtbilder R. v. Klebelsberg



Bild 4. Mauern bei Steinach gegen die Serlespize (S. 169).

Lichtbild R. Dornach



Bild 5. Steinacher Kalvarienberg gegen Gschnitz.  
 Von links: Wetterspitze, Sabicht, Kirchdachspitze, Wafenwand (S. 169).

Lichtbild M. Seiß



Lichtbild N. v. Kiebelberg

Bild 6. Im Nöflacher Gelände: Blick gegen Wolfendorn.

Bei St. Jakob. Rechts von Wolfendorn (Mitte) die Flatschspitze, links der Kamm zum Kragentrager; im schattigen Grunde rechts der Bildmitte Lueg, hoch darüber der flache Vorsprung der Ligner Alm (S. 170); dahinter liegt der Brenner-Paß; am sonnigen Hange die Brenner-Bahn; von rechts mündet Oberberg.



Bild 7. Im Nöflacher Gelände: St. Jakob in Talatsch. - Geg. d. Schmirner Mündung (üb. d. Kirche d. Schaffeltenspitze; S. 169)



Bild 8. Ruine Straßberg bei Goffensaß. - Gegen den Zinsfeter (S. 173)

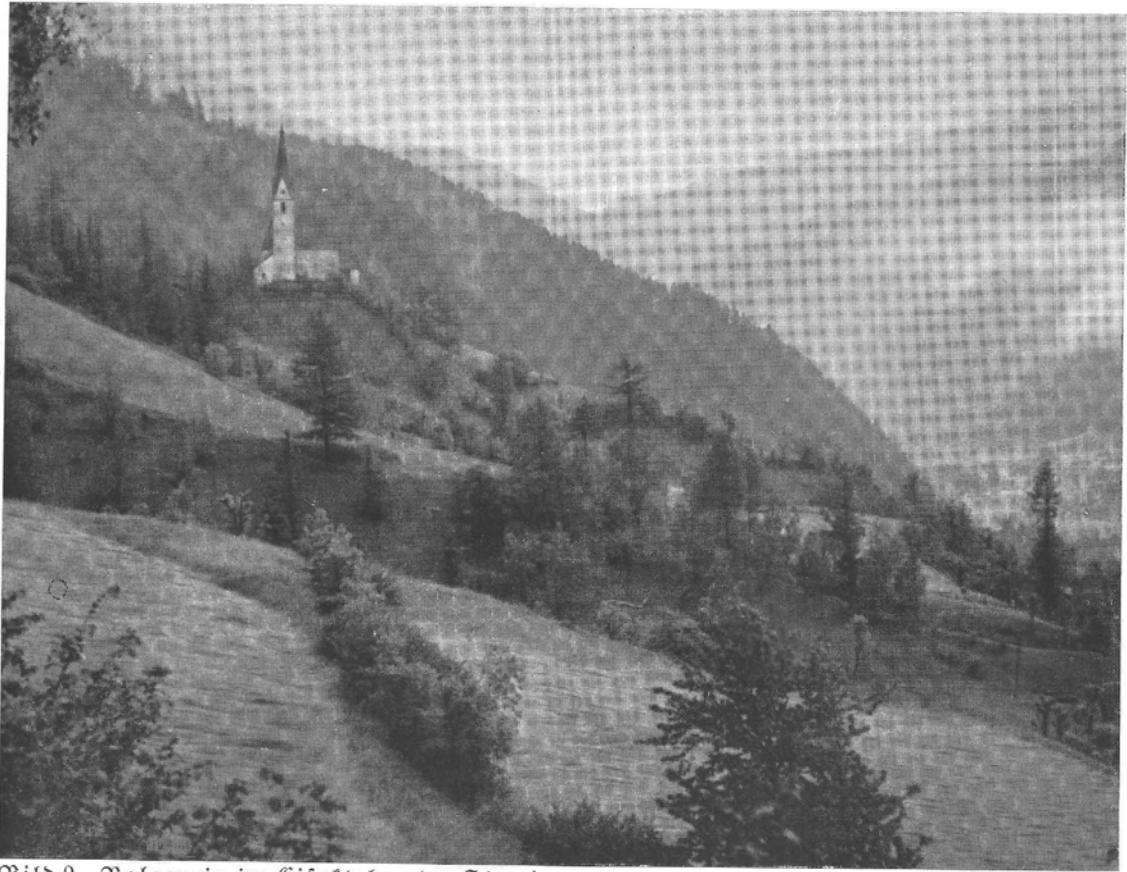


Bild 9. Valgenein im Eisaktal unter Sterzing (S. 174)



Bild 10. Flans ob Mauls. Im Nebel die Berge des Senges-Sals (S. 174) Lichtbilder R. v. Klebelsberg

Kalkbrennen und auch als Baustein verwendet — kein Zweifel, es war der Tribulaundolomit. Erst viel später (1864) haben die englischen Alpenfahrer Gilbert und Churchill den Gesteinsnamen auf die Südtiroler Dolomiten übertragen. Deimane wären, wie Schmidknecht erzählte, „Saussuriten“ daraus geworden, nur Saussure's ge- rechter Sinn hat sie davor bewahrt<sup>12)</sup>.

Unterhalb Gossensaß wird das Tal völlig anders. Sein Grund gewinnt Leben, Bewegung. Von links und rechts treten Gefirnisse vor, Siedlungen steigen wieder an die Hänge hinan, der Bach schneidet in schmaler Furche unten durch. Reizvoll ist es, hier gegen Sterzing zu wandern, rechts über Steckholz—Tschöfs, links über Straßberg—Nied oder noch höher, über Plon (1432 m)—Schmuders (1206 m). Der Glanzpunkt ist Schloß Straßberg (1155 m; Tafel 52, Bild 8). Sein Turm wacht hoch über dem Eingang; Lärchen weben frisches Grün um das alte Gemäuer, vom blumigen Rasen schauen wir in die Ferne — Berge des Sarntals säumen draußen den Himmel. Erst ganz vorn, unter Tschöfs, setzt eine schmale Talau ein; wo sie sich zu verbreitern beginnt, da liegt der alte Hauptort des Wipptals, Sterzing (948 m).

Die Berge treten zurück, lassen einer weiten Ebene Raum. An ihrem Rande stehen Burgen, Ansitze, von ersten Höhen grüßen Kirchen, Ortschaften. An den Sonnseiten steigen Fluren und Höfe hoch hinan, im Schatten zieht der dunkle Wald bis ins Tal. Oben gibt er stumpfe Ruppen und Rücken frei, nur da und dort ragen schärfere Gipfel auf.

Die Ebene war noch vor hundert Jahren ein „Moos“, Geisterplaz vermunschener Weibsen — heute dehnen sich fruchtbare Wiesen und Felder, auch die Siedlung dringt schon in die flache Sohle hinaus vor. Unternehmungsgeist und Tatkraft einiger Bürger haben (1875 bis 1877) den Wandel geschaffen — er könnte und sollte vorbildlich sein. Ein großer Bergsturz in vorgeschichtlicher Zeit hatte das Tal gestaut; sein Hügelwerk begrenzt, bei Stilles-Trens, die breite, moorige Au. Dann verengt sich das Tal allmählich wieder in der Verschneidung sanfter Höhen.

Von allen Seiten streben Täler der Niederung zu. Als größte Pfritsch und Ridnaun. In die Mündung beider greift das „Moos“ weit ein, über hohe Bergsturzstufen geht's dann ins Innere hinauf — das heißt eigentlich erst Pfritsch und Ridnaun. Im Stau der Bergstürze erstrecken sich auch dort flache moorige Böden, dann erst steigen die Täler mit ihren Verzweigungen ins Hochgebirge, zu den Gletschern an. Pfritsch schließt für den Einblick schon bald mit einem dreizackigen Wappenberg ab, daneben schaut der Doppelgipfel der Wilden Kreuzspitze vor, aus dem Schluß von Ridnaun schimmert bis über Trens hinaus die Gletschervelt der Stubai Alpen, der Abtalfarn mit Zuckerhüt, Becher, Wildem Freiger.

Im Süden tritt der Zinseler vor, ein Vorposten der Sarner Berge. An sie führen Raßfinges und das Zaufental hinan. Zur Straße über den Zausen ist in den letzten Jahren noch die über das Penfer Joch, links vom Zinseler, gekommen.

So weit wie kein anderes ist das Flußgebiet der Etsch von der Innenseite des Alpenbogens her ins Gebirge eingedrungen, die erste große Talvereinigung hier ist die Landschaft, die ursprünglich „Wipptal“ hieß. Der Name ist in der römischen Mansion Vipitenum verankert, die irgendwo bei Sterzing lag, nahebei, in Freienfeld, belegt ein Meilenstein das Jahr 201 n. Chr. Auch unter „vallis Vipitina“ des 10. bis 12. Jahrhunderts, später „Wibital“, war nur das Gebiet südlich des Brenners, bis zur Brigner Klause, verstanden. Erst vom 15. Jahrhundert an bildete sich das „Viertel“ Wipptal heraus, das Süd- und Nordseite des Brenners verband. Es wäre daher schweres Unrecht gegenüber aller Geschichte, der hydrographischen Schablone zuliebe den Namen auf die Nordseite zu beschränken, wie das in neuerer Zeit versucht worden ist. An die vallis Vipitina schloß die „vallis Norica“, das Norich- oder Norital, an, das bis nach Bozen reichte.

<sup>12)</sup> In J. Gallhuber, Die Dolomiten (München, Bruckmann 1934), S. 173.

Manche der Dörfer um Sterzing sind für frühe Zeit belegt. Eine Innichner Urkunde von 827, deren Wortlaut über das Hochstift Freising auf uns gekommen ist, verzeichnet sie, zum Teil mit fast gleichen Namen wie heute. Das Besondere liegt mehr am Beleg, Ortschaften dürften auch andere im Wipptal so alt sein. Sterzing selbst scheint erst später, um 1180, auf; dann aber hat es sich bald zu Bedeutung und Wohlstand entwickelt. Die Pfarrkirche gibt Zeugnis davon. In dem schönen Rathaus haben wiederholt die Stände Tirols getagt. Wesentlichen Anteil an dem Aufstieg hatten die Ritter vom Deutschen Orden und der „Vergfegen“ der Umgebung. Der Sterzinger Marmor hat frühzeitig auch die Steinmetzkunst geweckt. Heute ist es leider still geworden um Erz und Stein. Die Stadtgasse aber ist ein Kleinod geblieben, fast unverfehrt wie seit Jahrhunderten. Am Stadtrand hingegen regen neue, staatliche Gebäude zum Vergleich mit der alten, heimischen Bauweise an.

Auf der Schuttbarre im Süden — sie ist längst begrünt — sieht man von weitem die Kirche von Stilses (963 m); am Fuße des Zinseler, der von da auch Stils (S)er Joch heißt. In großen Schleifen schneidet der Eisak durch die Bergsturzmasse. Hoch über Trens sind die Nischen, aus denen sie niedergegangen. Auf dem äußersten, höchsten der Schuttkegel steht einsam am Waldrand die Kirche Valgenein (1109 m; Tafel 53, Bild 9), einer der schönsten Übersichtspunkte der Gegend. Ein beschaulicher Weg führt durch die Felder hinan. Herrlich überblickt man von oben das breite Tal mit seinen Burgen und Dörfern, über der grünen Niederung schimmern die Gletscher. Mit der Wendung des Tales gegen Südost scheiden sich Sonne und Schatten. Drüben reicht der Wald bis an den Fuß, herüber steigen Berghöfe hoch hinan. Bei einem der obersten, nahe 1400 m, in Partinges, ragte vor Jahren noch eine schöne, schlanke Pappel, bis ein rauher Kriegswinter sie brach. „Valgenein“ hat manchem Romantiker die alten Genanunen zu neuem Leben erweckt; doch passen die älteren Namensformen nicht dazu. Von deutschen Namen gelten zwei scheinbar verkehrt, der „Höllentragen“ einer hohen, freien Rammpartie, das „Himmelreich“ einer tiefen, düsteren Klamm.

Der Weiterweg führt uns Ed auf die Stufe von Flans (1288 m; Tafel 53, Bild 10). Eine breite Wiesenmulde hoch über dem Tal, wenige Höfe zum Weiler vereinigt. Steil steigen die Berge höher hinan, durch waldige Gräben geht's hinauf zu den Almten. Ein grüner Hügelzug begrenzt die Mulde. Nach der anderen Seite bricht er mit steilen Schrofen zur Tiefe ab. Unten breiten sich in einer letzten Weitung vor düsterer Enge die Felder von Mauls aus. Wir hören den Eisak rauschen, von weit her glänzt sein Silberband, erst die Ridsnauner Gletscher schließen das Bild. Durch Rizeil, das Tal von Osten — an der Sonnseite Höfe hoch hinan —, sind 1797 die Tiroler den Franzosen in die Flanke gekommen, zu dem berühmten Gefecht von Spinges. Aus dem Eggertal, im Südwesten, biegt die Penserjoch-Straße gegen Sterzing aus.

Die steilen Schrofen unter Flans fallen durch ihre lichte Farbe auf. Föhren klammern sich an sie — sonst herrschen weitem noch Fichte und Lärche —, kleine Vorboten des Südens, Pfriemengräser, die gelbe Hauhechel, das Sonnenheiderbschen, siedeln an der sonnigen, trockenen Halde. Vom Penser Weißhorn über die Weiße Wand am Zinseler zieht hier mitten im Schiefergebirge ein schmaler Streifen Kalkgestein (Trias-Dolomit) aus dem Sarn- ins Eisaktal herüber. Eine Zone, die in der Alpengeologie eine große Rolle spielt: sie ist in Anlehnung an westalpine Vorstellungen gedeutet worden als die „Wurzel“, aus der beim Zusammenschub des Gebirges die Gesteine der Nördlichen Kalkalpen herausgequerscht und über das Gebiet der zentralen Alpen hinüber in ihre heutige Lage vorgefaltet worden wären.

Behäbige alte Wirtschaftshäuser laden zur Rast in Mauls (900 m). Das Schild läßt keinen Zweifel, welchem Götter der „corno d'oro“ zu eigen war — dem Einhorn. Steile Vorgipfel der Wilden Kreuzspitze schauen durch Rizeil herab. Hinter ihnen schlummert der Wilde See, jugendumträumt, sagenverwoben, seit ein früher

Jäger dort oben sein Bronzebeil verloren. Ein Mithrasstein, der in Mauis gefunden worden, vermittelt zu unseren Tagen.

Nun aber läuft die Weitung des Wipptals endgültig aus, verlieren sich die Fluren und Siedlungen an den Hängen. Die Berge rücken eng zusammen, nur ein schmaler Sohlenstreif bleibt frei. Von ihm weg steigen felsige Flanken ohne Raft bis auf die Höhen, 1000 und 1500 m hoch, hinan. In weitem Bogen, vom Adamello über Meran ins Pustertal hinüber, quert hier eine Zone granitischer Gesteine das Eisaktal, in ihrem Bereich ist das Tal zum Engpaß geworden. Schütterer Wald an den steilen Hängen, auch in der Sohle nur da und dort eine grüne Wiese, ein kleines Feld ... meilenweit führte die alte Poststraße im einsamen Grunde hin ... da endlich grüßte wieder ein freundliches Dörfchen den Wanderer: das zweite oder „Nieder-Mittenwalde“ — zwischen den beiden großen Waldgebieten lag das Gericht „Wiptal“ (1304). Eisenbahn und Autos haben wohl neues Leben in die lange Schlucht gebracht, der Grundton aber blieb. Kalt bis ans Herz hinan haben die Tiroler am 4. August 1809 die Kolonne General Rouvers mit ihrer sächsischen Vorhut, von Sterzing her, in den Engpaß hereingelassen — es war strengster Befehl: kein Schuß, ehe die Spitze an der Peiffer Brücke<sup>13)</sup> ist —, dann aber ging die Hölle los, wurden die Felsen lebendig. ... und die sächsischen Reiter das Opfer. Doch ... „auch sie starben für des Vaterlands Befreiung“. Seitdem heißt die Schlucht Sachsenklemme.

Rechts öffnet sich ab und zu ein Spalt, da schauen schroffe Gipfel der Sarntaler Alpen herab, über Puntleib (bei Grasstein) das Sagwaldborn, durch „die Flagge“ (bei Mitterwald) die Schneelahn — verborgene Reize, unverfährtes Hochgebirge locken den stillen Genießer. An den Felsen links kommen Gamsen im Winter bis nahe übers Tal herab.

Und doch, an einer Stelle haben Bergbauern auch diesen Flanken noch Platz für die Siedlung abgerungen, auf einer Schrägfläche über 500 m hohen Steilhängen liegen die zwei Planer Höfe (1370 m). Es lohnt sich, hinaufzusteigen, seltener als zu den entlegensten Höfen im Hochgebirge kommt da ein Fremder hin. Oben grünen Wiesen und Saaten, blühen Kirschbäume, reift das Korn, hängen rotgoldene Früchte am Marillenspalier und hausen deutsche Bergbauern jahraus, jahrein in mühsamem Leben, doch eigen und frei, in lichter Höhe über den Schatten der Tiefe. Wunderbar ist der Blick übers Tal bis zu den Gletschern von Ridnaun, wie ein Hüne ragt der Tribulaun auf, gegenüber enthüllt sich die Bergwelt von Puntleib.

Den Schluchtgrund streift im Winter kaum die Sonne. Außer Mitterwald (800 m) aber, bei Oberau, künden erste Edelkastanien den Hauch des Südens; hoch wölben sie ihre Kronen am Waldbrand empor, starres Laub raschelt am Boden. Wenig weiter, bei der Franzensfeste — die nun auch schon hundertjährig geworden — öffnet sich die Enge zum Süden.

Der Wald rückt hinauf, in breitem, dunklem Gürtel hoch am Berg, darüber grünen Almen. Anten ziehen weite, schöne Fluren entlang, mit Kirchen, Dörfern, Höfen ... Ahrenfelder wogen im Winde, werden schon fallb — ein „Mittelgebirge“ großen Stils. Und wieder Wald sinkt zu der noch unsichtbaren Tiefe ab. Vorne ragt ein spitzer Kirchturm über buschige Obstbäume auf, Weinbergmauern stufen den Hang zum Fluß hinab ... über dem dunklen Kamm am Himmelstrand künden Dolomitacken das Land des Südens.

#### Schrifttum

Geschichte, Siedlungs-, Volks- und Namenkunde: H. Wopfner, Die Besiedlung unserer Hochgebirgstäler, dargestellt an der Siedlungsgeschichte der Brennergegend. Zeitschrift des D. u. N. V. 1920. — O. Stolz, Politisch-historische Landesbeschreibung von Tirol. Erster Teil: Nordtirol. Archiv für österr. Geschichte 107, 1926; Politisch-

<sup>13)</sup> Beim heutigen Bahnhof Franzensfeste, die „Holzbrücke“, die in den alten Urkunden zur Kennzeichnung der Südgrenze des Wipptals dient.

historische Landesbeschreibung von Südtirol. 3. Lieferung, Eisacktal. „Schlern-Schriften“ 40, 1938; Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden. Bd. 4, 1934; Geschichtskunde der Gewässer Tirols. „Schlern-Schriften“ 32, 1936; Wipptal, Name und Begriff in ihrer geschichtlichen Bedeutung. „Tiroler Heimatblätter“ 8, 1930, Heft 5/6 (Wipptal-Heft). — J. J. Staffler, Tirol und Vorarlberg, statistisch und topographisch. II. Teil, II. Band 1844. — R. Heuberger, Die Römerstraße von Vipitenum nach Veldidena. „Tiroler Heimatblätter“ 8, 1930, Heft 5/6. — A. Egger und E. Steinberger, Die Höfe des Wipptals, 1 und 2. „Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum“ 14, 1934; 16, 1936. — E. Steinberger, Ortsnamenkundliche Eisenbahnfahrt Innsbruck - Brenner. „Tiroler Heimatblätter“ 8, 1930, Heft 5/6; Ortsnamenkundliche Eisenbahnfahrt vom Brenner bis zur deutschen Sprachgrenze (Salurn). „Österrische Grenzmarken“ 16, 1927. — Weitere Aufsätze verschiedener Verfasser im Wipptal-Heft der „Tiroler Heimatblätter“ 8, 1930, Heft 5/6.

Kunstgeschichte: S. Hammer, Die Kunst des Wipptales. „Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum“ 18, 1938. — J. Weingartner, Die Kunstdenkmäler Südtirols, Bd. I: Oberes Eisacktal, Pustertal, Ladinien. Wien (Hölzel) 1923.

Geologie: J. Blaas, Geologischer Führer durch die Tiroler und Vorarlberger Alpen. Innsbruck (Wagner) 1902. — R. v. Kiebersberg, Der Brenner, geologisch betrachtet. Zeitschrift des D. u. N. V. 1920; Geologie von Tirol. Berlin (Borntraeger) 1935; Junge und alte Züge im Gossensassler Landschaftsbild. „Schlern“ 9, 1928; Ein geologischer Spaziergang von Gossensass nach Sterzing. „Schlern“ 6, 1925; Der Bergsturz von Stilles bei Sterzing. „Schlern“ 1, 1920; Alte Moränen am Brenner. Zeitschrift für Gletscherkunde 17, 1929.

Karten. Von Innsbruck bis Gossensass: Karte des Brennergebietes 1 : 50.000, Beilage zur Zeitschrift des D. u. N. V. 1920. — Südlich Gossensass: Alte Österreichische Spezialkarte 1 : 75.000, Blatt Nr. 5247 Sterzing-Franzensfeste; Carta d'Italia 1 : 100.000, Blätter (fogli) V Merano (Meran), VI Bressanone (Brigen); Tavolette (Reisführerblätter) 1 : 25.000: Fleres (Pflersch), Terme del Brennero (Brennerbad), Vipiteno (Sterzing), Mules (Mauls), Mezzaselva (Mittewald), Fortezza (Franzensfeste).

#### Entfernungen, Höhen

Iglis, 870 m (elektrische Bahn oder Kraftpost von Innsbruck  $\frac{1}{2}$  St.) — Pass, 1002 m, 1 St. — St. Peter in Ellbögen, 1072 m,  $\frac{1}{4}$  St. — Pfnos, 1050 m,  $1\frac{1}{4}$  St. — Matrei, 993 m,  $\frac{1}{2}$  St.

Matrei — Schöfens, 1075 m,  $\frac{1}{2}$  St.,  $\frac{1}{4}$  St. oberhalb liegt Schloß Uhrholz, 1150 m, 10 Min. weiter Kurhaus Pension Kraft, 1220 m.

Matrei — St. Kathrein, 1096 m,  $\frac{1}{2}$  St. — Sienzens, 1138 m,  $\frac{1}{2}$  St. — Mauern, 1135 m,  $\frac{1}{2}$  St. — Steinach, 1050 m, 20 Min.

Steinach — Nöflach, Nordende (Summler Hof, 1382 m, Wirtshaus) 1 St. — Ralschmied, 1442 m,  $\frac{1}{2}$  St. — St. Jakob in Talatsch, 1302 m,  $\frac{1}{2}$  St. — Binaders, 1277 m, 20 Min. — Gries, 1163 m, 25 Min.

Gries — St. Sigmund im Lueg, 1209 m,  $\frac{1}{2}$  St. — Brennersee, 1309 m,  $\frac{1}{4}$  St. — Brenner, Staatsgrenze, 1370 m,  $\frac{1}{4}$  St. Von da mit Bahn nach Giggelberg-Bahnhof (Monucco), 1241 m, 8 km, oder Gossensass (Colle Isarco), 1100 m, weitere 9 km, von Giggelberg nach Gossensass auf der Straße  $\frac{1}{4}$  St.

Gossensass — Schloß Straßberg, 1155 m,  $\frac{1}{2}$  St. — Oberried (Weiler), 1081 m, 10 Min. — Döhl (Hof), 8 Min. — Sterzing, 948 m,  $\frac{1}{2}$  St. Ober: Gossensass — Stadholz (Weiler), 1150 m,  $\frac{1}{2}$  St. — Schöfs, 1080 m,  $\frac{1}{2}$  St. — Sterzing,  $\frac{1}{4}$  St.

Sterzing — Freienfeld (Bahnhof Campo di Erens), 934 m, 4 km — Valgerein, 1109 m,  $\frac{1}{2}$  St. — Flans (Weiler), 1288 m,  $\frac{1}{2}$  St. — Mauls (Dorf), 900 m,  $\frac{1}{2}$  St. (westlich ober, abwechslungsreicher, östlich um die Schrofen unter Flans herum).

Mauls (Bahnhaltestelle Mules) — Mittewald (Bahnhaltestelle Mezzaselva), 800 m, 8 km; Mauls — Planer Höfe, 1370 m,  $1\frac{1}{2}$  St. — Grassstein (Bahnhaltestelle Le Cave), 844 m,  $\frac{1}{2}$  St. — Mittewald, 4 km.

Mittewald, Straße — Oberau, 756 m,  $\frac{1}{2}$  St. — Franzensfeste-Bahnhof (Fortezza), 747 m,  $\frac{1}{4}$  St. — Festung, 744 m,  $\frac{1}{4}$  St. Von hier schöner Spaziergang über Brigner Kaufe — Bahner See — Bahru nach Brigen,  $1\frac{1}{4}$  St. Anschluß vgl. „Südtiroler Mittelgebirgswanderungen“, Zeitschrift des D. u. N. V. 1933, 1935.

# Inner-Unten und seine Berge

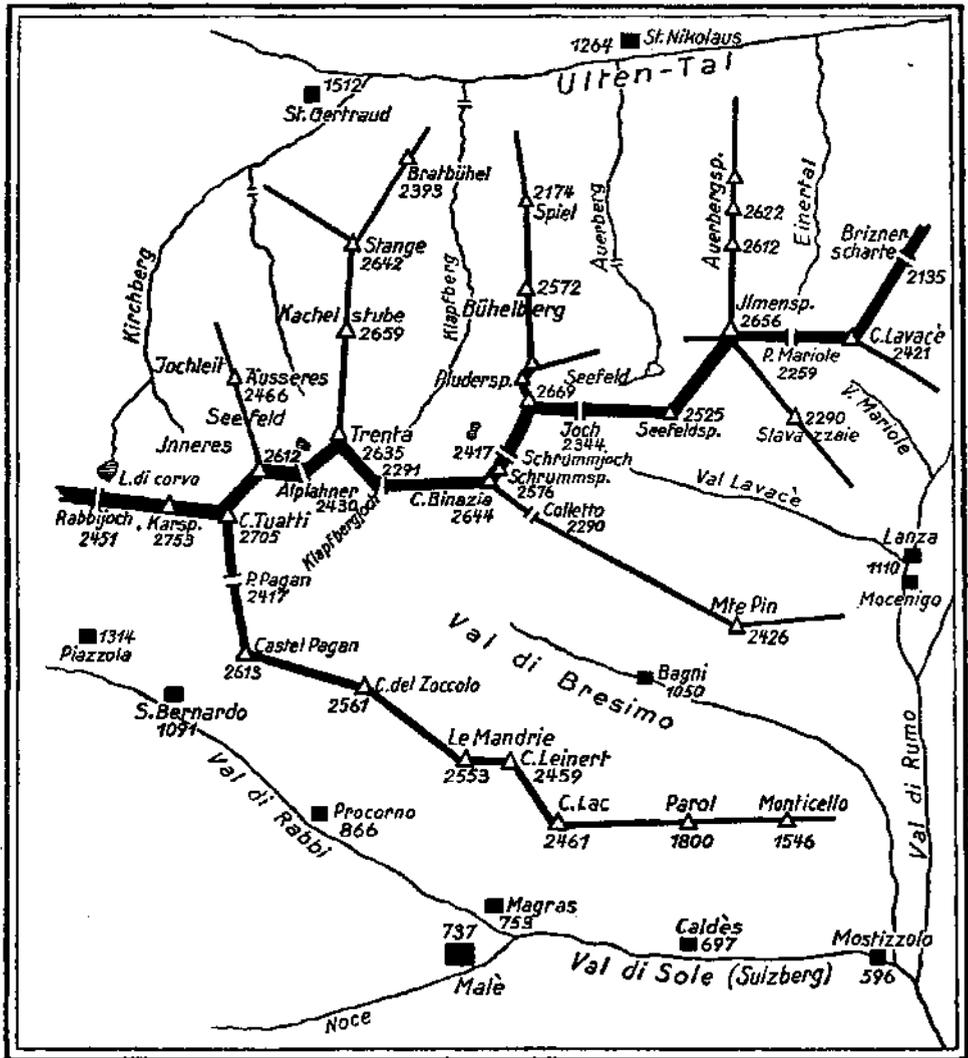
Von Hans Kiene, Bozen

Dem Andenken Hans Forcher-Mayrs gewidmet

Als ich zum erstenmal vor vielen, vielen Jahren mit meinen alten Bergfreunden Hans Forcher-Mayr und Josef Mahlknecht das innere Untental besuchte, da erkannte ich gleich, daß dieses abgeschlossene Tal zu den ursprünglichsten, unverdorbensten, landschaftlich schönsten Tälern des Urgesteingebietes meiner Heimat gehört. Wir kamen damals von Zufritt im Martelltal über das Weißbrunnerjoch, erstiegen die sanfte Firnkuppe der Lorkenspitze (3316 m) und die Große oder Hintere Eggen Spitze (Cima Sternai, 3437 m) über den kurzen, steil sich emporbäumenden Nordgrat und nahmen den Abstieg längs des Ostgrates zur Höchster Hütte am Großen Grünsee, jetzt Rifugio Lago Verde der Sektion Mailand des C. A. I., und weiter nach St. Gertraud.

Seitdem hat es mich oft in jenes gesunde Tal und in die wilden, einsamen Berge hineingezogen, die es umrahmen. Sie gehören der Ortlergruppe und den sogenannten Nonsberger Alpen an. Von allen Seiten führten mich Bergfahrten auf ihre bedeutenden und unbedeutenden Gipfel, über ihre Fächer, hinein in ihre Seitentäler und Gräben.

Die Zufrittspitze (3435 m) wurde zweimal ein herrliches Gipfelziel. Von Rabbi aus erstiegen wir den Felsknauß des Saß Forà (2806 m) und des Glet (2955 m). Das Dorf Lanza, wohin von Mostizzolo durch das Rumotal aus dem Nonsberg eine neue, kühne Autostraße führt, war uns Ausgangspunkt für die Erstiegung der Ilmenspitze (2656 m) über den Südostgrat. Angeregt durch die Bemerkung in Conte Aldo Bonaccossas Ortlerführer (Mailand 1915, S. 415), daß die Ost- und Nordwand der Untner Hochwart (La becla, 2627 m) noch nicht versucht worden seien, jedoch nicht übermäßig schwierig zu sein scheinen, nahmen wir, Andreas Kreil, Anton Gruber-Wenzer und ich, am 17. August 1930 unseren Weg durch die Mitte dieser beiden Wandflächen empor und landeten, dolomitgeübt, ohne Seil und Kletterschuhe, mit einer Kletterei zweiten Grades über senkrechte Plattengürtel und glatte Rinnen direkt auf dem Gipfel. In der östlichen Fortsetzung dieses Zuges besuchten wir die zahmen Höhen des Großen und des Kleinen Kornigl (2430 und 2311 m) und mehrmals von verschiedenen Seiten die als prächtiger Ausfichtsberg mit Recht gerühmte Laugenspitze (2433 m), welche nimmehr durch den Bau der neuen Hochstraße von Lana an der Etsch über den Gampenpaß (Passo delle Palade) nach Fondo im Nonsberg rasch und leicht zugänglich gemacht wurde. In dem langen Kamm, welcher das Untental im Norden vom Vintschgau trennt, war natürlich der letzte nach Osten vorgeschobene Dreitausender der Ortlergruppe, das Hasenohr (3276 m), unser schönstes Ziel; wir erstiegen es von Süden über den langen Felsgrat, der den festen Knauß des „getrifsteten Steins“ trägt, und überschritten es nach Nordosten über die plattigen Schneiden seiner Vorgipfel Arzkor (3026 m) und Blaue Schneid (2911 m) mit Abstieg ins Ruppelwiefertal hinab. Eine Frühsommertur brachte



uns einmal von St. Moriz, dem hübsch gelegenen Wallfahrtsort über Ruppelwies, ins gleichnamige Tal und über das Tarscherjoch (2492 m) mit langem Abstiege nach Latäsch im Vintschgau. Ein andermal erstiegen wir von St. Walburg aus durch reichen Lenzschnee die Höhe des Ronscherjoches (2711 m), die gar kein Joch, sondern ein breiter Berggrücken ist, und weiter im Osten desselben Rammes bildeten die Vintschger Hochwart (2607 m) und das Hochjoch (2424 m) hübsche Höhenbummeleien vom Vigiljoch aus.

Alten und feine Berge waren mir demnach schon wohlbekannt von vielen Turen her, als ich nach zwei längeren Aufenthalten in St. Nikolaus den Entschluß faßte, darüber einen Aufsatz zu schreiben und ihn Hans Forcher-Mayr zu widmen, unter dessen Führung ich den Ultner Talschluß zum erstenmal betreten hatte. Und zwar nicht den als östliche Ortlergruppe bekannten Teil der Ultner Berge, der die Hochgipfel der Eggenzspitzen, der Zufritt und des Hasenohrs einschließt und der seit der Erbauung der Höchster Hütte von Alpinisten viel begangen wurde, wollte ich schildern, sondern die

Nonsberger Alpen. Der Umstand, daß gerade diese Berge turistisch fast überhaupt nicht besucht sind, obwohl sie, zumal im Frühsommer und im Herbst, herrliche Ziele bilden, und daß ihrer turistischen Beschreibung sowohl im „Hochtourist“ als auch in Bonacossas Ortsleiterführer jene gewissen Mängel anhaften, die bei den Beschreibungen von Nebengebieten berühmter Gebirgsgruppen stets vorhanden sind, haben mich bewogen, von Inner-Altén aus gerade jene Berge zu besuchen und über sie zu berichten. Ihre Eigenheiten und Schönheiten offenbaren sich nur jenem, der sich ihnen öfter widmet, der nicht nur die Hauptgipfel flüchtig ersteigt, sondern von verschiedenen Seiten her ihre Fächer überschreitet, ihre Seitentäler durchwandert und seinen Weg auch über alpin bedeutungslosere Nebengipfel nimmt; der Inner-Altén nicht in Schönheitsvergleiche mit anderen, berühmten Alpentälern zieht, die ihre Sensationen haben, sondern der auf seinen Gängen von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof dieses ruhigen Tales Eigenart mit Ruhe erschaut und genießen lernt. In Inner-Altén kann man die Zeit, die Stadt, schier ganz vergessen. Dort, jenseits des Autoverkehrs, der heute bereits zwischen Lana und St. Walburg die äußere Hälfte dieses über 40 km langen Tales beherrscht, dort drinnen, wo außer dem elektrischen Licht fast alles noch so geblieben ist, wie es vor hundert Jahren war, dort ist noch jene frische, gesunde, wohlthuende Ursprünglichkeit vorhanden, die aus den meisten durch den modernen Verkehr erschlossenen Hochtälern bereits verschwunden ist. Von St. Walburg allein gibt es fast keinen aus dem Stil fallenden Neubau, fast kein Ziegeldach, keine Reklametafeln. Die gute, alte Zeit ist dort noch daheim, die Zeit ohne Hast, ohne Lärm, ohne Sensation. Nur jener Bergsteiger, der sich in ihr wohlfühlt, der sich durch sie erfrischen läßt, der mit ihr aus den bescheidenen Dörfern durch die weiten Wälder emporsteigt auf verlassené Almen, zu einsamen Seen, auf Gipfel, die abseits alpinen Ruhmes liegen und die Mühen ihrer Ersteigung nur mit dem Bewußtsein belohnen, ein neues Stück Gebirgswelt von eigenartiger, intimer Schönheit gezeigt zu haben, wird den Nonsberger Alpen Reize abgewinnen können und mit voller Befriedigung im Herzen aus ihnen heimkehren.

### Die Nonsberger Alpen

Während der Ortsleiterführer von Conte Bonacossa die gesamten östlichen Ausstrahlungen der Ortsleitergruppe bis zum Etschtal, einschließlich des Mendelzuges, als Untergruppen der großen Ortsleitergruppe anführt, sich also an die geographische Abgrenzung im weiten Rahmen hält, behandelt der „Hochtourist“, Band VI (1930, S. 170 bis 176), die Gebirgszüge zwischen Altén im Norden und dem Nonsberg und Sulzberg im Süden, einschließlich des Mendelzuges, als eigene Gruppe der „Nonsberger Alpen“, wohl deshalb, weil sie vollkommen verschiedenen Gebirgscharakters ist als die vornehme Hochgipfel und weite Gletscher tragende eigentliche Ortsleitergruppe. Die Abgrenzung bildet der bereits erwähnte Übergang vom Altén in das Rabbital, das Kirchberger- oder Rabbijoch (2451 m).

Die Beschreibung der Nonsberger Alpen im „Hochtourist“ ist infolge der untergeordneten alpinen Bedeutung derselben eine gedrängte. Viele Gipfel blieben in derselben unerwähnt, die Reihenfolge der einzelnen Massive erscheint nicht eingehalten, manche Ungenauigkeiten zeigen sich in den Angaben der Zugänge und der Aufstiege. Auch in Bonacossas Buch, welches die Gruppe als „Untergruppe Binazias-Almenspiz“ vom Rabbijoch bis hinaus zur Laugenspiz behandelt, finden sich trotz der größeren Übersichtlichkeit und Einzelbeschreibung vielfach Ungenauigkeiten. Dieselben festzustellen und zu beheben, ist neben der turistischen Werbeabsicht für das innere Altén Aufgabe dieses Aufsatzes.

Auf der Nonsberger Seite wird der Hauptkamm für den ganzen Abschnitt von der Binazia bis zur Hofmahd (Passo di Castrin) „Le Maddalene“ genannt (Bonacossa). Die höchste Erhebung ist die Karzspiz mit 2753 m; auf sie folgen der Höhe nach: Cima Tuatti (2706 m), Hintere Pluderspiz (2669 m), Almenspiz (2656 m, im

„Hochtourist“ fälschlich als zweithöchster Gipfel der Gruppe angegeben), Cima Vinazia (2644 m), Ultner Hochwart (2627 m). Als Hauptgipfel, weil am zentralsten gelegen, und am bekanntesten und am meisten besucht, ist die Ilmenspitze anzusehen.

Die Nonsberger Alpengipfel besitzen keine Erststeigungsgeschichte. Die einzige über sie vorhandene Literatur ist der Bericht von Wilhelm Hammer in den „Mitteilungen des D. u. S. A.-V.“ 1901, S. 44 ff., über eine Überschreitung einiger Gipfel, welche dieser in manchen entlegenen Berggebieten sich wohlfühlende Alleingehrer am 25. und 26. August 1900 unternommen hat, wobei er die erste bekannte touristische Erststeigung folgender Gipfel vollführte: Cima Vinazia, Schrummspitze, Drei Plüderspitzen (vermutlich auch den Büchelbergspitz), Seefeldspitze, Ilmenspitze.

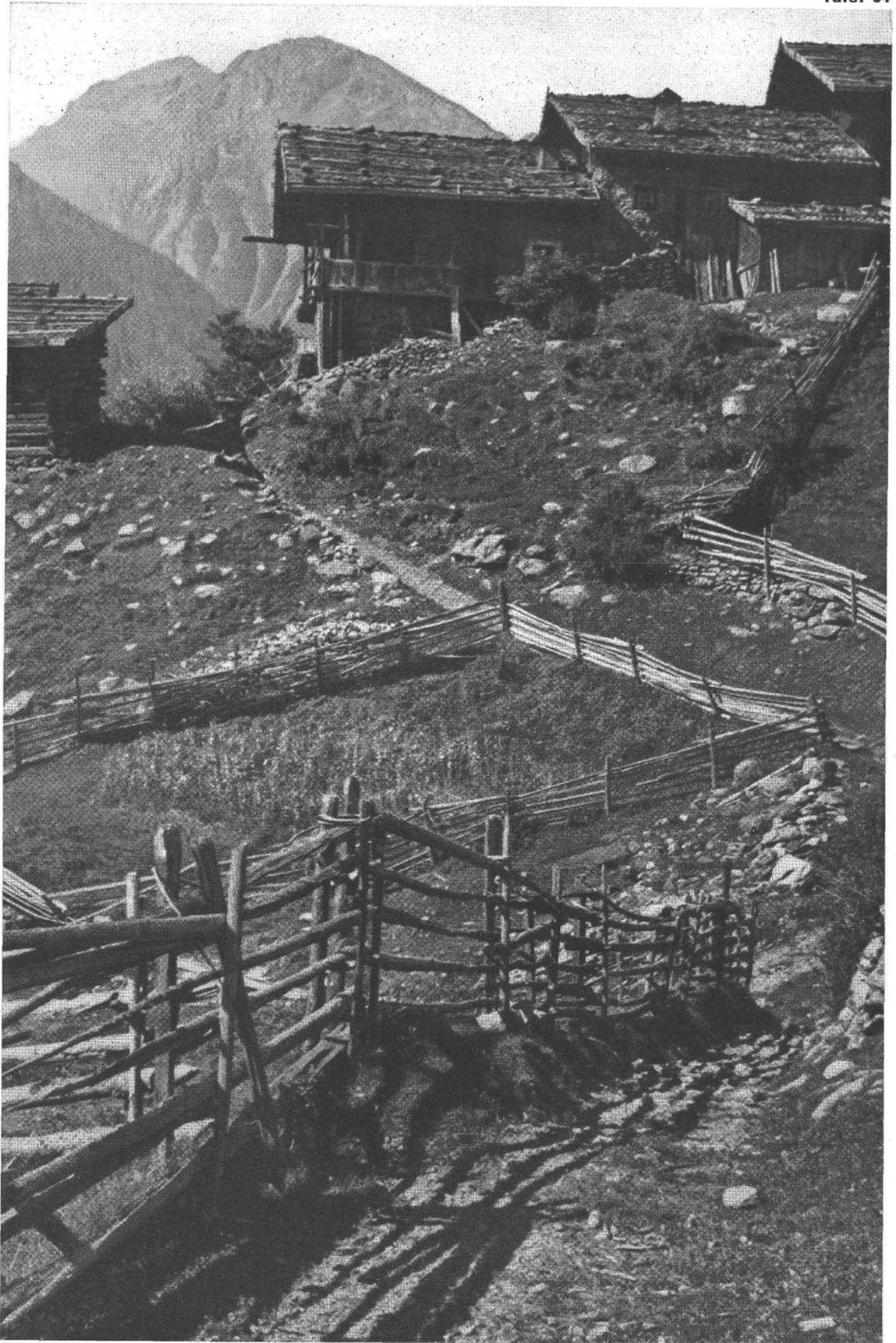
Der Kamm der Nonsberger Alpen besteht, vom Rabbi- oder Kirchbergerjoch zunächst nordöstlich, dann östlich streichend, aus mehreren, von tief eingeschnittenen Tälern und hohen Fächern voneinander getrennten Stücken, welche nach Norden und nach Süden Seitentämme ausstrahlen. Diese Stücke sind:

1. Der Stock der Rarspitze (2753 m), unmittelbar östlich des Rabbijoches aufragend (ital. Cima di Quaira), mit der südlich vorgelagerten Cima Quatti (2706 m). Aus dieser letzteren löst sich ein südöstlich verlaufender Nebenkamm, der zwischen den Tälern von Rabbi und Bresimo zunächst den Passo Pagan (2417 m) und in der Folge die südseitig begrünt, nordseitig felsigen Gipfel des Castell Pagan (2613 m), Cima del Soccolo (2561 m), Le Mandrie (2583 m), Cima Leinert (2459 m), Cima Lac (2461 m) und Monticello (2409 m) trägt und gegen Mostizzolo, dem Engtal zwischen Nons- und Sulzberg, ausläuft. Gegen Norden schiebt der Stock der Rarspitze einen kurzen Sporn ins Kirchbergtal (Val Montechiesa) vor, welcher die mit Lachen erfüllten Rare des Inneren und Äußeren Seefeldes voneinander abtrennt und mit der Kote 2612 m die Äußere Seefeldspitze und deren Ausläufer, die Fochleit (2448 m) als Gipfelpunkte aufweist. Die Senke des Alplahner (2426 m), eines kaum begangenen Überganges vom Kirchbergtal durch das Äußere Seefeld ins Val di Bresimo, scheidet den Stock der Rarspitze, dessen Gipfel alle leicht ersteiglich sind, von jenem der

2. Trenta, mit dem gleichnamigen massigen Gipfelknoten von 2635 m Höhe zwischen Kirchberg, Klappberg und Bresimo. Wohl an Höhe zunehmend, jedoch als Bergteile untergeordneter, zieht sich nordwärts zwischen den Tälern Kirchberg und Klappberg der Kamm der Klappberger Rachelstube (Monte Mattonara, 2659 m) und der Rachelstubscheid (2642 m) hinaus, letztere Erhebung auch „Bei der Stange“ genannt und daher in den italienischen Nachkriegskarten mit Monte Stanga übersetzt. Das Klappbergjoch (Passo di Val Clapa, 2291 m), ein breiter Sattel, welcher den Übergang vom Klappbergtal ins Val di Bresimo (Malga Scalet) bildet und von dem aus die bequemste Erststeigung des Trentagipfels erfolgt, trennt den Stock vom nächsten, jenem der

3. Vinazia-Schrummspitze. Diese beiden Gipfel, schön geformt im Hintergrunde des Klappbergtales aufragend, bilden den Stock. Und zwar ist die sanftere westliche die im „Hochtourist“ übergangene, nach der im Val di Bresimo zu ihren Füßen gelegenen Alm so benannte Cima di Vinazia (2644 m), während die östliche, eine feste Felspyramide von Norden, die höhere Schrummspitze (2576 m) darstellt. Beide werden in den Karten oft verwechselt. Hammer überschritt sie 1900 als erster Tourist und fand am Nordgrat der letzteren eine hübsche Kletterei. Aus dem Massiv der Schrummspitze löst sich mit südöstlicher Strichrichtung ein langer Kamm, der die Seitentäler des Val di Rumo, das Val di Bresimo und das Val di Lavacè, scheidet. Derselbe trägt im oberen Teil einen Übergang von rein lokaler Bedeutung zwischen diesen beiden Tälern, den Colletto („Halzl“, 2290 m), und endet mit der vom Nonsberg aus markant dastehenden steilen Graspyramide des Monte Pin.

4. Die hohe, als Übergang wohl kaum in Betracht kommende Scharte des Schrummbergjoches (2417 m) ist die Brücke zum nächsten Stock der Plüder-



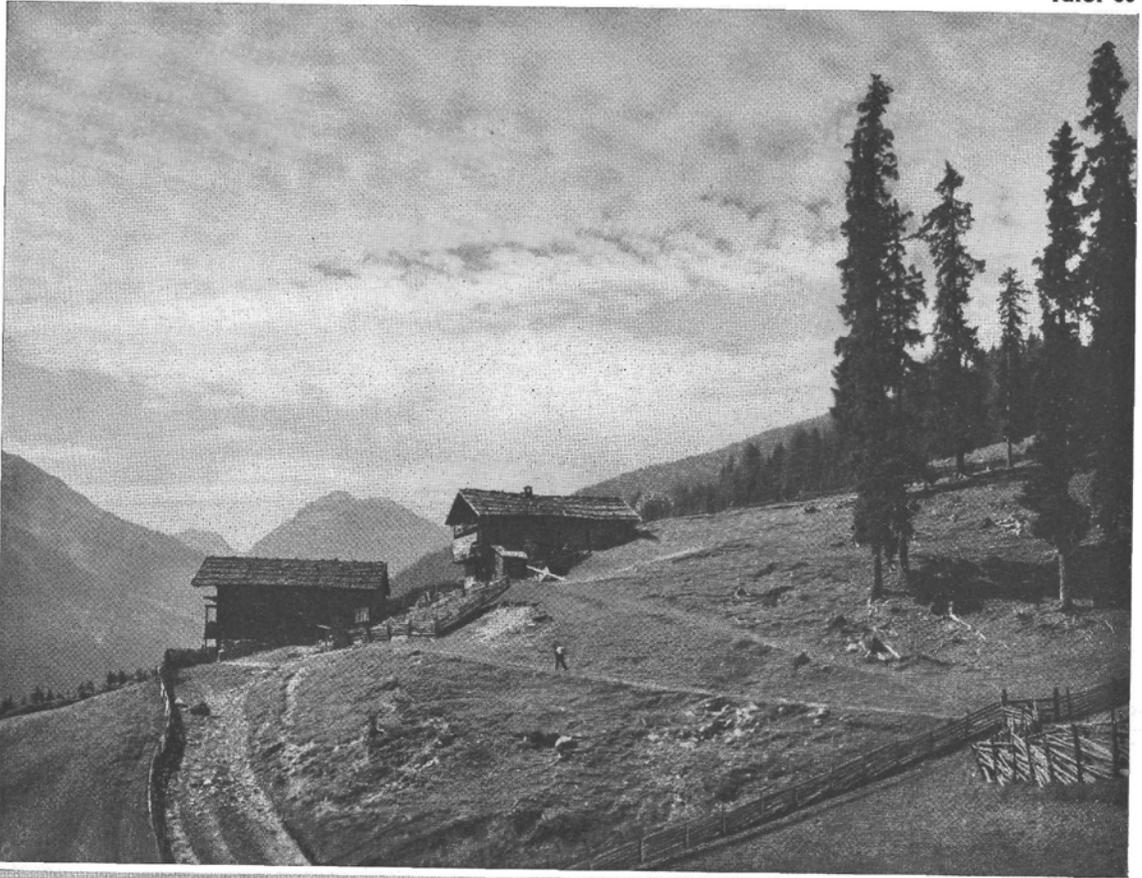
Im Altental

Lichtbild Wolfram Knoll



Oben: Eggenspitzen  
Unten: St. Gertraud mit Eggenspitzen und Zufrittspitze

Lichtbilder Wolfram Knoll

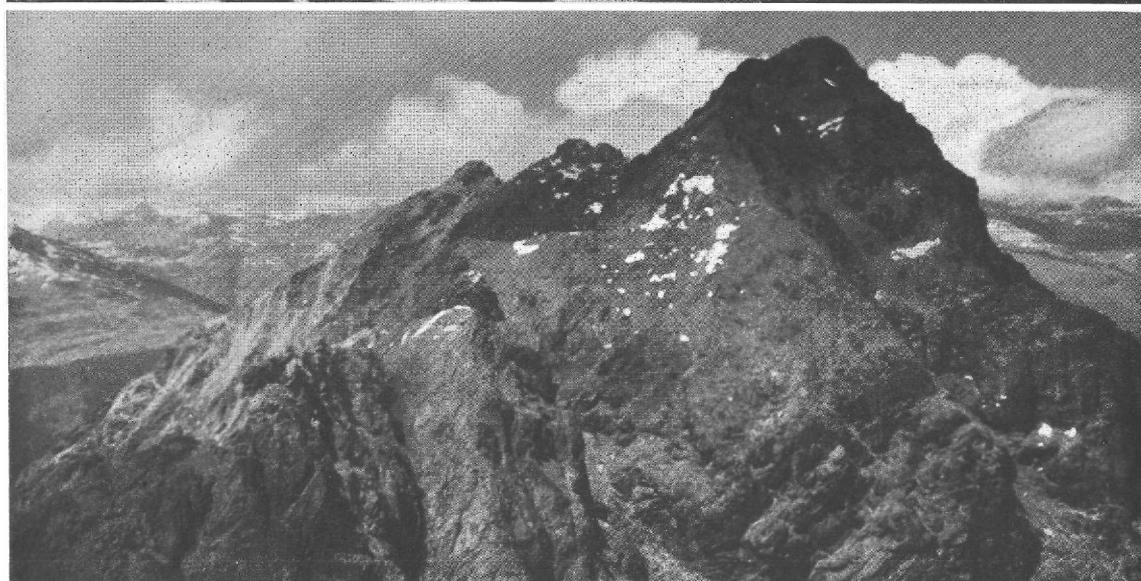


Oben: Im Altental

Unten: Einertaleralm gegen Rontscherjoch—Hoher Dieb

Lichtbild Wolfram Knoll

Lichtbild Karl Felderer



Oben: Pluderspizzen von der Ilmenspizze aus  
Mitte: Querbergspitzen. Unten: Ilmenspizze von Osten

Lichtbilder Karl Felderer

spitzen, die der „Hochtourist“ nicht anführt. Bonacossa kennt eine Vorderer, Mittlere und Hintere Pluderspize und gibt deren Höhen mit 2174, 2572 und 2669 m an. Die erste Höhenangabe ist ein entschiedener Druckfehler, da in dem Gebiet bereits die Almen und Talschlüsse über dieser Höhe liegen. Die höchste, Hintere Pluderspize, der dritthöchste Gipfel des ganzen Nonsberger Kammes, führt auch den Namen „Stübele“, wohl als Gegenstück der Klappberger Rachelstube jenseits des Klappbergtales. Sie ist ein ausgesprochener Felsgipfel, der von allen Seiten recht hübsche Gratklettereien über Türme und plattige Flanken anbietet. 1938, im Herbst, überschritt ich ihn mit den Innsbrucker Bergfreunden Ing. Max Dolezalek, einem ehemaligen Eurengeoffenen Wolf-Glanvells, Hans Mangott und Andreas Kreil. Wir folgten dabei den Spuren Hammers im Abstiege bei der Überschreitung nach Norden auf die Mittlere und Vorderer Pluderspize, deren Höhen richtig nach italienischer Messung 2619 und 2598 m sein dürften. Es ist eine recht anregende, lustige Gratkletterei, die schließlich in den Sattelbogen hinüberbringt, aus welchem man dann leicht den nach Norden zwischen dem Klappbergtal und dem Auertal (Val Monte d'Ora) sich vorschiebenden Büchelberg mit seinem Höhepunkt, dem Büchelbergspiz (Monte dei Jaggi, 2572 m), erreicht. Den Aufstieg auf die jähnelige Hintere Pluderspize hatten wir über den Südoftgrat, vom Seefeldpaß (Passo di Siromba, 2344 m) aus, genommen, über dessen Steilflanke uns eine leichte Kletterei bis auf den Grat selbst und die Überschreitung einiger Türme auf den ausrichtreichen Gipfel gebracht hatte. Der Seefeldpaß, Übergang vom Auertal (St. Nikolaus in Alten) ins Val di Lavacè (Lanza-Mocenigo) trennt den Stock der Pluderspizen von jenem der

5. Almenspize (Cima degli Orti, 2656 m). Ihr Massiv liegt im Brennpunkte von vier Tälern: nordwärts, Alten zu, Auertal- und Einertal (Val Nera), südwärts, Rumo zu, Val di Lavacè und Val Mariole. Der Talschluß des Auertales wird Seefeld genannt wegen der vielen kleinen Lachen, die im Frühling seine oberste, ebene Sohle erfüllen; richtiger See, der den Sommer überdauert, ist nur ein einziger vorhanden. Er liegt unterhalb des Verbindungsgrates zwischen der Almenspize und der das Auertal abschließenden Seefeldspize (Cima della Siromba, 2525 m), welche ebenfalls Hammer am 18. August 1900, ohne Schwierigkeiten zu finden, erstmals überschritt. Zum Stock der Almenspize gehören auch die zwischen Auertal- und Einertal sich vorschiebenden, wildgerissenen und besonders auf der Seite des letzteren Tales von zahlreichen Türmen und Zacken gespickten Auertalspitzen, deren höchste, 2622 m, auch den Namen Schildmen führt und im „Hochtourist“ erwähnt erscheint mit der Bemerkung, daß der Übergang zur Almenspize nicht leicht sei. Der gewöhnliche Aufstieg auf die Almenspize führt, sowohl von Alten als auch von Rumo (Lanza) aus, über den sanftesten ihrer Grate, den Südwestgrat. Vor Jahren gewann ich den Gipfel mit meinem Freunde Mählnecht im dichtesten Nebel über den Gratsporn, der zwischen den Tälern Lavacè und Mariole den Vorgipfel Slavazzaie (2290 m) trägt, in sehr beschwerlicher und nicht leichter Kletterei. Eine Beschreibung des Nordostgrates folgt anschließend. Nach der im Osten der Almenspize eingelassenen, Passo Mariole (2259 m) genannten Scharte, aus welcher ebenfalls ein nicht leichter, direkter Aufstieg zum Gipfel führt, schwingt sich der Hauptkamm zu der das Einertal abschließenden Cima di Lavacè (2421 m) auf, um sodann im Briznerjoch (Passo di Breg, 2185 m) den niedrigsten und wichtigsten Übergang aus Inner-Alten ins Nonsberg (Proveis) aufzuzeigen. Ostlich dieses Joches steht der Stock der

6. Schwarz (La Becla, 2627 m) an (Ulmer Schwarz, zur Unterscheidung von der im Kamme nördlich des Almentales aufragenden Binschger Schwarz), die mit ihren Nebengipfeln (Samerberg, Steinerberg, Seefeldspiz, Mandlspize, Korb und Kor-nig), ebenso wie der Stock der

7. Laugenspize, nicht mehr dem Bereich von Inner-Alten angehört.

Es ist also ein räumlich umfangreiches, gegliedertes, von vielen Tälern durchzogenes, zahlreiche Gipfel tragendes Berggebiet, das Herz der Nonsberger Alpen, das mit den fünf ersten der hier aufgezählten Stöcke die südliche Umwallung Inner-Altens bildet. In seiner Entgletscherung, deren Spuren überall sichtbar sind, mit seinen wasserreichen Stufentälern, seinen feenerfüllten Hochtären, mit der Lieblichkeit seiner Almten, mit seinen bald idyllischen, bald wilden Kleinlandschaftsbildern und mit seinen weite Schau schenkenden Höhen zeigt es einen anderen, südlicheren Charakter als die nördliche Talumrahmung Inner-Altens, die von den hohen, gletschergesuchten Massiven der Eggenispitzen, der Zufritt und des Hasenohrs beherrscht wird, von Gebirgen, die alle charakteristischen Züge der Zentralalpen zeigen.

Kletterportlich bieten die Gipfel der Nonsberger Alpen nur streckenweise über die Felsgrate und in den wenigen eine Ersteigung lohnenden Wänden gewisse Reize; das Gestein, phyllitischer und granitischer Gneis, ist größtenteils fest und sicher, oft sehr plattig. Skisportlich ist nicht viel zu holen.

### Eine Überschreitung der Ilmenspitze (2656 m)

Eine Reihe herrlich klarer Pfingsttage hielt uns in dem in seiner Art originellen Meßner-Wirtshaus zu St. Nikolaus fest. Eine köstliche Kombination zwischen typischem Altner Bauernhaus und neuzeitlicher Gaststätte ist dieses Wirtshaus; gute Betten, vorzügliche Küche und Keller lassen manch andere primitive Einrichtungen vergessen, und mit dem freundlichen, in allen Belangen seines Tales wohlunterrichteten Wirte kann man gemächlich über Gegend und Wirtschaftsverhältnisse, über geschichtliche und ethnographische Fragen, über Vieh, Holz und Hoffschaften, über Hochturen und Bärenjagden plaudern; er ist selbst Bärenjäger gewesen und erzählt mit viel Temperament von seinem Weidmannsglück auf der Bärenjagd im Auerberg.

Durch dieses Tal stiegen wir die Ilmenspitze an. Jenseits des Dorfes, nachdem man den Bach übersteht, leitet ein steiler Almweg die äußere, waldige Talstufe hinan zur kleinen Auerberger Alm. Prächtige, von saftiger Kresse umsäumte Quellen brechen hüben und drüben aus den Hängen, sprudeln nieder in den schäumenden Talbach. Der Wald zieht sich zu beiden Seiten zurück, öffnet einem breiten, steinigen Weidekessel den Raum unter der hohen, zweiten Talstufe, über welche ein Wasserfall niedersprüht. Auf der rechten Talseite durchquert der gegen die Felsen gelehnte Weg die Steilstufe und verläuft, nachdem die Höhe erreicht ist, zwischen runderbücheligen Wüheln in einer weiten, von zahlreichen Bacharmen durchwundenen, moorigen Wiesfläche. Alte Gletscherstufe, alter, torfiger Seeboden. Über ihm die neuerrichtete, langgestreckte Seefeld der Alm (2108 m). Wir setzen uns vor ihr zu kurzer Rast. Aber den Bergen ringsum türmen sich großgeballte Sommerwolken, zwischen denen die Sonne aus blaustem Firmament heiß ihre Strahlen niederschickt. Überall um uns herum glitzert es, blitzt auf, raunt es, rieselt, rinnt. Es ist tatsächlich der erste Sommertag des heurigen Jahres, der dem Schnee mächtig zusetzt. In allen schattigen Mulden und Falten des Geländes schmiegen sich weiche Schneezungen mit eisigen Rändern gegen Graspolster voll von Soldanellen, Anemonen, Primeln, Enzian. Wir sind noch zu tief, um Gipfel zu sehen. Aber der hohe felsige Zug linker Hand, das ist das Massiv der Ilmenspitze, auf die wir wollen, mit ihren nördlichen Vorlagerungen, den Auerbergspitzen; steile Hänge, Gras, Schrofen, Klammern, dunkelrote Gräben, pfeilgerade Lawenstriche bauen ziemlich reizlos diese Seite des Massivs auf. Wir wissen, daß der bequemste Aufstieg von Südwesten her führt, über runde, zahme, erst ganz droben von Geschröpf durchsetzte Grasgrate; doch fürchten wir das Waten durch den faulen, noch metertiefen Frühlingschnee, der die ganze oberste Talchlussmulde in geschlossener Fläche bedeckt, das Seefeld. Der ziemlich große See ist nur am Rand aufgefroren; wie über grünes Spiegelglas huschen die Sonnenstrahlen über ihn. Es ist zweifellos eine beschwerliche Watarbeit mit schrittweisem Versinken, die Durch-

querung der Mulde bis zu den Anfsäen des südsieits sicherlich aperen Grates. Wir wenden uns daher der Westseite des Massivs zu, wo ein Schaffsteiglein sich schrägen zwischen Grashängen und Geröll hinauf verliert. Eine Stunde bösesten „Schinders“ — dann stehen wir im breiten, von einem hohen Schneebügel gekrönten Sattel, der den Gipfelbau der Imenspiße vom Zuge der Nuerbergspitzen abtrennt. Diesen Namen dürfte den drei felsigen Erhebungen, von denen zwei mit 2622 m und 2612 m in den österreichischen Karten kotiert sind, erst Bonacossa (Ortlerführer 1915, S. 411) zugeteilt haben; er paßt gut und erhebt die Kulminationspunkte dieses wilden Rammes, den die Einheimischen kurzweg Nuerberg heißen, zu turistischen Objekten. Bonacossa beschreibt deren Uberschreitung und nennt sie „anregend, aber etwas lang“; er zählt sie mit zum Nordostgratanstieg der Imenspiße, den wir durch unseren direkten Aufstieg auf den Trennungssattel wesentlich abkürzten. Nur mehr der Nordostgrat des Gipfelbaues selbst lag vor uns. Scharf zog er hinan, von einigen plattigen Türmchen und kecken Blockstufen geritten, ostseitig schneevermummt, westseitig aper, beiderseits jäh abfallend, hier in lawinengefurchten Firnflanken, dort mit senkrechten Felswänden. Bald auf die eine, bald auf die andere Seite drehend, bald auf der schmalen Schneide selbst bleibend, turnten wir in ziemlicher Ausgesetztheit das erste hohe Gratstück empur auf den ersten Vorgipfel. Etwas zahmer war dann der zweite. Der Weiterweg zum Hauptgipfel hinan aber schien meinen Begleitern Mahlknecht und Erberl nicht verlockend. Die schmale Firnschneide zu den Gipfelsfelsen hinüber zu begehren hielten sie mit Recht für zu gefährlich wegen des unsicheren Schnees. Wir ließen Steine ab, die sofort mit großen Schneemassen sich zu Lawinen verwandelten und rauschend die Ostflanke hinabtobten. Es blieb nur mehr der Anstieg durch die Westseite übrig, zu gewinnen durch einen Abstieg und durch die Ueberquerung einer brüchigen, feuchten Steilschlucht. Nur mein dritter Begleiter, Felderer, konnte sich entschließen, mir dort zu folgen. Auch erst, nachdem ich vorher selbst das Gipfelplateau erreicht hatte und ihm von oben durch Zuruf einen leichteren Weg gewiesen als den von mir selbst durchkletterten, welcher schwierig durch eine im Einstieg blockgesperrte Steilrinne über vereiste Plattenstücke und brüchige Wandstufen emporführte. Felderer folgte, viel tiefer absteigend als ich, durch eine bessere, trockenere Rinne mehr im Westen. Im Hochsommer mag dieser Aufstieg leicht sein; uns wurde er durch die noch halbwinterlichen Verhältnisse, durch die Vorsicht, die jeder Schritt durch den unsicheren Schnee erheischte, wesentlich schwieriger gemacht. Die Kletterei vom Sattel herauf mochte eine Stunde in Anspruch genommen haben.

Als wir das letzte Gratstück des Aufstiegsweges abkletterten, mutwillig Lawinen löstretend, die wie Wasserfälle über die Schrofengürtel niederstoben, erblickten wir unsere beiden Begleiter bereits tief unten in dem ganz mit Schnee ausgefüllten Talschlund, der vom Nuerbergsattel gegen die obersten Rarmulden des Einertales hinabzieht, und riefen ihnen zu. Sie hatten fast eine ganze Stunde Vorsprung, aber wir waren ihnen recht dankbar, daß sie uns vorgespürt und durch den weichen, oft bauchtiefen Schmelzschnee eine ganze Gasse getreten, die uns den Abstieg wesentlich erleichterte. Auf ungefähr 2000 m Seehöhe kamen wir aus dem Schnee vollständig durchnäht herab in die Baumgrenze und fanden ein Steiglein, welches zwischen verwitterten alten Lärchen, Blockwerk und Rhododendrongestrüpp, über sprudelnde Wasserläufe weg dem kleinen, von einer üppigen Rotzone durchsetzten Wiesenplane der Brizner Alm (1948 m) zuführte, die im Mittelpunkt des weiten Einertalschlusses liegt. Die Ostflanken der Nuerbergspitzen zeigen von hier aus ihre wilde Zerrissenheit und Gliederung in jäh aufschießende, zackenbestandene Grate und Sporne in sehr eindrucksvoller Weise. Sonst ist das Einertal ziemlich reizlos. Von der auf der tieferen Terrasse gelegenen Einertaler Alm (1732 m), wo wir unsere beiden Kameraden schlafend antrafen, führt jedoch ein hübscher Waldweg hinaus ins Haupttal und an malerischen Gehöften vorbei zum Falschauerbach und zum unteren Sankt Nikolauser Wege.

Einschließlich der Rasten hatte die Besteigung der Ilmenspitze und das Durchwandern der beiden Täler zehn Stunden in Anspruch genommen, hatte einen prächtigen Bergtag ausgefüllt, der uns in der Tiefe und auf der Höhe mit den intimen Schönheiten der ultenseitigen Nonsberger Alpen vertraut gemacht. Der in einem mächtigen, turmartigen Vorbau vom Mariolesattel sich aufschwingende Südostgrat sowie die Nordwestwand der Ilmenspitze bilden mit ihrer relativen Höhe von 400, beziehungsweise 600 m noch hübsche, kleine, vermutlich noch jungfräuliche Probleme auf diesem besuchenswerten Gipfel, den Bonacossa als einzigen der Nonsberger Alpen (S. 410) nach Baedeker-Art mit einem Sternchen versah, um seine Bedeutung zu betonen. Seine Bemerkung, „es gibt noch ein paar Probleme von großem Interesse an den Wänden und Graten dieses Berges“, mögen gleichfalls für den Besuch des Gipfels werben.

### Auf der Trenta (2635 m)

Wenn man auf dem höchsten Punkte des langgezogenen, felsigen Gipfelgrates der Trenta steht, dann mag man sich vorkommen wie ein kleiner Junge, der neugierig zum Fenster hinausschauen möchte, aber noch zu klein ist, um über das hohe Fensterbrett hinweg das ganze Blickfeld des großen Fensterrahmens zu erfassen. Selbst wenn der Junge sich auf die Sehenspitzen stellt, vergrößert es sich nur um einige Zentimeter. So ähnlich ist es auch dort oben auf der Trenta. Man sieht ringsum viel, einen gewaltigen Bergkranz, aber alles nur teilweise, unvollständig, durch den zu niedrigen Standpunkt in der Vertikalen verkürzt. Wie ein zu hohes Fensterbrett wirken die näheren Höhenzüge, über welchen in strahlender Ferne große, hohe, schöne Berge wie Wunder stehen. Im Westen das grazios geschwungene Firntrapez des Cevedale, der glitzernde Ruppelboom des Palon della Mare, der Schneefegel des Bioz — alle nur mit ihren höchsten Gipfelinien, die über dem dunklen Zuge der Berge zwischen Rabbi und Pejo herübergucken; im Süden die gigantische Eismauer der Presanella und der Busazza, halb zugedeckt von den schwarzen Sinnen des Vegaia—Tremenesca-Rammes; im Norden die Gipfelinien der östlichen Östaler und der Texel, welche die gewellten Rundungen der Berge zwischen Ulten und Vinschgau bis zum Vigiljoch hinaus überragen. Eine Sicht auf einen weiten Horizont von halber Höhe aus.

Und dennoch ist die Trenta ein Berg mit prächtiger Gipfelschau, ein schöner Berg. Der Kontrast zwischen den stumpfen, dunklen Felsbergen im Vordergrund und den hohen, leuchtenden Gletscherhäuptern im Hintergrund ist ungemein eigenartig und fesselnd. Dazu kommt noch der unmittelbare Tiefblick in seenerfüllte Kare, auf frischgrüne Almen und Wälder, die sich in steinige Höhen hinaufringen, in jäh abfallende Täler, in welche überall helle Wasserfäden sich niederwinden, hinaus in die breite Senke des mittleren Ulten, aus deren forstgerahmten Rodungsflächen der weiße Unterbau der Gehöfte leuchtet. Mächtig reckt das Massiv der Eggenspitzen seine beiden gotischen Türme vor einem auf, mit wuchtigen Konturen schließen Zutritt und Hafenoehr das Blickfeld im Norden, die Reihe der hohen Berge, ab. Ein Teil des südlichen und der östliche Horizont werden von den sanfteren, waagrechten Linien der übrigen Nonstaler Alpen beherrscht; dort sind die Steilflanken des Schrummspiz-Binazia-Stockes, des Bühelberges, der Pluderspizen und der Ilmenspitze zu Felsbogen zusammengesunken, welche langgestreckte Grasgrate krönen. Hinter jedem Joch ahnt man die Steilstufe in tieffallende Täler hinab, hinter denen sich Luft und Wolken weit hinausbehnen gegen einen fernen, dunstigen Horizont, auf welchem Himmel und Erde zusammenfließen. Einzelne Gipfel des Etschbuchtgebirges, der Fleimstaler Kette, der Berge um die Valsugana, leuchten wie ferne Lichter, verschwommen, unbestimmbar im allumfassenden Glanze, der die Himmelskuppel des Sonnentages durchflutet.

Wir schauen hinab in das Klappbergthal, das uns hereingebracht hat an den Fuß der Trenta. Empor in dreistündiger Wanderung auf das Klappbergjoch (2291 m), von welchem aus wir in einer guten Stunde unseren Gipfel über schrofen-

durchsetzte Grasgrate mühsam erstiegen haben. Das Klappbergtal ist unstreitig das schönste aller Allener Seitentäler. Es zieht sich lang hinein, doch ohne wesentliche Steilstufen, außer der ersten, äußersten; stets in gleichmäßiger Steigung führt der gute Weg über die Wiesen und Höfe rechts des Wasserfalles empor in den Wald, begleitet vom schäumenden Bache, der durch die enge Talschlucht tost. Bald beginnen die Allmen, das Tal weitet sich, bietet schöne Bildauschnitte mit seinem gutgeformten Bergabschluß. Ställe und Hütten, umzäunte Mähwiesen und offene Weiden längs des klaren, vielarmigen Baches, an den Hängen. Ideales Allpogelände unterm Klappbergjoch, auf welches der letzte Aufstieg etwas mühsam gewesen. Überall Quellen. Und reiche, alpine Blumenfülle. Eine genußreiche Wanderung durch ein idyllisches Allental empor auf beherrschende Höhe.

Und dann schauen wir von unserer Trenta die andere Seite hinunter und suchen auf ihr den besten Abstieg ins Außere Seefeld, in jenes breite Gletscherbecken, in welchem die Eiszeit ihre Schiffe und Rundbuckel und in den tiefsten Rargruben einige Seen zurückgelassen hat, deren größter der höchste ist, an dem vorüber als kürzester Übergang von St. Gertraud das breite Joch des Allplahner (2430 m) ins Presimo hinüber gewonnen wird. Von Hirten erbaute hohe Steinpyramiden winken fast von jedem Gratnaufe herauf. Die beiden obersten Terrassen des Beckens sind noch mit Schnee bedeckt, der in langen Zungen gegen unseren Gipfel und die übrige Umwallung emporzieht, die Seen sind an ihren türkisblauen Eisdecken erkennbar. Tiefer unten glitzern Wasserfäden von jedem Hang; aus schmutzigem Erdbraun wächst der Almboden, immer grüner und grüner sich färbend, talwärts; mitten in tiefgrüner Zone liegt die langgestreckte Hütte. Ihr sind wir zugewandert über einen schrofigen Gratkamm und durch die Schneeeinseln hinab auf weichem, durchwässertem Boden. Mit hohen Steilstufen bricht dieses Außere Seefeld gegen Kirchberg ab. Der Steig führt im Sackal längs des sich überstürzenden Baches zutal, überquert ihn im Gürtel der höchsten Wetterlärchen, zieht in weiter Schleife durch Lawinengänge südwärts und erreicht den Talgrund von Kirchberg unterhalb der Felsstufe, über welche der Seefeldbach in breitem Fächer seine Gischt niederrauschen läßt. Im Kirchbergtal treffen wir auf jene von der italienischen Forstmiliz aufgestellten Tafeln, die besagen, daß jenseits der Parco Nazionale dello Stelvio, der Stilfser Naturschutzpark, beginne.

# Die Räter

Von Richard Heuberger, Innsbruck

Seit die Humanistenzeit wieder der Räter<sup>1)</sup> gedachte, fühlten sich die noch lange größtenteils romanisch sprechenden, nach politischer Selbständigkeit strebenden Bündner als Enkel dieser Ureinwohner. In ihrem Lande, der „alt, fry Rhaetia“, gibt es heute die Rätische Bahn und das Rätische Museum zu Chur. Durchaus anders verhielten sich die Tiroler. Sie waren Deutsche von echtem Schrot und Korn, lösten sich weder vom Reich noch von der Herrschaft deutscher Fürsten, entfremdeten sich infolge politischer und kirchlicher Gegensätze ihren westlichen Nachbarn immer mehr und waren seit dem Sieg der Gegenreformation wenig geneigt, sich mit neuen Gedanken zu befreunden und alle Dinge als geworden und wandelbar anzusehen. Daher erregte bei ihnen die vordeutsche Vergangenheit ihrer Heimat keine Anteilnahme. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts meinte der Eisacktaler J. Ph. Fallmerayer: „Wer immer in Tirol von der Orthodorie der alten Zucht nicht abgefallen ist, glaubt bis zu dieser Stunde, die drei sprachverschiedenen Stämme unserer Berge, der deutsche, der italische und der romanische (vulgo krautwälsche), seien unmittelbar nach der Sündflut von der Ebene Schinear und dem Turmbau zu Babel gemeinschaftlich und in regelmäßigen Etappen in ihre Quartiere nach Tirol gewandert, wo sich der Romanische sogleich in Fassa und an der Gader, der Italer um Trient, der Deutsche aber am Eisack und Inn niedergelassen habe.“<sup>2)</sup> Indes nicht bloß die Gelehrten, sondern alle besser Unterrichteten wußten in Tirol immer, daß hier einst Räter gehaust hatten. Feierte doch z. B. H. v. Gülm den Minnesänger Oswald von Wolkenstein als Varden der rätischen Marken. Unter diesen Umständen muß sich jeder Freund der deutschen Alpen fragen: Wer und was waren die Räter?

## 1. Die Räter des antiken Schrifttums und ihre Wohnsitze

Zunächst bedarf es einer begrifflichen Klarstellung. Die Rhaetoi, wie die Griechen, oder Raeti, wie die Römer sagten — die lateinische Namensform Rhaeti erscheint erst in späten Handschriften — wurden erstmalig von Polybios (um 205 bis 128 v. Zw.) erwähnt, der nach Strabon (Geogr. IV, S. 209) einen durch ihr Gebiet führenden Alpenübergang (wohl den Weg über den Julier) kannte, und dann häufig in den antiken Quellen genannt; besonders seit dem Räter- und Vindelikerkrieg, in dem Rom den Hauptteil der mittleren Alpen sowie deren nördliches Vorland erobert hatte (15 v. Zw.). Allein im Lauf der Zeit änderte sich die Bedeutung des Wortes Raeti (Rhaetoi). Bei Polybios und den sonstigen älteren Gelehrten hatte es nämlich als

<sup>1)</sup> Für das Folgende vgl. R. Heuberger, Rätien im Altertum und Frühmittelalter I (Schlernschriften 20, 1932); Die Räter (Tiroler Heimat, N. F. 5, 1932, S. 35–55); Das erste Auftreten von Germanen an Eisack und Rienz (Schlern 14, 1933, S. 199–202, 489 f.); Römerfesten am Brennerweg (Schlern 15, 1934, S. 151–163), Vallis Norica (ebenda, S. 296–305); Das Burggrafenamt im Altertum (Schlernschriften 28, 1935); Räterwein und Etschland (Schlern 16, 1935, S. 422 ff.); Das ostgotische Rätien (Alta 30, 1937, S. 77–109); Die Eingliederung des Lepontierlandes ins Römerreich (erscheint demnächst in der Zeitschrift für schweizerische Geschichte); hier das einschlägige Schrifttum verzeichnet. — Über die vor- und frühgeschichtlichen Bevölkerungsverhältnisse im rätischen Siedlungsraum und in dessen Nachbarschaft vgl. auch — außer den betreffenden Artikeln in M. Eberts Reallexikon der Vorgeschichte (1924 bis 1932) — jetzt unter anderen F. Stähelin, Die vorrömische Schweiz im Lichte geschichtlicher Zeugnisse und sprachlicher Tatsachen (Zeitschrift für schweizerische Geschichte 15, 1935, S. 337–368), und H. Wopfner, Beiträge zur Bevölkerungsgeschichte der österreichischen Länder (Wirtschaft und Kultur, Festschrift für A. Dopf, 1938, S. 191 bis 242).

<sup>2)</sup> J. Ph. Fallmerayers Schriften und Tagebücher, herausgegeben von S. Feigl und E. Molten 1 (1913), S. 291.

Gesamtname für verschiedene, meist inneralpine Stämme gebient. Tacitus und die späteren Schriftsteller verwendeten es dagegen einfach als Benennung für die hier der Kürze und Deutlichkeit halber als Rätier bezeichneten Bewohner der Provinz Rätien, in der die alpinen Flußgebiete vom Rhein und Inn, der Vinschgau, das obere, nachmals auch das mittlere Eisacktal, die schwäbisch-bayrische Hochebene und während eines größeren Zeitraumes auch das durch den rätischen Limes geschützte Land im Norden der oberen Donau zusammengeschlossen waren. Innerhalb des von dieser Statthaltertschaft eingenommenen Raumes unterschied man jedoch nach dessen Eroberung (15 v. Zw.) — er wurde anfangs gemeinsam mit der Vallis Poenina (dem Wallis) verwaltet — noch eine Weile die Teilgebiete Raetia (Oberschwaben, Ostschweiz, Vorarlberg) und Vindelicia (Flachland zwischen Iller und Inn, Nordtirol, Vinschgau, oberes Eisacktal); anderseits waltete während der Römerzeit im Gau der Arusnaten (Val Policella bei Verona) ein Priester der rätischen Heiligtümer. Dies zeigt, daß nicht alle Rätier ihrem Blut nach Räter waren und daß auch außerhalb der Provinz Rätien Leute rätischer Abstammung lebten. Man hat demnach zwischen Rätieren und Rätern zu unterscheiden. Für uns handelt es sich nur um die letzteren.

Wo wohnten nun jene Völkerschaften, die dem klassischen Altertum als Rätien galten? Die Beantwortung dieser schwierigen Frage erfordert ein näheres Eingehen auf die Hauptquelleneugnisse, die hierüber Aufschluß geben. Die wichtigsten einschlägigen Nachrichten verdanken wir einem Zeitgenossen des Augustus, dem gelehrten Strabon, der in seiner Erdkunde auch die Alpen besprach, wobei er im 4. Buch dieser Schrift vielfach Angaben des Poseidonios (um 135 bis 50 v. Zw.), im 7. Buch derselben aber oft solche des Polybios, etwa auch des Artemidoros (um 100 v. Zw.) nachgeschrieben haben dürfte. Jener Geograph erwähnt nun bei Behandlung des Rheins dessen Ursprung bei den Helvetiern und das Heranreichen des rätischen wie auch des vindelicitischen Siedlungsraumes an den Bodensee (IV, S. 193) und bemerkt, die Räter seien in den Alpen zu Hause, Anwohner des Rheins und Nachbarn der Helvetier sowie der Vindeliker, zu denen unter anderem die Brigantier (um Bregenz), Estionen (bei Rempten) und Eisackier (am Lech) gehörten, und der Bereich der Räter, zu welchem auch die Lepontier (im Kanton Tessin) und Ramunner (in der Val Camonica) zählten, erstreckte sich bis zu dem über Comum (Como) und Verona gelegenen Teil Italiens (IV, S. 206). Ähnlich sagt er später, die Wohnsitze der Räter reichten vom Bodensee, dessen Ufer größtenteils Helvetier und Vindeliker innehätten, bis zum Alpenhauptkamm und weiter bis zum Land der (im Mailändischen ansässigen) Insuberer (VII, S. 292). Diesen vermutlich auf Strabons ältere Gewährsmänner zurückgehenden Angaben zufolge zählten demnach zu den Rätern nicht nur die Kalukonen (südlich vom Bodensee), Bennonetten (um und oberhalb von Chur), Suaneten (am Hinterrhein) und Rugusten (im Engadin), sondern auch die Lepontier, die Ramunner sowie die anderen nördlich von Comum und Verona hausenden Völkerschaften, also die Bergaleer (im Bergell), die Bewohner des Veltlins, die Trumplinier (in der Val Trompia), die Sabiner (in der Val Sabbia), die Arusnaten (in der Val Policella), die Stoner (im Sarcaatal), die Tridentiner (um Trient), die Anaunen (im Monsberg) sowie die Sinduner und Tulliaffer (wohl um Bozen und Meran). An einer anderen, Verhältnisse der augusteischen Zeit berührenden, also wohl nicht im Anschluß an eine ältere Quelle geschriebenen Stelle (IV, S. 204) erklärt Strabon dagegen, oberhalb von Comum säßen einerseits gegen Osten hin (gemeint ist: gegen Norden zu; sind die Mittel- und Ostalpen doch als südwärts streichend gedacht; vgl. IV, S. 206) die Räter und Bennonen<sup>3)</sup>, anderseits die Lepontier, Tridentiner,

<sup>3)</sup> Die Bennonen werden von Strabon (IV, S. 204) — ähnlich wie (IV, S. 206) die Vindeliker — gleichwertig neben die Räter und zusammen mit diesen in Gegensatz zu den südalpinen Einzelvölkerschaften gestellt. Folglich dürften sie weder den Bennonetten, die ja inmitten des von Strabon den Rättern zugeschriebenen Gebietes und nicht oberhalb von Comum hausten, noch einem andern Einzelstamm, etwa jenem, der im Veltlin wohnte,

Stoner und zahlreiche andere kleine Völkerschaften. Hier werden die in den südlichen Talschaften der mittleren Alpen beheimateten Stämme mithin nicht mehr zu den Rätern gerechnet. Auch sonst zeigt das antike Schrifttum, in dem einmal sogar die gemeinhin auf die Kelten zurückgeführte Gründung von Tridentum (Trient) und Verona den Rätern, bzw. diesen und den Euganeern zugeschrieben wird (Plinius, Nat. Hist. III, 130), ein ähnliches Schwanken der Ansicht über die Ausbreitung der Räter gegen Süden hin. Gewiß nicht nur, weil die Stämme des Alpenraumes von Griechen und Römern bloß mangelhaft gekannt und darum verschieden beurteilt wurden, sondern hauptsächlich wohl deshalb, weil die einschlägigen Angaben, gleich denen Strabons, zum Teil Eigentum der betreffenden Schriftsteller, zum Teil jedoch älteren Quellen entnommen sind, also teilweise die Auffassung der frühen Kaiserzeit, teilweise aber jene einer weiter zurückliegenden Vergangenheit widerspiegeln. Zu den Rätern rechnete Strabon (IV, S. 206) auch die Rufantier (Rufinaten) und Rosuantier (Rosuaneten), die zur Römerzeit in Niederbayern, vorher aber vielleicht in Oberschwaben saßen, und daß hier in den Tagen des großen Räter- und Bindeliterkrieges nördlich der vindelischen Anwohner des Bodensees sowie der Etsionen rätische Stämme hausten, ist zu vermuten, weil jene Landschaft die Nordhälfte der frühkaiserzeitlichen Raetia bildete und weil Horaz einen am 1. August 15 v. Zw. wohl eher nahe den Donauquellen als bei dem nachmaligen Augusta Vindelicum (Augsburg) erfolgten römischen Sieg als einen solchen über die Räter feiert (Carm. IV, 14, 13 ff.).

Die urzeitlichen Bewohner Nordtirols, des Winschgaus und des Eisacktales erscheinen in den uns erhaltenen Quellen nie als Räter. Die Benosten des Winschgaus gehörten wohl zu jenen Bennonen, die Strabon (IV, S. 204) neben die Räter stellt (s. oben, Anm. 3). Die inntalischen Breunen und die ihnen benachbarten Benanen waren nach Horaz (Carm. IV, 14, 8—11) Bindeliter. Von Strabon (IV, S. 206) werden sie zwar von den Bindelitern wie auch von den im Osten des Alpenraumes ansässigen Norikern unterschieden, aber nicht durch den Hinweis darauf, daß sie zu den Rätern gehörten, sondern nur durch die Bemerkung, daß sie (ihrem Volkstum nach) bereits Illyrer seien. Auch wurden Nordtirol und der Winschgau nach ihrer Eroberung der römischen Vindelicia eingegliedert. Diese Gebiete befanden sich mithin nach Ansicht der Alten offenbar bereits außerhalb des rätischen Kreises. Dasselbe gilt auch vom Eisacktal. Die in ihm sitzenden Isarken rechnete man anscheinend bereits zu den Norikern. Denn es wird im Anschluß an Schriften der marianisch-sullanischen Zeit berichtet, die Kimbern hätten im Jahre 102 bei ihrem Vorstoß über den Brenner an die Etsch den Bereich der Noriker durchzogen (Plutarch, Marius 15) und die mit ihnen verbündeten Tiguriner seien bei dieser Gelegenheit auf den norischen Alpenhöhen (Norici Alpium tumuli) zurückgeblieben (Florus I, 38, 18). Auch wurde das mittlere Eisacktal, das noch im Mittelalter lange Vallis Norica hieß, von den Römern zunächst ihrem norischen Verwaltungssprengel zugeteilt.

Die Alten betrachteten mithin als Räter die Gauverbände der Ostschweiz wie auch Vorarlbergs (mit Ausnahme der vindelischen Brigantier), ferner alle oder

gleichzusetzen, sondern als eine nicht sehr fern von jener Stadt, jedenfalls ostwärts von den Rätern ansässige, vermutlich mit dem Namen ihres führenden Gauverbandes bezeichnete Gruppe von Völkerschaften aufzufassen sein. Ihr mögen außer den Benosten (im Winschgau) die Bergaleer sowie die Bewohner des Belsins und Puschlavs angehört haben. — Da Comum durch die ihm benachbarten Gebirgsbewohner, so vor 89 v. Zw. durch Räter, heimgesucht (vgl. Strabon V, S. 213) und das Benostenland zur römischen Vindelicia geschlagen wurde, könnten die bei Strabon IV, S. 204, erwähnten Bennonen möglicherweise dieselben sein, die Strabon IV, S. 206, bei Aufzählung der „frechsten“ Räter und Bindeliter nennt und dabei zu letzteren rechnet. Wahrscheinlich hat man diese Bennonen indes von ihren Namensvettern wie auch von den Bennonetern zu unterscheiden und als eine im nördlichen Alpenvorland, etwa nahe dem lacus Ven[no]netus (Bodensee) ansässige Völkerschaft zu betrachten. Denn sie werden bei Strabon IV, S. 206, zusammen mit Einzelstämmen der schwäbisch-bayrischen Hochebene angeführt, und im Bereich der Bündner und Ortler Alpen sowie im Innern des alpinen Rheintales sind Bindeliter weder bezeugt noch zu vermuten.

doch etliche Stämme des nördlichen Oberschwabens, desgleichen fast alle zwischen dem Langensee, Como und Verona einer-, den Lepontinischen, Bündner, Ortler und Sarn-taler Alpen andrerseits beheimateten Völkerschaften, letztere indes nur etwa bis zum Beginn der römischen Kaiserzeit. Diese allmähliche Einschränkung der räumlichen Bedeutung des Wortes Raeti (Rhaitoi) scheint durchaus verständlich, wenn man sich vor Augen hält, daß die ersterwähnten Landschaften im Jahre 15 v. Zw. römisch und zum Teilgebiet Raetia des damals geschaffenen Verwaltungssprengels Raetia et Vindelicia et Vallis Poenina wurden, während die südlich davon gelegenen Gegenden sowie das mittlere und das untere alpine Flußgebiet der Etsch schon vor Augustus der römischen Gallia cisalpina eingefügt worden waren. Im Hinblick hierauf und unter Mitberücksichtigung der Tatsache, daß der antiken Mittelmeerwelt das Innere der Alpen erst nach dem hannibalischen Krieg allmählich bekannt wurde, könnte der Wandel in der Verwendung des Räternamens (vor dessen Übertragung auf die rätischen Provinzialen) so gedacht werden: In der Spätzeit des römischen Freistaates nannte man die den Städten der mittleren Transpadana benachbarten und dann auch die nördlich von ihnen ansässigen Völkerschaften Räter. Nach der Ausdehnung der Herrschaft Roms bis zur Höhe der Lepontinischen Bündner und Ortler Alpen, bis zur Töll und bis zum Runtersweg gewöhnte man sich aber allmählich daran, hauptsächlich oder nur mehr die noch nicht unterworfenen Räter als solche zu bezeichnen. Daher nannte man denn auch das von diesen bewohnte Gebiet nach dessen Eroberung im amtlichen Sprachgebrauch Raetia, und dies förderte wieder das Verblaffen jeder Erinnerung daran, daß dereinst auch die Bewohner südalpiner Talschaften als Räter bezeichnet worden waren.

Damit ist gesagt, was unter den Rättern der antiken Quellen jeweils zu verstehen sein dürfte. Ehe das seiner sprachlichen Herkunft nach dunkle Wort Raeti (Rhaitoi) — man wollte es mit dem Namen der venetischen Göttin Rehtia (Rectia), mit dem der etruskischen Rasenna oder mit einem als vorhanden angenommenen etruskischen rait (= Gebirgsgegend) in Verbindung bringen — bei den oberitalischen Galliern oder den Griechen und Römern als zusammenfassende Benennung für eine Anzahl von Völkerschaften verwendet wurde, bezeichnete es aber wohl die Angehörigen eines einzelnen Stammes oder die Bewohner einer bestimmten Gegend. Das läßt ein Blick auf die gewöhnliche Art und Weise annehmen, in der Völkernamen zu entstehen pflegen. Nun erscheint der Rätername in jenem erweiterten Sinn, wie oben erwähnt, schon bei Polybios, also bereits in einer Zeit, in der Roms Macht nur bis an den Südrand der Alpen reichte und deren Inneres erst in den Gesichtskreis der Mittelmeerwelt zu treten begann. Folglich wird der Stamm oder Landstrich, an dem jener Name ursprünglich haftete, wohl ganz im Süden des rätischen Siedlungsraumes, somit in der weiteren Umgebung der oberitalienischen Seen zu suchen sein, vielleicht in jener des Gardasees, wo man noch während der Römerzeit den jetzt Saturn genannten Gott Ius und im Arusnatengau (Val Policella) die „rätischen Heiligtümer“ verehrte. Diese Mutmaßung wird durch den Umstand gestützt, daß die Ansicht der Alten, die Räter seien verwilderte Nachkommen durch die Kelten aus der Poebene in die Berge versprengter Etrusker (Livius V, 33, 11, Pompeius Trogus bei Justinus XX, 5, 9, Plinius, Nat. Hist. III, 133), dem unten Gesagten zufolge nur auf die Bewohner einzelner dieser südrätischen Landstriche, so auf jene der Val Policella paßt, in der seltsame, etruskisch klingende Namen (Cuslanus, Juppiter Felvennis, Ihamnagalle, Sannagalle) inschriftlich bezeugt sind.

## 2. Volkstum und Art der Räter

Über Herkunft und Volkstum der Räter wurde viel geschrieben und gestritten. Die diesbezügliche, eben erwähnte Ansicht des Altertums findet gelegentlich noch heute Anhänger und Verteidiger. Andererseits erklärte man die Räter für Kelten und, nachdem dies als irrig erkannt war, für Illyrer (Veneto-Illyrer) oder nahm an, das Wort

Raeti (Rhaitoi) sei bei den Griechen und Römern ein Sammelname für Völkerschaften gemischter, vorwiegend illyrischer Herkunft gewesen, die im Süden auch manche etruskischen Einflüsse empfangen hätten. Der Wahrheit dürfte die letzterwähnte Auffassung am nächsten kommen. Dies ergibt sich aus dem, was die heutige Späterforschung und Sprachwissenschaft — verwertbare Ergebnisse der Rassenkunde liegen hier noch nicht vor — über die urzeitliche Bevölkerung des nach Angabe der Alten von den Rättern bewohnten Raumes zu sagen vermögen.

Im Südteil dieses oben umschriebenen Gebietes, also im Bereich der oberitalienischen Seen und der ihnen benachbarten Alpentäler, waren neben den gewöhnlich als Ligurer bezeichneten Ureinwohnern zu Ende des 3. Jahrtausends die von Norden her gekommenen Italiker (Protoitaliker) erschienen, um sich dann von hier aus im Po-Tiefland und weiter auszubreiten. Hierauf hatten die Etrusker seit dem 8. Jahrhundert wie im Süden so auch im Norden des Po, wo unter anderem bei Mailand ihre Stadt Melsum entstand, die Herrschaft ergriffen, aber dann zu Beginn des 4. Jahrhunderts den wohl über den Großen St. Bernhard in Italien eingedrungenen Kelten weichen müssen. Letztere hatten auch im südlichen Alpenraum, so am Oberlauf des Sesia und in der Gegend von Trient, Fuß gefaßt. In der Ostschweiz, in Vorarlberg, Nord- und Mitteltirol aber waren zu Beginn der Hallstattzeit (seit etwa 900 v. Zv.) eingewanderte Illyrer unter Verschmelzung mit den daselbst vorgefundenen, teilweise ligurischen Ureinwohnern festhaft geworden und dann seit dem 5. Jahrhundert im alpinen Flußgebiet des Rheins, seit dem 4. wohl auch in der weiteren Umgebung Bozens etwas mit keltischem Blut durchsetzt worden. Oberschwaben endlich zählte zu jenen Gegenden, die die Urheimat der Kelten bildeten, hatte aber zeitweise auch die Einwanderung von Illyrern erfahren. Demnach saßen zur Zeit, als sich der Rättername bei den Griechen und Römern einbürgerte, in den südlichen Talschaften der Lepontinischen und Bündner Alpen, im mittleren sowie im unteren alpinen Flußgebiet der Etsch und im Bereich der oberitalienischen Seen teils Nachkommen von Ligurern und Protoitalikern, teils Leute vorwiegend keltischer Herkunft, teils Abkömmlinge in die Berge und deren Vorgelände zurückgewichener Etrusker. In den alpinen Flußgebieten von Rhein und Inn, im Binschgau, wie auch im Eisacktal hinwieder, lebten damals hauptsächlich Illyrer, die vielfach ligurisches, da und dort auch keltisches Blut in sich aufgenommen hatten. Zwischen Bodensee und Donau schließlich bestand zu jener Zeit die Bevölkerung im wesentlichen aus Kelten, zu denen sich vorübergehend auch Illyrer gesellten.

Die Räter können demnach nicht als ein Volk aufgefaßt werden. Davon, daß sie — wenn auch nur teil- und zeitweise — durch einen gemeinsamen Kult oder durch ein politisches Band zu einer Einheit zusammengeschlossen gewesen wären, findet sich in der allerdings nur höchst dürftigen Überlieferung keine Spur. Die rätischen Stämme erscheinen vielmehr handelnd wie leidend immer nur einzeln im Geschichtsbild. Selbst in dem großen Räter- und Bindeliterkrieg des Jahres 15 v. Zv. stießen die Römer nirgends auf einen einheitlich und zielbewußt geleiteten Widerstand großer Aufgebote. Das alles entsprach durchaus jener Kulturstufe, die man, namentlich im Inneren des Gebirges, bei den Rättern anzunehmen hat.

Diese Bergbewohner hatten zwar dank dem seit dem Kelteneinbruch in Italien freilich zurückgegangenen Tauschhandelsverkehr über die Sättel des Alpenhauptkammes, namentlich den Julier und die anderen Bündner Pässe, einige Führung mit dem hochentwickelten Süden gewonnen und dabei sogar den Gebrauch der Schrift kennengelernt. In den sogenannten nordetruskischen Alphabeten, aber anscheinend größtenteils nicht in etruskischer Sprache gefertigte Inschriften kamen nicht nur im Bereich der oberitalienischen Seen, sondern auch im Veltlin, in der Val Camonia und im Nonserberg sowie in der weiteren Umgebung Bozens und Trients zutage, und ähnlicher Schriftzeichen bediente man sich auch in der Nordhälfte der mittleren Alpen, wie die bei Frixens (zwischen Hall in Tirol und Schwaz) und bei Tarrenz (zwischen Imst und Rastereit) gefundene Keramik beweist. Auch verstanden sich jene Leute auf das Gewinnen und

Verarbeiten der Metalle. Allein sie hielten zäh am Aberlieferten fest — im Inneren der mittleren Alpen behauptete sich noch während der La Tène-Zeit die Hallstattkultur — und bewegten sich in sehr urtümlichen Verhältnissen. Sie hausten nicht in großen, befestigten Flecken nach Art der keltischen oppida, sondern in kleinen Wohnplätzen — wehrhafte Höhenfiedlungen (Wallburgen) sind vereinzelt in Vorarlberg sowie im Engadin und zahlreich besonders im alpinen Flußgebiet der Etsch nachzuweisen — und lebten, obgleich mit dem Ackerbau vertraut, hauptsächlich von der Viehzucht, auch der Jagd. Daneben fühlten und handelten sie als Krieger, und ihre Tapferkeit wie ihre Wildheit war allgemein bekannt. Strabon nennt die Lepontier, Tridentiner und Stoner sowie die ihnen nahen Gauverbände arm und räuberisch (IV, S. 204) und sagt (IV, 206), die Stämme der Alpen und ihres nördlichen Vorlandes griffen häufig die keltischen und germanischen Nachbarn an und suchten die Po-Ebene oft mit Mord und Plünderung heim, in den Alpen selbst aber raubten die Gebirgler die Ackerbauer der Niederungen aus, tauschten von ihnen freilich gelegentlich auch Lebensmittel und andere Waren ein. Nur jene durch das Klima begünstigten, den Kelten und Etruskern Oberitaliens benachbarten Räter, die im südlichen Vorgelände der mittleren Alpen wohnten, waren in Lebenshaltung und Gesittung etwas weiter vorgeschritten. Bei ihnen stand vermutlich jener hochwertige Pflug in Verwendung, dessen Erfindung Plinius (Nat. Hist. XVIII, 172) den Rätern zuschreibt, und in den südlichsten rätischen Gegenden, in der Nähe von Como und Verona, gedieh der von den Römern geschätzte rätische Wein.

### 3. Die Räter im Römerreich

Den Rätern blieb ein selbständiger Aufstieg zu höherer Gesittung verlagert. Denn ihnen brachte Rom die Knechtschaft. Allerdings erst spät. Die Römer beherrschten zwar schon seit dem Ende des 3. Jahrhunderts das Po-Tiefland, betrachteten den Alpenraum aber als ein nicht zu Italien gehöriges, unheimliches, keineswegs begehrenswertes Gebiet und dachten daher nicht an dessen Eroberung. Unter diesen Umständen erschienen in den mittleren Alpen, auf Tiroler Boden, früher als die Römer, wenn auch nur vorübergehend, die Germanen. Zogen doch die Kimbern nach ihrem 113 v. Zw. bei Noreia (in Kärnten) erfolgten Sieg über ein konsularisches Heer wahrscheinlich durch das Pustertal und über den Brenner nach Westen und elf Jahre später über den gleichen Paß ins Etschland sowie nach Italien. Erst als Rom in der letzten Zeit seines Freistaates bereits im ganzen Mittelmeerbecken gebot, schob es allmählich zur Sicherung der nördlichen Po-Ebene gegen Einfälle der Räter seinen Machtbereich bis zu den Lepontinischen sowie den Bündner Alpen und — vielleicht unter dem Eindruck des Kimbernzuges vom Jahre 102 — bis gegen die Ortler Alpen, die Töll und den Runtersweg vor. Damit war der ganze südrätische Raum der römischen Gallia cisalpina eingefügt. Als das nicht mehr vom Senat geleitete Rom an weitausgreifende Eroberungen ging und seinen Machtbereich schon bis ans Schwarze Meer, an den Kaukasus, Euphrat und Nil, die Sahara, den Atlantik, Armeikanal und Rhein, die Save und untere Donau vorgeschoben hatte, verloren dann die noch unabhängigen Räter ihre Freiheit. Um einen Angriff auf das freie Germanien vorzubereiten und eine Verbindung zwischen den Provinzen am Rhein und an der unteren Donau zu schaffen, wurde von den Römern in den Jahren 16 und 15 das Königreich Norikum botmäßig gemacht, ein Vorstoß gegen Venosten, Ramunner und Trumpiliner unternommen, der große Räter- und Vindeliterkrieg geführt und der Verwaltungssprengel Raetia et Vindelicia et Vallis Poenina eingerichtet.

Die Räter hatten sich in ihren Abwehrkämpfen gegen Rom erbittert geschlagen und dabei die schwersten Verluste erlitten. Vernichtet waren sie aber nicht, und sie blieben unter der Römerherrschaft in mancher Hinsicht, was sie gewesen waren. Das gilt selbst

von den zuerst unterworfenen südrätischen Völkern. Man hatte sie zwar als Gauverbände minderen Rechtes an Mediolanum (Mailand), Comum, Brigia (Brescia), Verona und Tridentum angegliedert und dadurch in nähere Beziehung zu diesen Städten gebracht, später auch manche jener Stämme, (so die Anaunen, Sinduner und Tulliaffer) mit dem römischen Vollbürgerrecht begabt oder sogar zu selbständigen Bürgergemeinden erhoben (z. B. die Ramunner); und die hiedurch geschaffenen Voraussetzungen führten bei den Südrätern zu Angleichung in Volkstum, Sprache und Besittung an die Bevölkerung des Po-Tieflandes. Aber durchaus nicht überall. Denn die Einwirkungen der neuen Verhältnisse machten sich in den einsamen Alpentälern, so im Nonenberg, wo man noch zu Ende des 4. Jahrhunderts in urtümlichen Lebensformen verharrte, nur wenig geltend, und nicht sehr viel anders stand es im Inneren des Gebirges auch in den von den nächsten Städten etwas entfernten Teilen verkehrswichtiger Haupttäler, so in der Umgebung Merans und Bozens. Hier bediente sich die Bevölkerung anscheinend nach wie vor neben dem besonders im Heeresdienst erlernten Latein der Sprache ihrer Väter und machte, obgleich in der Gestaltung des Alltagslebens mannigfach gefördert, keine wesentlichen Fortschritte in der Besittung. Vor allem wurde sie blutmäßig nicht italisiert. Denn nördlich der oben genannten Städte kam es weder zur Entstehung einer städtischen Siedlung noch zu umfassender Landanweisung an ausgediente Soldaten; hier ließen sich selbst längs der Römerstraßen nicht viele Einwanderer aus der Mittelmeerwelt dauernd nieder, und diese waren ihrem Blut nach größtenteils keine Italiker. Dazu lagen in den südrätischen Bergtälern — die Stadt Tridentum nicht ausgenommen — seit der Vorschübung der Reichsgrenze bis an die obere Donau keine römischen Heeresseinheiten. Als die Germanen das sinkende Rom zu bedrängen begannen, dürften freilich in diesen Talschaften da und dort Kastelle erbaut worden sein. Deren Besatzungen bestanden jedoch aus Nichtrömern verschiedener, gewiß auch germanischer Herkunft.

Noch weniger tiefgreifende Veränderungen als im Süden des rätischen Siedlungsraumes rief die Römerherrschaft bei jenen Rätern hervor, die erst in den Tagen des Augustus unterjocht und dadurch zu rätischen Provinzialen gemacht worden waren. Die Römer hatten zwar den großen Räter- und Bindelikerkrieg mit gewohnter Unbarmherzigkeit geführt und die Besiegten nachher durch Verschleppung eines erheblichen Teiles ihrer Jungmannschaft außer Landes noch weiter geschwächt. Allein für den Ackerbau waren genügend Kräfte übriggelassen worden, und von großzügiger Ansiedlung ausgedienter Soldaten in der frühkaiserzeitlichen Raetia verlautet nicht viel. Zur freiwilligen Einwanderung aus dem Süden aber lockte dieses Gebiet nur wenig, und in ihm erwuchsen bloß zwei kleine Römerstädte: Brigantium (Bregenz) und das noch weit unbedeutendere Curia (Chur). Die Mittelmeerwelt, namentlich Italien, verfügte andererseits unter Augustus und dessen Nachfolgern über keinen Überschuß an Menschen mehr, besonders nicht an solchen italischer Abkunft. Auch durch die römische Heeresverwaltung kam während der frühen Kaiserzeit nicht viel fremdes Blut in die Westhälfte der rätischen Provinz. Lagen hier doch lediglich in einigen Donaukastellen von einheimischer Landwehr und Hilfstruppen gestellte Besatzungen, und zwar bloß in der Zeit von Claudius bis zu den Flaviern. So veränderte sich bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts die innere Zusammensetzung der von den Rätern abstammenden Bevölkerung Oberschwabens, Bolarbergs und der Ostschweiz außerhalb Brigantiums und Curias kaum sehr wesentlich. Ebenfowenig erfolgte hier damals der Aufstieg zu einer hohen Besittungsstufe. Denn jene beiden Städte, deren Gemeindegemarkungen man die umliegenden Landgaue angegliedert haben dürfte, erlangten ja niemals größere Bedeutung. Auch behandelten die Römer die im Räter- und Bindelikerkrieg Unterworfenen als Reichsangehörige schlechtesten Rechtes und kümmerten sich um den rätischen Verwaltungssprengel nicht viel. Daher entwickelte sich dieses Gebiet nicht annähernd so wie die anderen römischen Rhein- und Donauprovinzen. In seiner Westhälfte machten mithin während der früheren Kaiserzeit Romanisierung und all-

gemeine Gefittung vermutlich eher weniger als mehr Fortschritte, als in der Umgebung Bozens und Merans sowie anderwärts in den südrätischen Berggegenden.

Das Vordringen der Alemannen bis an die Iller und den Bodensee (259/260) fügte dann Oberschwaben dem germanischen Kreis ein, und damit wurden Vorarlberg und die Ostschweiz, die seit Diokletian die Provinz Raetia prima bildeten, zu ständig gefährdeten Grenzgebieten. In diesen begann seitdem ein Rückgang der an sich bescheidenen, in der Römerzeit erreichten Gefittung. Es beleuchtet die Lage, daß aus Curia und Brigantium kleine, unmauerte Höhenfiedlungen wurden. Der Alemannenvorstoß von 259/260, seine Folgen und die durch ihn geschaffenen Voraussetzungen näherten die Bevölkerung des ersten Rätiums auch blutmäßig jener der Mittelmeerwelt nicht. Im Gegenteil. Wie am Oberrhein und an der Iller, so entstanden jetzt zwar auch in der Bodenseegegend Befestigungen, sie wurden aber nur mit angesiedelten Grenzern belegt und schon um 400 wieder geräumt. Die Feldtruppen aber, die gelegentlich im Flußgebiet des Alpenrheins erschienen, bestanden größtenteils aus Germanen. Dazu erlebte die Raetia prima keinen nennenswerten Zuzug römischer Flüchtlinge aus dem dünn besiedelten Oberschwaben, wohl aber nicht selten Heimfuchungen durch germanische Scharen.

Wie aus alldem erhellt, wurden die Nachkommen der innerhalb und nördlich der mittleren Alpen anfassigen Räter im Kern ihres Volkstums und Wesens durch die Jahrhunderte der Römerherrschaft kaum umgeformt. Vielleicht zum guten Teil gar nicht sehr viel mehr als ihre Nachbarn, die Entel der nördlich und südlich des Brenners, am Inn, Eisack und Etsch beheimateten Illyrer, die — den römischen Städten und Truppenstandorten fern — unter den fremden Herren im Grunde blieben, was ihre urzeitlichen Ahnen gewesen. Das trat unter Theoderich dem Großen offen zutage. Dieser König beherrschte auch die Raetia prima und die damals bereits auf Nordtirol, den Vinschgau sowie das obere und mittlere Eisacktal beschränkte Raetia secunda. Diese beiden Provinzen bildeten aber bloß eine vorgeschobene, einem einheimischen Befehlshaber (dux) unterstellte und von ihrer eigenen Landwehr verteidigte Mark des italischen Ostgotenreiches, und die Zustände in diesen Gebirgslandschaften erinnerten stark an die der Urzeit. Heißt es doch in einem 507 bis 511 ausgefertigten königlichen Erlaß (Cassiodor, *Variae* I, 11) von Breunen, denen ein Vergehen zur Last gelegt wurde, sie seien waffengeübt, kriegslustig, unbotmäßig und gewalttätig, und die übrigen Bewohner Ostgotisch-Rätiums werden sich von diesen Abkömmlingen der Breunen gewiß größtenteils nicht sehr unterschieden haben.

Roms Umsichgreifen hatte einst den Rätern die Möglichkeit genommen, sich staatlich zu einigen und ein Dasein für sich zu führen. Was ihnen verlagert geblieben war, erreichte aber beim Zusammenbruch des italischen Ostgotenreiches eine Gruppe ihrer Nachkommen. Die Franken gewannen zu Beginn des ostgotisch-byzantinischen Krieges (537 bis 539) außer dem durch Theoderich mit Alemannen besiedelten Landstrich südlich des Bodensees auch die übrige Raetia prima sowie den Vinschgau, und diese Gebiete bildeten nun bis zur Zeit Karls des Großen unter fränkischer Oberhoheit die Raetia Curiensis, eine Art halbselfständigen Kirchenstaates. Nordtirol, das Eisack- und Westpustertal sowie ein Teil des Etschlandes wurden nach 565 von den Baiern ihrem Stammesherzogtum eingefügt und teilten von nun an dessen Schicksal. Churrätien dagegen verharrte dank dem Schutze der Frankenkönige jahrhundertlang in starrer Abgeschlossenheit nach außen hin und bei den in der Vergangenheit erwachsenen Zuständen. Gewiß, es waren römische Lebensformen, die sich hier bis tief in die Frankenzeit hinein behaupteten. Allein nur die Schale war römisch, nicht der Kern. Bewahrten die Churrätier doch in Blut und Art viel vom Erbe ihrer rätischen Vorfahren. Ihr merkwürdiges Gemeinwesen erinnerte denn auch in seiner aus dem Zeitrahmen fallenden Erscheinung an den Geist jener Räter, die dereinst, zäh am Oberliefernten festhaltend und unbekümmert um die Außenwelt, in ihren einsamen Bergtälern gehaust hatten.

# Die Besiedlung des „Landes im Gebirge“

Ein Beispiel alpiner Siedlungsgeschichte

Von Franz Suter, Wien

Das „Land im Gebirge“, wie Tirol in alten Zeiten genannt wurde, ist wirklich in allen seinen Teilen Gebirgsland. Die Siedlungen liegen in Höhen von 200 bis über 2000 m. Sie geleiten uns von den Flußebenen der großen Täler über die Stufen der alten Salterrassen hinein in die Seitenäste und hinauf bis über die Waldgrenze, und sie führen uns von den Obstgärten und Rebgebirgen über wogende Saatenfelder und saftig-grüne Weidetriften bis hart an die Grenze des ewigen Schnees. Nirgends sonst auf deutschem Volksboden finden wir auf so engem Raume so bedeutende Höhenunterschiede in den Siedlungslagen, nirgends liegt die Grenze deutscher Dauerbesiedlungen so hoch, nirgends auch stehen die verschiedenen natürlichen Kulturstufen so nahe beieinander.

Diese besonderen natürlichen Voraussetzungen, die in der Massenerhebung des Gebirges und in der Grenzlage zwischen zwei Klimaten begründet sind, haben den Siedlungsgang auf das nachhaltigste beeinflusst. Viel später als in der Nordschweiz oder in den benachbarten Ostalpengebieten ist der Mensch hier festhaft geworden. Die großen Flußtäler, welche aus dem Lande herausführen, sind zugleich die Haupteintrittspforten für den urgeschichtlichen Menschen gewesen. Ihnen entlang ist er in der jüngeren Steinzeit gebirgsseitwärts gezogen, und zwar nicht in der verumpften Talsohle, die ja das unbeschränkte Reich des Flusses war, sondern auf den ausgebreiteten Terrassen der alten Talsysteme, welche die Flüsse begleiten. Diese sogenannten Mittelgebirge und Hochflächen, die den Fluß etwa um 400 bis zu 1000 m überhöhen, sind sozusagen die Aufmarschlinien für den siedelnden Menschen gewesen, sie waren aber auch neben den Schuttkegeln der Seitentäler der Hauptsiedlungsraum der ganzen vorgeschichtlichen Zeit. Das Innthal von Ruffstein bis Landeck hat auf diesen Geländeteilen Wohn- und Gräberfunde geliefert, desgleichen das Silltal dem Brenner zu und jenseits desselben die großen Furchen von Süden herauf bis an die Quellen von Etsch, Eisack und Drau. Zuerst sind die Siedlungen noch spärlich, sie verdichten sich aber in der Eisenzeit stark; Menghin zählt schließlich im oberen Etschgebiet allein an die hundert umwallter Burgen. In die Nebentäler scheint der Mensch nur selten vorgedrungen zu sein, und zwar wohl auf der Suche nach Erz. Niedergelassen hat er sich nur dort, wo er Erzfunde getan, wie in Welzelach bei Virgen, nahe dem Großglockner. Wie für die Ausbreitung der Siedlung überhaupt sind die Berge auch für die Ausbreitung der Kulturen und Völker ein hemmendes und verspätendes Element gewesen. Es verspäteten sich so ziemlich alle Kulturen, die von Norden wie von Süden in das Land eindringen. Ein Beispiel der Verspätung sind die Menhire (steinerne Bildsäulen), eine ausgesprochen westeuropäische Erscheinung der jüngeren Steinzeit. Sie gehören in den Fundstücken von Tramin (bei Bozen), Algund (bei Meran) und Villanders (bei Klausen) erst der späteren Bronzezeit an. Auch die für das vorgeschichtliche Antlitz des Landes sozusagen entscheidende spätbronzezeitliche Lausitzer Kultur der Veneto-Alpiner verbreitet sich erst in der Eisenzeit über Tirol, und zwar — zum Unterschied von der bisherigen getrennten Entwicklung des Südens und des Nordens — über beide Abdachungen der Alpen zugleich. In der Spätisenzeit ist Tirol im Gegensatz zu den Nachbarländern im Westen wie im Osten, die nach und nach der La Tène-Kultur und keltischen Völkerschaften zufallen, der Mittelpunkt eines eigenen ostalpinen

Kulturkreises, der als Resterscheinung die Hallstattkultur selbständig fortentwickelt. Sein Träger ist weiter illirisches Volkstum, während sich im Süden, etwa zwischen Bozen und Trient, zunächst etruskische, noch weiter südlich und im Osten wie am Alpennordrand keltische Bevölkerung anschließt. Alle diese Völkerschaften auf dem Boden des späteren Tirol wurden von den Römern mit dem Sammelnamen Räter bezeichnet.

So lagen die Dinge, als die Römer im Jahre 15 n. Z. das ganze Land unter ihre Herrschaft brachten. Sie schlugen den Süden von Meran und Klausen ab zur Provinz Italien, den Norden wie die Mitte zu Rätien, das Becken von Trient gehörte zu Norikum. Für den Fortschritt der Besiedlung bedeutete, wie wir nunmehr auch aus dem Rätienbuch Heubergers wissen, die Römerzeit nicht soviel, als man vielleicht von vornherein annehmen möchte. Wohl haben die Römer zwei wichtige Straßenzüge über Reschen-Scheideck und Fernpaß, bzw. über Brenner und Seefelders Sattel durch das Land gezogen, und auch die Ost—West-Straßen durch das Pustertal und das untere Inntal waren von Bedeutung. Es entstand an den Straßen eine ganze Reihe von Stationslagern, aber auf rätischem Boden entwickelte sich keines zu einem Municipium. Veteranenkolonien werden höchstens für die Grenzgegend zwischen Italien und Rätien im Raume zwischen Bozen und Meran angenommen. Im Großteil des späteren Tirol dürfte der Bevölkerungszuwachs aus dem Süden den alten Siedlungsraum nicht wesentlich erweitert haben; wenn Heubergers und Helbok Recht haben, wäre für das ausgehende 6. Jahrhundert noch Flüchtlingszuwachs aus Norikum zu vermuten. Die Siedlungsdichte war jedenfalls bedeutend geringer als in dem östlich benachbarten Norikum. Zwar wurde auch in Rätien die Urbevölkerung sprachlich romanisiert, aber der Prozeß vollzog sich langsamer und unvollkommener. Auch hierdurch — nicht nur durch das Fehlen einer keltischen Zwischenschicht — unterscheidet sich der Hauptteil Tirols von den östlicher gelegenen Alpenländern.

Ein entscheidender Schritt im Siedlungsvorgang dürfte aber gerade in die Jahrhunderte der römischen Herrschaft fallen: der Ausbau und die Neugründung von Dörfern zu Füßen der Wohnburgen. Die Bewohner dieser Dörfer mit den gepflasterten engen Dorfstraßen und ineinander geschachtelten Häusern haben den Ackerbau zwar gekannt, aber in der Hauptsache doch eine recht extensive Weidewirtschaft betrieben. Diese extensive Wirtschaft veranlaßte die Rätoromanen, immer neue Weidegebiete aufzusuchen, in die Nebentäler einzudringen und insbesondere die waldarmen Talschlüffe derselben in den Wirtschaftsbereich miteinzubeziehen. Mit seltener Gebefreudigkeit haben sie die im Gebirge besonders auffallend abgegrenzten Flurteile, die Wasserläufe und auch die Bergspitzen, welche ihnen zur Orientierung dienten, benannt, wie der zum Teil auch heute noch lebendige, überaus reiche romanische Ortsnamenschatz beweist.

Dieser Stand der Dinge erfuhr durch die germanische Einwanderung grundlegende Änderungen. Die Erfüllung des ganzen Landes mit deutschen Menschen hat es uns schließlich zu dem gemacht, als was es uns heute entgegentritt.

Für die deutsche Besiedlung kommen im Nordwesten des Landes die Alemannen, für den übrigen Teil Tirols die Baiern in Frage. Im Süden könnten auch ostgotische Volkspplitter von den Baiern aufgefangen worden sein. Die These freilich, daß die Sarntaler, in denen die blonde und große Komponente besonders stark durchschlägt, von Goten abstammen, dürfte kaum zu halten sein. Das Überwiegen der nordischen Rassenmerkmale mag eher darauf zurückgehen, daß in diesem Tale, dessen Besiedlung übrigens kaum in das frühe Mittelalter zurückreicht, eine rätoromanische Unterschicht nicht vorhanden ist. Diese nordische Komponente überwiegt ja auch im Unterinntal und im mittleren Pustertal, und immer entspricht ihr ein besonders hoher Prozentsatz des deutschen Ortsnamensbefundes. Die Besetzung des Unterinntales scheint sich im frühen 6. Jahrhundert im Gefolge einer Kriegshandlung vollzogen zu haben, und das mittlere Pustertal ist als Grenzgegend gegen die Slawen zur Zeit des bairischen Vordringens überhaupt fast unbefestigt, d. h. von der rätoromanischen Bevölkerung verlassen gewesen. Im ganzen übrigen Lande hat sich die Eindeutschung und die Ausbreitung

der deutschen Siedlung in friedlichen Formen und im Nebeneinanderleben mit den Rätoromanen vollzogen.

Die Einwanderungsdaten sind: bald nach der Mitte des 6. Jahrhunderts in das mittlere Inntal, um 590 herum Überschreitung des Brenners, um 680 Bestand einer Grenzgrafschaft Bozen gegenüber den im Laufe des 6. Jahrhunderts aus dem Süden herauf vorgebrungenen Langobarden. Der Nordwesten Tirols wird, wie Vorarlberg, spätestens seit dem 6. Jahrhundert von Alemannen besetzt. Die Besiedlung erfährt in den ersten Jahrhunderten der deutschen Einwanderung nur die großen Talschaften; die frühdeutschen Dörfer mit den -ing-Endungen im mittleren Inntale westlich von Innsbruck und die -heim-Dörfer der Brunecker Gegend gehören hieher. Im übrigen hat sich der alemannische und bairische Bauer neben den Rätoromanen auf der alten Dorfflur ansässig gemacht und diese Flur in harter Rodungsarbeit erweitert, sei es nun, daß die alten Ackerfluren vergrößert, sei es, daß abseits derselben neue angelegt wurden. Die Auseinandersetzung zwischen Germanen und Rätoromanen in dieser Hinsicht ist im einzelnen noch nicht entsprechend gründlich und auf genügend breiter Basis untersucht worden, oder die bisher gepflogenen Untersuchungen haben zu keinen ganz befriedigenden Ergebnissen geführt.

Viel besser unterrichtet sind wir über den Landesausbau seit dem 9. und 10. Jahrhundert. Die Traditionsbücher von Brigen und Freising sowie anderer in Tirol begüterter Hochstifte und Klöster Süddeutschlands helfen uns über diese erste, in großen Teilen Deutschlands urkundenlose Zeit hinweg. Diese wertvollen Quellen lassen erkennen, daß bereits vor dem Hochmittelalter der Angriff auf den Wald über den Siedlungen unternommen wurde. Im Pustertale stammen Siedlungen wie Geißelsberg und Tesselberg (Gisilhartisberc und Tesselinberch) aus dieser Zeit. Im übrigen waren die bewohnten Talsüden besonders an Paßübergängen und entlang den Talengen noch von großen zusammenhängenden Wäldern bedeckt, und diese zogen sich auch in die Nebentäler hinein; erst in den Talschlüssen, die sich ja ohnehin der Waldgrenze nähern, waren dank der Arbeit der Lawinen und klimatischer Einflüsse waldfreie Weideböden. An der Brennerstraße gibt es nicht weniger als drei Mittenwälder: bei Scharnis, auf der Brennersenke selbst und in der späteren Sachsentlemme oberhalb Franzensfeste. Außerdem schied ein großer Forst das Brigner Becken vom westlichen Pustertal, auch auf dem Ritten und im vorderen Grödentale werden foreste noch zu Beginn des 11. Jahrhunderts genannt. Schon die vorhin genannten Siedlungen auf -berg sind keine Dörfer mehr, sondern ausgesprochene Einödhofsiedlungen, die über Talhangstücke verstreut sind. Heute erwecken Kirche, Pfarrhaus und Schule samt dem nächstliegenden Hof, mit dem meist die Wirtsgerechtigkeit verbunden ist, oft den Eindruck eines Weilers, aber er ist erst durch eine spätere Entwicklung hervorgerufen. Ausschließlich dem Einzelhof gehört dann die Ausdehnung des dauernd bewohnten Raumes auf die höheren Teile der Haupttalgehänge, auf die waldigen Engstücke der Haupttäler und auf die Nebentäler überhaupt, die im 12. bis 14. Jahrhundert erfolgt ist.

Am die Mitte des 14. Jahrhunderts kann der Landesausbau im wesentlichen als abgeschlossen gelten, ja, es beginnt um diese Zeit bereits der erreichte Hofbestand abzubrückeln, d. h. man kann schon jetzt feststellen, daß verschiedene Hofstellen, die man in der Landnot auf ungünstigen und von der Natur gefährdeten Lagen angelegt hatte, als selbständige Wirtschaftseinheiten zu bestehen aufhören und zu den Nachbarhöfen gezogen werden, wenn sie nicht überhaupt vom Erdboden verschwinden. Im späten 15. und insbesondere im 16. Jahrhundert hat der Aufschwung des Bergbaues zu größerem Fleischverbrauch der Städte und zu einem fühlbaren Mangel an Arbeitskräften geführt und die Rentabilität des landwirtschaftlichen Betriebes zugunsten der Viehzucht so stark verändert, daß weitere Höfe, besonders in steilen Hochlagen, aufgegeben und in Zugüter, die nunmehr als Almen Verwendung fanden, verwandelt wurden. Eine ähnliche Begründung, verschärft noch durch die Vereinfachung so mancher Hochtäler, wie sie die Verkehrsverbesserung durch die großen Täler mit sich gebracht

hatte, hat der starke Siedlungsrückgang des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Auf diese geschichtlichen Ursachen der Gebirgsvölkering hat Wopfner mehrfach allgemein hingewiesen. Auch gibt es eine statistische Untersuchung dieser als Höhenflucht bezeichneten Erscheinung von Ulmer, aber auch hier bedürfte es systematischer, über alle Täler des Landes erstreckter Studien, um die Ergebnisse praktisch verwertbar zu gestalten. Nicht nur, daß damit eines der interessantesten Kapitel der Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte behandelt würde, die Geschichtswissenschaft und Landeskunde könnte sich mit einer solchen Arbeit Verdienste erwerben um die Reichsnährstandspolitik des Großdeutschen Reiches. Die Wiederbesiedlung dieser Höhen, denen so viel urkräftiges Volkstum entwuchs, würde tausenden landwirtschaftlicher Arbeiter selbständiges Wirtschaftsleben und eine Familiengründung ermöglichen und unserem Volke zweifellos wertvollste Menschen gewinnen.

Die hochmittelalterliche und spätmittelalterliche Besiedlungsperiode ist durch die Arbeiten S. Wopfners aufgehell't worden. Er hat uns vor allem den Besiedlungsvorgang in seiner alpinen Eigenart aufgezeigt. Wir haben früher davon gesprochen, daß die Rätoromanen das ganze irgendwie für Weidewecke geeignete Land bis über die Baumgrenze hinaus in den Wirtschaftsbereich einbezogen haben. Das Weidevieh der alten Dörfer nutzte die oft stundenweit entfernten Weiden gemeinsam und in Etappen in der Weise, daß es auf den stufenartig aufeinanderfolgenden Weideplätzen so lange blieb, bis der Platz abgeweidet war und dann weiterzog, bis es schließlich den höchsten, bzw. entferntesten Weideplatz erreicht hatte. Auf dem Rückwege ins Dorf, der im zweiten Teil des Sommers begangen wurde, machte man wieder auf denselben Weideplätzen Halt wie auf dem Hinwege. Für die Menschen, welche das Vieh auf diesem monatelangen Weg betreuten und die gewonnene Milch zu Butter und insbesondere zu Schmalz und Käse zu verwerten hatten, baute man Almhütten. Diese zeitweise bewohnten Almsiedlungen sind das Gerippe der deutschen Dauerbesiedlung im Hoch- und Spätmittelalter geworden, soweit nicht ganz neue Rodungen im Waldland erfolgten. Dem alten Almweg entlang, der, die Eingangsschlucht der Seitentäler vermeidend, zunächst dem Haupttalhang aufwärts und erst nach Erreichen der Schulter der Stufe ins Tal einbog, sind zunächst auf den alten Almen, vor allem in Talschlüssen, dann auch auf den Zwischenstrecken zwischen den Almplätzen, immer neue, dauernd bewohnte Höfe entstanden. Von der rein viehzüchterischen Grundlage ausgehend, sind die Bauern, zum Teil mit Hilfe der sie ansiedelnden Herren, bald zum Ackerbau übergegangen. Im Laufe des 14. Jahrhunderts noch ist der Weizenbau in sonnigen Lagen bis zu 1600, der Roggenbau bis zu 1900 m hinaufgestiegen, bis in Höhen also, wo heute nur mehr Gerste und etwas Futterhafer, bzw. nur mehr Roggen und Gerste gebaut werden. Die rechtliche Grundlage bot den geistlichen wie den weltlichen Herren nicht die Grundherrlichkeit, sondern die hohe Gerichtsbarkeit, mit der das Verfügungsrecht über den ganzen, nicht in Sondernutzung befindlichen Grund und Boden verknüpft ward — eine Entwicklung, welche schon zu Ende des 13. Jahrhunderts, als der Tiroler Graf aus dem Hause Görz fast alle Grafschaften im Lande an sich gebracht und so sein Territorium begründet hatte, zur Ausbildung eines landesfürstlichen Almsendregals geführt hat. Eine wichtige Organisationsform des späteren Siedlungsausbau'es ist der *Schwaighof*, benannt nach der *Schwaig*, d. i. dem vom Grundherrn beigegebenen lebenden Inventar, das beim Abzug des Bauern auf dem Hofe bleiben mußte. Charakteristisch ist für diese Organisationsform außerdem der stereotype Zins von 300 Käsen, der allerdings später vielfach in Geld abgelöst oder, wenn der *Schwaighof* — wie das in den tieferen und günstigeren Lagen oft der Fall war, zum Getreidebau übergegangen ist — in Getreidezins umgewandelt erscheint.

Neben der zeitlichen Festlegung der späteren Kolonisation und der technisch-organisatorischen Seite derselben ist vor allem die Frage nach der Beteiligung der rätoromanischen Siedlerschicht an ihr von Bedeutung. Wenn gesagt wurde, daß die Romanen als Gründer von Einödhofsiedlungen wegen ihres Hanges zum ge-

meinsamen Wohnen nicht in Frage kämen, so ist das ebenso unrichtig, wie wenn auf der andern Seite jeder Hof mit romanischem Namen als vordeutsche Gründung betrachtet wird. Es wird z. B. niemand bezweifeln, daß — um ein naheliegendes Beispiel aufzuführen — das Gröden- oder das Gadertal von Romanen kolonisiert worden sind, und es kann auch niemand das Vorhandensein der Hofbesiedlung in diesen Tälern übersehen. Auf der andern Seite ist festzustellen, daß durch das Nebeneinanderwohnen von Deutschen und Rätoromanen die Möglichkeit der Übernahme der alten Namenwelt durch die Deutschen gegeben ist. Dies gilt besonders für die Seitentäler der großen Flüsse, welche Umgebiete der romanischen Dörfer des Haupttales gewesen sind. Stolz hat an Beispielen aus dem Zillertale nachgewiesen, daß im 13. Jahrhundert noch romanisch benannte Almen mit deutschen Bauern besiedelt worden sind.

Viel mehr als die Namen der Höfe, die sich oft aus Namen für Großfluren herleiten, viel mehr als die Namen der Berge und Flüsse, welche schon in romanischer Zeit als Grenzpunkte oder wegen ihrer verheerenden Tätigkeit benannt wurden, besagen die Namen der Äcker und Wiesen im Kleinen, denn sie zeugen in erdrückender Zahl von der dauernden Bewohnung und intensiven Bewirtschaftung dieser Höhen in der deutschen Zeit. Neben der Namenwelt sind aber auch die natürlichen örtlichen Verhältnisse, die kirchlichen und gerichtlichen Unterlagen, welche ja meist entscheidende Hinweise auf die älteren großen Wirtschaftsgemeinden geben, zu beachten. Die Leistung des deutschen Volkes im Alpenraum, sein Anteil an der Urbarmachung früher romanischen und im Osten auch slawischen Volksbodens ist so gewaltig, daß die deutsche Forschung an der Erkenntnis dieser Leistung bis ins einzelne das größte Interesse haben muß. Sie tritt an Weite des gewonnenen Gebietes gegenüber der Leistung im deutschen Nordosten gewiß zurück, dafür ist mit besonderem Nachdruck auf ihren inneren Gehalt hinzuweisen. Wer einmal durch Tirol gewandert, wer vielleicht als Bergsteiger die Steilheit des Geländes gesehen, die Schwere der Arbeit beobachtet, die Einsamkeit und Gefahrbedrohtheit dieser Höhen gekostet hat, der wird erst die Leistung richtig einzuschätzen vermögen. Aber auch andere Erwägungen sollten uns davon abhalten, die Leistung rein quantitativ zu werten. Das Tiroler Bauernhaus und die alten Tiroler Bauernstuben zeigen, welche hohe innere Kultur in den Bauern dieses Landes steckt. Dieser Kultur entspricht die äußere Haltung in entscheidenden Stunden der Nation. Man braucht nur auf das Jahr 1809, auf die Leistungen des Tiroler Volkes im Weltkrieg zu verweisen. Kein Lokalpatriot, sondern der Kommandierende des Deutschen Alpenkorps, General Krafft von Dellmensingen, hat angesichts der Blutopfer der Tiroler Regimenter und der freiwilligen Schützenverbände das Wort gesprochen: „Ich neige mich vor dem Opfermut dieses Volkes, Größeres hat die Erde noch nicht gesehen!“

#### Schrifttum

D. Menghin, Urgeschichte der Ostalpenländer (in Leitmeier, Die österreichischen Alpen, S. 176—210), 1928. — A. Helber, Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs, 1937. — R. Heuberger, Rätien im Altertum und Frühmittelalter. Forschungen und Darstellung I (Schlernschriften, Bd. 20), 1932. — S. Wopfnner, Tirols Eroberung durch deutsche Arbeit (Tiroler Heimat 1, S. 5—58), 1922. — Derselbe, Beobachtungen über den Rückgang der Siedlung (Tiroler Heimat 3, S. 68—83), 1923. — Derselbe, Die Besiedlung unserer Hochalpentäler. Dargestellt an der Siedlungsgeschichte der Brennergegend (in „Zeitschrift“ des D. u. D. A. V., Bd. 51), 1920. — Derselbe, Entstehung und Wesen des tirolischen Volkstums, Siedlung und Wirtschaft (in „Tirol. Land, Natur, Volk und Geschichte“, herausgegeben vom Hauptauschuß des D. u. D. A. V., S. 139 bis 304), 1934. — Derselbe, Beiträge zur Bevölkerungsgeschichte der österreichischen Alpenländer (in Festschrift für Alphons Dopsch, S. 191—242), 1938 (darin, S. 215, Aufzählung der einschlägigen Schülerarbeiten). — D. Stolz, Die Schwaighöfe in Tirol. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der Hochalpentäler (Veröffentlichungen des D. u. D. A. V., Bd. 5), 1930. — Derselbe, Der deutsche Raum in den Alpen (in „Zeitschrift“ des D. u. D. A. V., Bd. 63/64), 1932/1933. — Derselbe, Geschichtliche Folgerungen aus Orts-, insbesondere Hofnamen im Bereiche Tirols (in Zeitschrift für Ortsnamenforschung 7, S. 56—75, 152—159), 1931.

# Sellrain, Landschaft und Geschichte

Von Otto Stolz, Innsbruck

Von der neuen schönen Alpenvereinskarte der Ostaler Alpen ist im Jahre 1937 als erstes das Blatt „Hochstubaï“ erschienen, und heute liegt das nördlich daran stoßende Blatt „Sellrain“ der „Zeitschrift“ bei. Diese Bezeichnung wurde deshalb gewählt, weil das Sellrain von allen Tälern auf diesem Blatte den größten Raum einnimmt und von der Hauptfurche des Inntales auf die hinteren und höchsten Gebirgskämme führt. Man spricht ja schon seit langem kurzweg von den „Sellrainer Bergen“ und meint damit gerade den Teil der Stubai-Gruppe, der fast allein dieses Kartenblatt ausfüllt, nämlich alle Kämme und Gipfel, die vom Wilden Hinterbergl, dem Knotenpunkt zwischen dem Schrantkogel und Brunnenkogel, nord- und westwärts bis zu den Furchen des Inn- und Ostales liegen. Diese Sellrainer Berge gliedert man nach den einzelnen Quelltälern weiter unter, nämlich in den Eisener Ramm mit dem Brunnen-, Ferner- und Seleskogel und der Willerspize, den Gleierschtaler Ramm mit der Grubenwand, Sonnenwand und Rofkogel im Krasses, die Hinteren Rührtaler Berge mit dem Ucher-, Sulz- und Zwölferkogel und Hohen Wasserfall und die Vorderen Rührtaler Berge mit dem Rofkogel, Hocheder und Birrkogel, die Larstiggruppe mit dem Strahlkogel und Breiten Grieskogel. Derart ist die Einteilung in der genauen Beschreibung der Sellrainer Berge, die Franz Hörtnagl in den Jahresberichten des Akademischen Alpenklubs Innsbruck von 1897 bis 1902 niedergelegt hat. Der „Hochtourist“, der bekannte Gipselführer der gesamten Ostalpen, verwendet allerdings den Namen Sellrain nicht zur Bezeichnung der Untergruppen der Stubai-Gruppe, sondern weist die Kämme westwärts bis zur Linie Sellrain—Eisener—Winnbachjoch—Ostal zur Alpeiner Gruppe und faßt die übrigen als Rührtaler Gruppe zusammen.

Die hinteren Sellrainer Berge sind aus Gneis und Granit bis zu einer Höhe von 3000 bis 3400 m aufgebaut, als dunkle, edel und kühn geformte Felsblöcke schwingen sich besonders die vorgenannten Hauptgipfel aus den schimmernden Gletschermulden empor — ein prächtiges Gebiet für den Bergsteiger in Fels und Firn. Die sanfteren vorderen Kämme und die weiten Hochtäler und Firnare auch im Innern des Gebirges bieten dem Skiläufer ein vortreffliches Gelände, das an manchen Stellen bis an die höchsten Grate reicht.

Das Sellraintal ist neben dem Wipptal und Stubai das wichtigste Seitental des Inntales im Bereiche des Innsbrucker Beckens und zählt eine Länge von 15 bis 20 km. Sein Talfluß hat einen eigenen Namen, nämlich Melach, ähnlich wie im Stubai der Fluß die Rues heißt. Der Mündung des Sellrain ins Innthal ist die breite Seitenterrasse zwischen den Dörfern Grams, Grinzens und Oberperfuß vorgelagert, durch die die Melach sich eine enge Schlucht gegraben hat; das eigentliche Tal beginnt aber erst hinter dieser Schlucht — ein Schulbeispiel für die in den Alpen so oft vorkommende, in der Eiszeit entstandene Stufenmündung der Seitentäler in das Haupttal. Hinter jener Schlucht liegt die erste Siedlung im Tale, Rotenbrunn (900 m); dieses ist auch hier noch ziemlich eng und hat sehr steile Flanken, die aber gut angebaut sind. Den besten Überblick über das vordere Tal hat man von diesen Flanken aus, etwa vom Kirchlein St. Quirin auf der linken oder Sonnenseite oder vom Weiler Tassl auf der Schatten- oder Nieder-Seite. J. Staffler schildert diese Aussicht in seiner um 1840 erschienenen Landesbeschreibung in der ihm eigenen, etwas geizierten, aber

treffenden Art: „Hier schließt sich das wildschöne Tal Sellrain auf. Überraschend ist die Szene, voll seltsam kontrastierender Gegenstände, wo der Blick von der schauerlichen Tiefe mit dem milchweißschäumenden Talbach auf die steilen, bis an die oberste Höhe bewohnten Berge, von lachenden Wiesen auf dunkle Wälder, von der freundlichen Dorfkirche auf rauhe Steinklippen wechselt.“ Rotenbrunn ist schon lange wegen seines alten Heilbades sowie der würzigen Luft aus den nahen Bergtälern ein beliebter Sommerfrischeort, seit etwa zehn Jahren gibt es hier auch ein Schwimmbad.

Bei Gries (1200 m) weitet sich das Tal zum erstenmal und gibt einen herrlichen Blick auf den Fernerkogel frei, die Gegend nimmt hier bereits ein eigentlich alpines Gepräge an. Auch hier laden gute Gasthäuser zum Bleiben ein. Das Tal teilt sich hier in das Untertal oder Eisens und das Obertal oder St. Sigmund. Je weiter wir in das erstere hineinwandern, um so erhabener zeigt sich die Hochgebirgswelt mit den kühnen Felsgipfeln, voran dem Fernerkogel, über den grünen Wäldern und Matten und den weißen Firnen. Eisens und Pragmar (1600 m) sind allerschönste Bleibestätten für den Bergsteiger und Skiläufer ebenso wie für den mehr geruhssamen Alpenfreund und für den, der beides miteinander vereinen will. Im Obertal bieten Ähnliches St. Sigmund und Haggen (1600 m), wenn ihnen auch ein so schönes Bild wie der Fernerkogel als Talhintergrund fehlt. Erst das innere Gleierchtal offenbart wieder höchste Hochgebirgspracht mit seinen Gruben- und Sonnenwänden. Von Haggen gelangt man durch ein etwas einförmiges Alltal über einen kaum merklichen Sattel hinüber nach Rührtal (1900 m), dessen Gebiet man daher trotz seiner Entwässerung zum Ostal mehr zum Sellrain als zu jenem rechnet. Auch dies ist wieder ein ganz besonders schönes Hochalpengebiet mit formenschönen Gipfeln und weiten Talmulden, der Mangel an größeren Gletschern wird hier ersetzt durch Seen, von denen die Finstertaler zu den größten Hochgebirgsseen von Tirol zählen.

Diese kurze landschaftliche Kennzeichnung soll zu unserem eigentlichen Thema, der geschichtlichen Betrachtung des Sellrain, überleiten. Wir wollen der Menschen gedenken, welche dieses schöne Sellrainer Berggebiet durch ihre Rodung und Siedlung dem deutschen Volke gewonnen haben und deren Nachkommen heute noch dort auf kargem Boden und meist steilen Berghalden in harter Bauernarbeit schaffen und leben. Wir werden hierbei einen Ausschnitt aus der Siedlungs- und Volkstumsgeschichte unserer deutschen Alpen im ganzen kennenlernen, denn die allgemeinen Probleme sind überall gleichartig, doch ist für den Bergwanderer, der offenen Sinnes die Gegend durchzieht, stets auch das Besondere beachtenswert.

Das Inntal birgt in sich erhebliche Überreste einer Besiedlung zur jüngeren Steinzeit und dann besonders zur Bronzezeit, das ist also in den letzten zwei Jahrtausenden vor der Zeitwende, in den Seitentälern sind aber solche Funde sehr selten. Immerhin wurden erst vor kurzem am Nordostende des Sellrainer Gebietes, beim Dorfe Birgitz, etwa 300 m ober der Sohle des Inntales, die Grundmauern einer ausgedehnten Siedlung aus der älteren Eisenzeit, also den letzten Jahrhunderten vor der Zeitwende, aufgedeckt. Von solchen und ähnlichen Plätzen aus sind wohl schon damals Jäger und Hirten in die benachbarten Talgründe des Sellrain gezogen.

Diese älteste Bevölkerung, die geschichtlich einigermaßen faßbar ist, teilt die heutige Forschung den Illyriern zu, nach der Unterjochung des Alpengebietes durch die Römer zu Beginn unserer Zeitrechnung und der Einrichtung der Provinz Rätien sowie der sprachlichen Romanisierung den Rätoromanen. Die sichersten Spuren dieser Bevölkerungsschicht geben uns wie überall in den Alpen auch hier etliche Ortsnamen, deren Wurzeln nicht der deutschen, sondern der romanischen oder der illyrischen Sprache angehören. Diese Namen sind uns zwar auch erst aus der Zeit nach der Niederlassung der Deutschen überliefert, aber diese haben sie eben von den Rätoromanen in ihren Gebrauch übernommen und so bis heute erhalten.

Für unser näheres Gebiet gelten als rätoromanisch die Ortsnamen mit der Endsilbe -ens, früher -enes, wie Gökens (um 1150 Secenes), Grams (um 900

Duzumes), Gringens (Graines), Oberperves, so um 1080, erst seit dem 18. Jahrhundert Oberperfuß. Die Ableitung zur Bezeichnung der Leute aus diesen Dörfern, wie sie in der Mundart üblich ist, wirft das -s am Schlusse aus, sagt die Kramer, Gösner und Oberperfer. Beim Namen Sellrain selbst, mundartlich Selroan oder auch Salroan gesprochen, schriftlich aber in der Form „die uz“, d. h. die Leute aus „dem Seltraine“, erst seit 1300 überliefert ist, ist es unentschieden, ob er aus der deutschen oder der romanischen Sprache stammt, im ersteren Falle wäre das Wurzelwort „Sel“, d. i. Haus, im letzteren Falle „Salig“, d. i. Weide, doch gibt es auch ein romanisches Wort „Sal“ im Sinne von Haus. Die Verwendung des sächlichen Artikels „das Seltraine“ spricht nach verschiedenen Gleichfällen auch dafür, daß das Wort aus dem Romanischen in das Deutsche übernommen worden ist. Sicher romanisch sind die Wurzeln der Namen Gleiersch (von glaries, d. i. Geröll), Kraspes (von cressa, Stein), Pragmar (von bareca, Hütte, daher auch Prags im Pustertal), Juifen (von jugum, Joch), Fotsch oder früher Alpfatsch (von alpaciu, Almtal), Furkes (von furca, Gabel); Almind leitet ein Forscher von romanisch „alpa minta“ (mit Minzenträut bewachsener Boden) ab, man könnte aber wohl auch an das deutsche Almende, d. h. Gemeinweide, denken, ebenso wie bei Seiges an das deutsche Wort Seige, d. h. Senkung. Taje ist ein aus dem Romanischen gekommenes Lehnwort im Sinne von Hütte, also sind die Namen Rührtai und Niederthai als Bildungen aus der Zeit zu betrachten, in der nur mehr die deutsche Sprache in unserer Gegend geherrscht hat. Für den Namen des Talbaches, Melach, mundartlich Melch, nimmt man die Ableitung von einem vordeutschen Worte „mel“, d. h. dunkel, an. Daß für die zusammengehörigen Täler und Bäche verschiedene Namen bestehen, kommt fast regelmäßig im ganzen rätoromanischen Alpengebiete vor. Da Lifens in seiner ersten Erwähnung um 1300 „Malufens“ heißt, nimmt man an, daß in diesem Namen daselbe Wurzelwort wie bei Melach steckt und diese erste Silbe später abgeworfen worden ist, übrigens erinnert auch daran Lusen, ein Seitental bei Brigen. Diese Namen sagen uns also, daß bis zu einem gewissen Grad auch das Sellrainental in rätoromanischer Zeit, d. i. also in den ersten Jahrhunderten nach der Zeitwende, regelmäßig von Menschen besucht und genutzt worden ist. Für den Namen Fotsch, früher Alpfatsch, wird auch die Ableitung von alveus, d. h. Mulde, vorgebracht.

Am Schlusse der germanischen Völkerwanderung, im 6. Jahrhundert nach der Zeitwende, erschien der germanische Stamm der Baiwaren oder alten Baiern im Inntale. Die ältesten urkundlichen Aufzeichnungen, die seit dem 8. Jahrhundert nach der Zeitwende im Wohnbereiche dieses Stammes geschrieben worden sind, beziehen sich auch auf den Abschnitt des Inntales, der den Nordrand der Sellrainer Gruppe bildet. So schenken die baiwarischen Edlinge Regimbert und Irminfrid mit Zustimmung ihres Herzogs Tassilo im Jahre 763 dem Kloster Scharnis und damit dem Hochstift Freising ihre Güter zu Fluringa (Flaurling) und zu Polling sowie zu Obarinhofe und Poapintal, d. i. zu Oberhofen und Pfaffenhofen bei Sels. Die anderen Orte mit Namen auf -ing in dieser Gegend, wie Inzing, Sating, Leiblfing, Mieming und Haiming, werden bald nachher urkundlich genannt. Güter zu Duzumes, d. i. Duzams, erhält das Hochstift Brigen um 900 von einer Edlen namens Irmina, das Kloster Wilten, das selbst in der Nähe bei Innsbruck liegt, Güter zu Silles, Es und Stammes, d. i. Silz, Es und Stams, von Heinrich dem Löwen, dem Herzog von Bayern und Sachsen.

Manche heutige Wissenschaftler wollen die ersten germanischen und damit deutschen Besiedler des Inntales nicht dem Stamme der Baiwaren, sondern jenem der Alemannen zurechnen, ja neuestens den Kern der Baiwaren als Abkömmlinge der Alemannen ansehen. Dem ist aber entgegenzuhalten: Alle geschichtlichen Nachrichten erwähnen die Baiern als einen einheitlichen Stamm und das Inntal als zu diesem gehörig. Die Mundart der Inntaler ist auch bairisch und nicht alemannisch. Baiern und Alemannen sind ja gewiß unter den germanischen Stämmen am engsten mit-

einander verwandt, haben sich aber dann doch als besondere Stämme gefühlt und daran sollte auch die heutige Wissenschaft nicht allzusehr herumdeuten.

Gerade auch das Sellraintal führt uns in die Geschichte des alten bairischen Herzogtums. Dieses war in Grafschaften gegliedert, das Inntal bildete deren zwei, und als Grenze der Grafschaft des unteren und oberen Inntales wird im Jahre 1239 die Melach, nur in ihrem Unterlaufe, bezeichnet. Neben die Grafschaften als Gerichts- und Verwaltungssprengel tritt aber von Anfang an noch eine andere Gestaltungsform des Gemeinschaftslebens, nämlich die Grundherrschaft. Die Dörfer Arams, Birgisch, Gringens und das Sellraintal hinein bis einschließlich Gries bildeten nämlich nachweisbar vom Anfang des 13. bis zu jenem des 19. Jahrhunderts eine Grund- und Gerichtsherrschaft des Stiftes Frauenschmsee, das sogenannte Hofgericht Arams. Dieses Stift, das auf einer Insel des größten der altbairischen Seen lag, ist nämlich von den Herzogen Baierns schon im 8. Jahrhundert gegründet worden und hat nach einer allerdings erst viel später aufgezeichneten Aberlieferung vom Herzog Cassilo von Baiern neben anderen auch die Grundherrschaft Arams erhalten. Auch noch in späterer Zeit unterstanden in jenem Gericht Arams etwa zwei Drittel aller Bauerngüter mit gewissen Zinsen und Leistungen der Grundherrschaft des Stiftes Frauenschmsee, das andere Drittel anderen Stiftungen und Adeligen. Das Stift setzte in Arams den Richter ein, der aber nach einem allgemeinen Grundsatz nur die niedere Gerichtsbarkeit auszuüben hatte. Die hohe Gerichtsbarkeit oder der Blutbann sowie die Steuer-, Forst- und Bergwerkshoheit gehörte auch im Gericht Arams den Inhabern der Grafschaftsgewalt, das waren früher auf Grund kaiserlicher Übertragung die Bischöfe von Brixen und als deren Lehensträger die Grafen von Ansbach und seit 1280 die Grafen und Landesfürsten von Tirol. Diese haben mit der hohen Gerichtsbarkeit über Arams und Sellrain ihren Landrichter auf Wellenberg, einer Burg bei Göhens, betraut. Unbeschadet also, daß der Grund- und niedere Gerichtsherr des Gerichtes Arams, das Stift Frauenschmsee, im Lande Baiern seinen Sitz hatte und auch später stets den Herzogen und dann Kurfürsten von Baiern landesuntertan gewesen ist, hat daher das Gericht Arams zum Lande Tirol gehört.

Die innersten Täler des Sellrain, Eisens mit Pragmar, der Bischofsberg, das spätere St. Sigmund und das Gleierschtal haben dem Stifte Wilten, das knapp bei Innsbruck liegt, als geschlossene Grundherrschaft angehört, und zwar in Folge einer Schenkung des Bischofs von Brixen, die angeblich 1140 erfolgt, aber erst um 1250 beglaubigt worden ist. Dieser Bischof hat darüber wohl nur deshalb verfügen können, weil ihm seit dem Jahre 1027 die Grafschaft im Inntal vom deutschen Kaiser übertragen worden war. Jene Täler bildeten zusammen mit dem Dorfe Wilten das Hofgericht Wilten, das eben dem Stifte mit der niederen Gerichtsbarkeit unterstand, sie wurden daher auch als das „Wiltner Gebirg“ bezeichnet. Gleich dem Hofgericht Arams war auch das Gericht Wilten dem Landesfürsten von Tirol und dessen Landgericht Wellenberg unterstellt. Man darf vermuten, daß jene Schenkung des Tales Eisens an das Stift Wilten nur die Bestätigung eines viel älteren Besitzverhältnisses und Wirtschaftsverbandes gewesen ist. Das Stift Wilten ist nämlich am Platze der schon zur Römerzeit genannten Ortschaft Veldidena errichtet worden, hat um 1150 durch Schenkung vom Herzog von Baiern dessen hier gelegenen „Hof“ und das zugehörige Dorf Wilten erhalten, und zu diesen Siedlungen hat eben vermutlich das Weiderecht im Sellraintal gehört, dieses war mit dem benachbarten Inntal zu einer einheitslichen uralten Markgenossenschaft verbunden gewesen.

Das Sellrain war also in grund- und gerichtsherrlicher Hinsicht ein geschlossener Besitz der beiden Stifte Frauenschmsee und Wilten. Das erstere hat auch im benachbarten Osttal eine reiche Grundherrschaft besessen, aber gegenüber dem dortigen landesfürstlichen Gericht Petersberg (bei Silz) keine Gerichtsbarkeit behauptet. Das Stubaital, das auf der anderen Seite dem Sellrain benachbart ist, war ein eigenes

Gericht des Landesfürsten von Tirol, und hier war dieser auch der überwiegende Grundherr. Frauenschirmssee mit Agrams, Wilten und Stams waren die einzigen Stifte, die im Inntal, soweit dieses zur Grafschaft Tirol gehört hat, es zu einer eigenen Gerichtsherrschaft oder Hofmark gebracht haben, Agrams mit Sellrain war die räumlich größte derselben.

Den Bischofsstühlen und Klöstern oder, wie man dafür sagte, den Hochstiften und Stiften, haben überall im christlichen Abendland seit dem 7. und 8. Jahrhundert die Könige und Herzoge, die Adelligen und Gemeinfreien Ländereien und Herrschaftsrechte übertragen, das war also für unser Alpengebiet nichts Besonderes. Wir wollen hier nicht die zum Teil irdischen, zum Teil auf das Jenseits gerichteten Beweggründe erörtern, die zu dieser überaus weitgehenden Vorzugstellung der Kirche im staatlichen und wirtschaftlichen Leben geführt haben. Heutige Geschichtsschreiber behaupten wohl auch, daß diese kirchlichen Grundherrschaften geradezu notwendig gewesen seien, um die Besiedlung des Landes nach der ersten Niederlassung der deutschen Stämme weiterzubringen und zu fördern. Diese Geschichtsdeutung ist aber etwas kurzichtig, sie verwechselt nämlich die tieferen, wirklich ausschlaggebenden Kräfte mit ihrer Ausnützung für anderweitige Zwecke. Vielmehr wäre der Ausbau der Rodung und Siedlung in unseren Alpentälern wie in anderen Gebieten Deutschlands gewiß auch erfolgt, wenn die Grundherrschaft nicht in solcher Ausdehnung in den Besitz der sogenannten toten Hand, der kirchlichen Anstalten, gekommen, sondern mehr bei den alten weltlichen Trägern der öffentlichen Gewalt und beim Adel geblieben wären. Diese waren ja überall mit Erfolg bestrebt, den Stiften unter dem Titel der Vogtei einen großen Teil ihrer Grundherrschaft wieder abzunehmen und dort ihrerseits die Anlage von Bauerngütern zu betreiben, um dadurch ebenso wie die Stifte ihre Einkünfte zu vermehren und ihre Herrschaftsstellung zu stärken. Aber beide, die geistlichen wie die weltlichen Grundherren, waren bei diesem Bestreben letztlich auf die bäuerliche Arbeitskraft angewiesen, welche das ältere und das später neu dazugewonnene Siedlungsland gegen gewisse Abgaben an jene erst wirklich bebaut haben. Daß aus der stetigen Vermehrung der breiten Bauernschichten sich immer wieder neue Arbeitskräfte anboten, war für den Ausbau der Siedlung eigentlich entscheidend und nicht die Bildung der kirchlichen Grundherrschaften, wenn auch die letzteren vielfach großen Eifer und Erfolg gerade auch in wirtschaftlicher Beziehung entfaltet haben.

Daß sich auch weltliche Grundherren bemüht haben, im Sellraintal Besitz zu erwerben, zeigen zwei Urkunden, die erstmals einzelne Höfe in demselben erwähnen. Laut einer von 1234 übertrug nämlich das Stift Wilten seinem Vogt Ortolf von Böls den „Berg Naröb“, und dieser legte dort einen Hof an, der unter demselben Namen heute noch besteht, und zwar oberhalb der Kirche von Bries am Eingang ins Lifenser Tal auf dessen linker Seite gegenüber dem Hof Zufenau. Im Jahre 1254 entschied Graf Gebhart von Hirschberg, damals als Nachfolger der Grafen von Andechs Landesherr im Inntal, in einem Streite zwischen den Herren von Baumkirchen und einem Herrn Mühlhauser, daß dem letzteren sechs Höfe zu Magrendenbach, Prantstetten, Dürcke und Wasche (wohl Fotsch) gehören sollen. Diese liegen, wie spätere Erwähnungen zeigen, im Sellraintal innerhalb des Chiemseerischen Gerichtes Agrams, doch wird der Name „Sellrain“ in jener Urkunde nicht angeführt.

Es haben also sicher schon vor dem Jahre 1250 im Sellraintal Höfe bestanden. Etwas ausführlichere Verzeichnisse darüber bieten uns ein Steuerbuch der Tiroler Landesfürsten für das Inntal vom Jahre 1312 und die Urbare oder Güterverzeichnisse des Klosters Wilten von 1305 und des Klosters von Frauenschirmssee von 1400. In diesen wird auch erstmals der Name „Sellrain“ für den vorderen Teil des Tales erwähnt und folgende Einzelhöfe (in der Schreibweise jener alten Verzeichnisse) im Bereiche der Gemeinde Rotenbrunn: Ronach, Dürcke, Guffelperch, Scheiben, Elmawe, Stain, Dachrain, Grube, Pervan (Perfall), Prunne (wahrscheinlich Rotenbrunn), dazu noch Lavelen (Lafel), Altholtern (Altfaltern), Bogellehen, Pavnich, die

heute zur Gemeinde Grinzens zählen; in der Gemeinde Gries: Jouenawe (Jufenau), Moretsch (Maröz), Zessach (Zagach), Duhel (Dichl), Mhornach (später der Grieser Widum), Walze (Falz). Zugleich beklagten sich damals (1312) die Leute der Gemeinde Sellrain („di uz dem Sellraine gemainlich“), daß durch den Verwalter der Stift Chiemseeischen Grundherrschaft, dem Rämmerer Wernherr von Hötting, in ihrem Gebiete sieben neue Höfe gestiftet wurden, nämlich zum Prenner, zum Morendpach, in der Eben, in der Pruderaue, auf der Schaid und in dem Haslach. Durch die Gründung neuer Bauerngüter wurde naturgemäß die Weide- und Holznutzung der bisherigen Hofbesitzer etwas eingeschränkt. Hier hat also der Vertreter der Grundherrschaft gegen die Engherzigkeit der Bauern den Ausbau der Siedlung durchsetzen müssen.

In dem Urbare des Stiftes Frauenschmsee, das, um das Jahr 1400 geschrieben, etwa den Stand um 1300 wiedergibt, sind die Güter „in Sellrain“ in zwei Arten geteilt, die einen zinsen nämlich der Grundherrschaft Geld, die anderen Käse. Die ersteren hießen Haslach, Stain, Schreiden, Prenner, Told, Chraeus (Kreuz), Pruderau; die letzteren Sennenhof, Pachrain, Stain, Guegelperch, Durek, Taveln, Juvenau, Kniepiß, Stripf (ein heute aufgelassenes Gütl gleich unterhalb Pragmar) und Gevaegg, d. i. Gfaß, der höchste Hof der Gemeinde Oberperfuß. Diese Güter, die je 200 bis 300 kleine Käse zinsten, heißen Schwaighöfe, wir finden diese grundherrliche Besitz- und Wirtschaftsform überall in den Ostalpen in den höheren und höchsten Lagen der Besiedlung; das Wort „Schwaige“ besagt eben Viehzucht und Milchwirtschaft, diese Schwaighöfe waren dauernd bewohnte Bauerngüter, die zu Erbleihe von der Grundherrschaft an einzelne selbständig wirtschaftende Bauern vergeben waren und ihnen zugleich einen Hausstand ermöglichten.

Diese Hofnamen haben meist deutsche Wurzelworte und weisen daher auf die völkische Zugehörigkeit der Bauern, welche das Tal in dieser Dichte besiedelt haben. Vom Namen „Kniepiß“, was soviel wie steiles Gelände bedeutet, gibt es zwei Ortschaften im Sellrain, einmal heißen so die Mälder oberhalb Rotenbrunn, links vom Eingang in das Fotschertal auf dem Wege nach Saiges, und dann ein kleines Gütl knapp vor Pragmar. In dem Urbar und in zwei Urkunden des Stiftes Chiemsee von 1333 und 1446 ist die erstere Ortschaft gemeint, 1333 war der „Chniepos“ noch ein eigener Hof und mit der Alm „Seyges“ verbunden, bald nach 1400, sicher 1446, war dieser aber den Besitzern der benachbarten Höfe von Elmaw, Bachrain und Seehof verlihen, also von ihnen aus nur mehr als Wiesen, bewirtschaftet und daher der Hof, der früher dort gestanden hat, schon seit damals aufgelassen.

In den Quelltäälern des Sellraintales, die, wie bereits angedeutet, grundherrlich dem Stifte Wilten gehörten, waren auch nur solche Schwaighöfe; in dem Urbar dieses Stiftes von 1305 werden an solchen genannt: Malusens, später Lifens, Prabsmar, Pragmar im Untertal, und im Obertal Chraeußloner (Kreuzlehn), Ampweida (Peida), Pischolfsperch, Gleirs, Saichpihl und im Haken. Dieser Name Pischofsberg, der heute ganz abgekommen ist, bezieht sich auf die Gegend der später sogenannten Gemeinde St. Sigmund, er weist darauf hin, daß diese einmal vom Bischof von Brigen an das Stift Wilten geschenkt worden ist. Auch die Allgüter Chraupes (Kraspes) und Zirmbach oberhalb Haggen werden als Besitz des Stiftes Wilten um das Jahr 1330 urkundlich angeführt, letzteres aber schon damals an das Stift Stams übergeben. Chutey (Rühtai) und Dchsengart werden erstmals um 1280 als Schwaighöfe des landesfürstlichen Amtes Petersberg bei Silz erwähnt, Mareil und Marlsstein als freies Eigen ihrer Bauern.

Auch in Niedertal und in Gries im Sulztal, welche Gegenden unser Kartenblatt noch umgreift, waren nachweisbar seit dem 12. und 13. Jahrhundert Schwaighöfe des Stiftes Frauenschmsee sowie des Amtes Petersberg, der Winnebachhof war freies Eigen. Diese beiden Hochtalgemeinden gehörten, wie das ganze Dgtal, geschlossen zum landesfürstlichen Gerichte Petersberg (Silz).



Lifens mit dem Fernerkogel, nach einem Stich von 1789  
(Zur Verfügung gestellt von Prof. Dr. R. v. Klebeisberg)



Oben: Gries im Sellrain  
Unten: Rothenbrunn im Sellrain gegen den Freihut

Lichtbild G. A. Külle  
Lichtbild R. Müller



Oben: Haggen im Sellrain  
Unten: Pragmar gegen Hohe Willerspize und Lifenser Ferner

Lichtbilder R. Müller



Oben: Blick von der Finstertaler Scharte auf Strahlkogel und Larstiggkamm, rechts Geigenkamm — Unten: Rühthal  
Lichtbilder G. A. Küllsey



Lichtbild G. A. Rülle



Es haben also in der Zeit um 1300 bereits alle Siedlungen bestanden, die später hier waren, nur ist in der Folgezeit eine Verdichtung der Bevölkerung eingetreten, indem die alten Höfe in mehrere Bauerngüter und Haushalte geteilt und so aus ihnen kleine Weiler geworden sind. In der Zeit von 1500 bis 1800 hatte das Sellrain die größte Einwohnerzahl, dann nahm diese bis heute wieder ab, und zwar in den oberen Talgebieten um ein Viertel, in den unteren blieb sie gleich, der Geburtenüberschuß, den diese Gemeinden hatten, ist also weiter in das Inntal abgeflossen. Dies zeigen folgende Zahlen:

|                              | im Jahre 1834 | im Jahre 1935 |
|------------------------------|---------------|---------------|
| Gemeinde St. Sigmund . . . . | 198 Einwohner | 157 Einwohner |
| „ Gries . . . . .            | 456 „         | 363 „         |
| „ Rotenbrunn . . . . .       | 866 „         | 875 „         |

Eine solche Bevölkerungsabnahme finden wir im 19. Jahrhundert in allen Hochtälern der Alpen, die landwirtschaftliche Fläche gestattete eben keine Vergrößerung mehr, und das Hausgewerbe verlor gegenüber den Fabrikwaren immer mehr an Beschäftigung. Die bekannten anderen Ursachen der Landflucht mußten sich in den Hochlagen, wo die Bauernarbeit besonders mühsam ist, noch mehr auswirken als in den ebenen Gegenden.

Einige der zuhöchst gelegenen alten Schwaighöfe sind im Laufe der Zeit als Dauerfiedlungen überhaupt aufgegeben worden. So wird die Schwaige Lifens schon seit etwa 1450 ausschließlich als die Alm des Stiftes Wilten für dessen Meierhof benutzt, jenes hat hier um 1780 ein stattliches Sommerfrischhaus für seine Mitglieder erbaut und dieses um 1925 zu einem allgemeinen Gasthaus erweitert. Die Gleierschhöfe verloren seit 1900 ihre selbständige Bewirtschaftung und dauernde Bewohnung durch ihre bisherigen bäuerlichen Besitzer und werden als Alm- und Wiefengüter nur mehr im Sommer von ihrem neuen Eigentümer, einem Großbauern in Unterperfuß im Inntal, bezogen. Auf dem Schwaighof Rüh tai wurde seit 1622 für den Gebrauch des Landesfürsten ein Jagdhaus erbaut, während noch Kaiser Max für seine häufigen Jagden im Sellrain dortselbst „am Gries“ Herberge zu nehmen pflegte. Nach 1665 hat das Jagdhaus zu Rüh tai die Gerichtsherrschaft Petersberg, zu der ja auch der alte Schwaighof gehört, übernommen, seit 1850 wurde dieser aber nur mehr des Sommers bezogen, bald aber zugleich ein Gasthaus dort eingerichtet, seit etwa 1910 ist infolge des Skilaufes die Wirtschaft wieder auf das ganze Jahr ausgedehnt worden.

Wie in Rüh tai und Lifens sind seit 1850 auch in Pragmar und Haggen Gasthäuser für Sommerfrischler und Bergwanderer eingerichtet worden, ebenso in St. Sigmund, wo früher beim Kuraten Herberge geboten wurde, ähnlich wie in Ochsengarten, Niederthai und Gries im Sulztal. Weiters entstanden in jener Zeit mehrere Gasthäuser in Gries und Rotenbrunn, das älteste von ihnen war wohl das dortige Bad, das schon um 1460 als bestehend genannt wird.

Ehedem führten in das Tal nur von der Seite herein schmale Fahrwege mit erheblicher Gegensteigung, von Grams und von Oberperfuß nach Rotenbrunn, von Innsbruck aus in 3 bis 4 Stunden, und erst von Rotenbrunn ging es dann längs der Talsohle weiter einwärts. Durch die äußere Talschlucht von Rematen nach Rotenbrunn wurde erst 1888 eine Straße gebaut, seit 1928 bis Gries hinein verbessert und auch für größere Kraftwagen fahrbar gemacht. Die Fortsetzung von Gries nach Lifens einerseits und nach Haggen-Rüh tai andererseits, wohin man jetzt höchstens mit kleinen Wagen fahren kann, wäre wünschenswert, um diese erstrangigen Berg- und Skigebiete besser mit der Bauhauptstadt Innsbruck und der Eisenbahn zu verbinden. Vor der Erbauung der Oberinntaler Eisenbahn (1884) war von Innsbruck aus der Weg durch das Sellrain, über das Gleierschjöchl und nach Umhausen als der kürzeste Zugang ins Ostal auch für wirtschaftliche und geschäftliche Zwecke stark benutzt, daran erinnert noch der Name „Samerschlag“, d. h. Saumweg, an der Flanke dieses Joches.

Die Bezirke und die Namen für die heutigen Gemeinden im Sellraintal sind erst nach dem 17. Jahrhundert festgelegt worden. Um 1600 betrachtete man noch das

ganze „Tal Sellrain“ als ein eigenes Viertel des Gerichtes Grams, das aber wieder in drei Zehnten, den äußeren, mittleren und inneren, zerfiel. Der innere Zehent oder Gemeindeteil hieß damals auch „Auf dem Gries“. Die „Smitten (Schmiede) an dem Gries“ wird auch schon in dem Chiemseer Urbar von 1400 genannt. Laut dem Jagdbuche des Kaisers Max nahm dieser „in den Häusern auf dem Gries“ Aufenthalt, wenn er in dem inneren Sellrain jagte. Das „Kaiser- und Jagdhaus“ auf dem Gries wird auch noch um 1600 angeführt. Den äußeren Zehent nannte man seit dem 18. Jahrhundert die Gemeinde Rotenbrunn oder auch Sellrain im engeren Sinne. Der Hof Prunn wird hier um 1300 erwähnt, das Bad im Sellrain erstmals 1460 und 1567 das Wirtshaus und Wildbad Rotenbrunn (Urkunden von 1460 August 7 und 1567 Juni 23 im Staatsarchiv Innsbruck). Das dem Stifte Wilten gehörige Gebiet im innersten Sellrainer Unter- und Obertal, Eisens und früher Bischofsberg, erhielt nach der um das Jahr 1460 erbauten Kirche St. Sigmund die Bezeichnung St. Sigmundstal oder auch Wiltner Gebirg, und dem entspricht dann seit dem 18. Jahrhundert die Gemeinde St. Sigmund. Die Bezeichnungen Obertal für St. Sigmund und Untertal für Eisens kommen davon her, daß man das letztere als das Haupttal betrachtete und das erstere als sein Nebental, wie man auch den Namen Melach für den Talbach nach Eisens hinein fortsetzte und dort am Fuße des Fernerkogels den Ursprung der Melach suchte. Diese Anschauungen und Bezeichnungen sind schon seit etwa 1500 mehrfach schriftlich überliefert und werden von der Karte Ulrichs bestätigt.

Kirchlich hat das gesamte Sellraintal zur Ursprache Grams gehört, die von Böghens bis Unterperfor und auch über den Inn bis Zirl und Reith gereicht hat. Daß dieser Ausdehnung in der Urzeit vermutlich auch eine Markgenossenschaft entsprochen hat, haben wir bereits angedeutet. Die älteste kleine Kirche im Tale, zum Jahre 1391 als seit früher bestehend erwähnt, war St. Quirin oder Krein auf der steilen Bergflanke am Eingang ins Tal ober den höchsten Häusern und mit weiter Aussicht nicht nur über das Sellraintal, sondern auch über das ganze Inntal bis weit nach Osten. Diese Lage läßt annehmen, daß die Kirche an der Stelle eines vorchristlichen Heiligtums gebaut worden ist. Der heilige Quirin war seit dem 8. Jahrhundert der Patron des Klosters Tegernsee, das zu den ältesten Klöstern in Baiern zählte. Die Kirche ist noch in ihrer spätgotischen Bauart erhalten und trägt eine Inschrift vom Jahre 1487, sie ist sicher das älteste Gebäude im ganzen Tale. Die Kirche von St. Sigmund im inneren Obertal bestand auch schon zu jener Zeit, wurde aber später umgebaut. Im Jahre 1648 hat man aus dem Vermögen der St. Krein-Kirche unten an der Melach bei Rotenbrunn eine neue Kirche gebaut und im Jahre 1734 zu Gries; zu dieser Zeit wurden dort auch erstmals ständige Geistliche eingesetzt, während früher solche nur an gewissen Festtagen von Grams oder Wilten aus zu den erwähnten alten Kirchen gegangen sind. Die Schulen bestehen natürlich auch erst seit dieser Zeit. Eine „gemeine Spieltennen“, d. i. ein hölzernes Haus für heitere und ernste Zusammenkünfte der Talgenossen, wird im Sellrain um 1560 urkundlich erwähnt.

Die Bauern, welche auf den Gütern jener Grundherrschaften saßen, waren Angehörige des bairischen Stammes, wie besonders auch ihre Mundart zeigt. Die Rätomanen, die in geringer Zahl von früher her hier gewesen waren, haben sich mit ihnen ziemlich bald verschmolzen. Wann die letzten Leute mit romanischer Muttersprache hier ausgestorben sind, diese damit hier gänzlich erloschen ist, läßt sich nicht näher angeben, jedenfalls schon ziemlich lange vor dem Jahre 1000. Denn in der Urkunde über die Schenkung des Tales Eisens an das Stift Wilten aus dem 12. Jahrhundert werden als Grenzen genannt der „Strittige Lonaer“, später Streitlehner, der Lamsenbach, der Berg Berner; solche Namen sind nur bei einer Bevölkerung mit deutscher Muttersprache möglich. Dasselbe sagen dann die oben erwähnten Namen für die Höfe im Tale. In rassistischer Hinsicht zeigen die heutigen Be-

wohner des Gebietes Agrams-Sellrain — wenn ich die auf meinen vielen Wanderungen in dem Gebiete gewonnenen Eindrücke zusammenfasse — zum großen Teil hagere Gestalten mit hellen Augen und Haaren und scharfen Gesichtszügen, und das weist auf ein Überwiegen der germanischen Stammesart.

Wie meist in den Alpentälern, sind auch im Sellrain die Namen der bäuerlichen Sippen seit dem 15. Jahrhundert ziemlich gleichbleibend, auf den einzelnen Gütern wechseln sie aber doch recht häufig, wie Gafner in ihrer Siedlungsgeschichte des inneren Sellrain näher darlegt. In den Steuerkatastern von 1775 werden für das ganze Sellrain die Träger folgender Sippennamen als bäuerliche Gutsbesitzer angeführt, und zwar stets mehrere mit denselben Namen: Baumann, Epp, Fagschlunger, Falkner, Friß, Fürutter, Gleirscher, Gruber, Gstrein, Heider, Haslwanger, Hofer, Horner, Hueber, Jäger, Jordan, Kapferer, Kirchmeir, Kofler, Leitner, Löchl, Maurer, Moß, Neutrauer, Nocker, Obermeier, Pairst, Pfurtscheller, Pichler, Pircher, Prantner, Pragmarer, Prem, Raich, Reinstadler, Rosner, Rues, Schaffenrath, Schieser, Schmied, Teutschmann, Ueberlinger, Wegscheider, Wittsch, Wolff, Wöll.

Von diesen Namen deuten Gleirscher, Kofler, Prantner und Pragmarer auf die Herkunft aus den obersten Höfen im Sellraintale selbst, Kapferer auf Kapfers oberhalb Telfes, Fagschlunger und Pfurtscheller auf zwei entsprechende Höfe oberhalb Neufstift im Stubaital, Rosner auf Rosen, den obersten Hof des Ötztales. (Die Namen der Höfe haben rätorumanische Wurzeln, die Sippennamen sind aber nach ihrer Übernahme in die deutsche Sprache gebildet worden.) Der Familienname Jordan kommt von dem gleichlautenden Vornamen, der für das Sellrain bereits um 1350 bezeugt wird (Gafner a. a. O., S. 22), Wittsch vom altdeutschen Vornamen Wizzo, Wöll ebenso von Wolo, Epp von Upo. Die Haslwanger kommen vom Silberberg, die Falkner, Gstrein und Leitner aus dem Ötztal, ebenso die Schöpf, die aber im Sellrain erst nach 1800 auftauchen. Die Träger fast aller dieser Sippennamen haben sich übrigens weit ins Innthal und darüber hinaus verbreitet, am bekanntesten wurde Silvester Jordan von Agrams, der Professor in Marburg in Hessen geworden ist und sich in den politischen Kämpfen von 1830 bis 1848 hervorgetan hat. Ganz vereinzelt ist die Erwähnung eines „Heinrich Walser auf Pragmar“ in einem Wiltner Urbar von 1450 (Gafner, S. 25) und in einer Urkunde von 1452 Dezember 5 (Staatsarchiv Innsbruck, Vb. 1325). Die Walser waren nämlich in Vorarlberg und im Paznaun die ersten Besiedler der höchsten Alpentäler, einzelne von ihnen scheinen also in derselben Eigenschaft auch in das oberste Sellrain gekommen zu sein.

Die Almen im hinteren Sellraintal gehören seit alters größtenteils nicht den Bauern im Tale selbst, sondern den Gemeinden und einzelnen Gutsbesitzern im Haupttale. Um so mehr müssen sich jene mit den kleinen Feldern in der Nähe ihrer Häuser und den ausgedehnten Bergmähdern vor allem auf den steilen Südfanken des Rofkogels hinein bis zum Haggnerjoch behelfen. Schon seit langem haben die Sellrainer neben der Bauernarbeit auch andere Erwerbszweige ergriffen. So befaßten sie sich wegen des hiezu besonders geeigneten weichen Wassers der Melach und ihrer Zubäche mit der Bleiche von Leinwand, die außerhalb ihres Tales hergestellt wird, und noch mehr mit der Reinigung der Wäsche der Innsbrucker Bürger. Allwöchentlich fahren die Wagen den über 3 Stunden weiten Weg in die Stadt, um die Wäsche zu holen und wieder zurückzustellen. Häufig sieht man daher bei den Bauernhäusern große Holzstädel zum Trocknen der Wäsche im Winter. Außerdem gab es im Sellrain noch vor 30 Jahren ein ziemlich lebhaftes Heimgewerbe in der Erzeugung von Strohützen ländlicher Art.

Die eigene Gerichtsherrschaft des Stiftes Frauenschnee über Agrams und Sellrain und jene des Stiftes Wiltten über St. Sigmund und Lifens hat bis 1803 und 1807 bestanden, und sie sind damals auf die Staatsgewalt übergegangen, die dann diese Gebiete dem Landgerichte Wiltten oder Innsbruck zugewiesen hat. Die Grundherrschaft und die entsprechenden Abgaben und ebenso die des Kirchengeherts blieben

bis zum Jahre 1848 bestehen, und zwar jene von Wilten für dieses Stift selbst, jene von Frauenschmsee für das staatliche Rentamt. Infolge der allgemeinen Grundentlastung, die in Oesterreich nach dem Jahre 1848 durchgeführt wurde, sind auch hier im Sellrain alle bäuerlichen Güter von diesen Bindungen befreit und als Eigentum der Bauern erklärt worden, womit so recht eigentlich die Rechtszustände, die seit dem früheren Mittelalter sich festgesetzt haben, auch hier beseitigt worden sind.

Der Landesfürst hat auch das Forsteigentum im ganzen Sellrain sich vorbehalten, den beiden geistlichen Gerichts- und Grundherrschaften und den Bauern nur eine Mitnutzung eingeräumt. Schon um 1300 wird, wie aus den damaligen Rechnungen der Haller Saline ersichtlich ist, in den Wäldern an der Melach Holz geschlagen und mit dieser sowie mit dem Wasser- (Fotscher-) Bach und dem Ugerfer- (Senders-) Bach zum Inn und auf diesem weiter zu den Pfannhäusern getriftet. Auch in der ältesten Beschreibung der Salinenamtswälder vom Jahre 1555 werden die einzelnen Wälder in jenen Tälern genauer angeführt. Seit dieser Zeit schreibt sich auch der bedeutende Staatsforst, der im Fotschertal heute noch ist, her. Auch die Jagd und Fischerei im Sellrain haben die Landesfürsten ausgeübt, wie das Jagd- und das Fischereibuch des Kaisers Max um 1500 darlegen.

Die Almten mit ihren natürlichen Grasflächen oberhalb der Waldgrenze sind schon in der Zeit vor der Einwanderung der Deutschen hier wie sonst in den Alpen zur Weide benutzt worden, und dies haben die neuen Einwanderer sicherlich auch sofort getan. Auch in unserem Gebiete haben, wie ich schon aufzeigte, die Almten zum Teil ganz eigene Namen vordentscher Sprachwurzel, was eben einen solchen Vorgang beweist. Das Recht, die „alpes“ zu nutzen, kommt in den ältesten Besitzurkunden, die überhaupt aus Tirol erhalten sind, d. i. aus dem 8. bis 11. Jahrhundert, öfters vor. Für das Sellrain werden erstmals in den vorerwähnten Steuer- und Urbarbüchern aus der Zeit um 1300 einzelne Almten erwähnt, so die Almen Alphatsch (Fotsch), Furkes und Salvains (Salfeins) ober dem Senderstal, ferner die Alb Allmynt (Almind) im Fotschertal laut einer Urkunde von 1539. Diese und die meisten anderen Almten im Bereiche des Gerichtes Grams unterstanden damals und in der Folgezeit der Grundherrschaft des Stiftes Frauenschmsee, waren aber den Gemeinden als Besitz zugewiesen, wie auch der Steuertafel von 1775 angibt. Die Gemeinden Grams, Dnes und Grinzens hatten demnach die Almten im Fotschertal, die Schwaighöfe der Gemeinde Sellrain die Alm Tuisen am Eingang ins Eisener Tal, die daneben befindliche Alm Stripfen hatte die Gemeinde Alfling bei Rematen, daher wird diese auch Alflinger Alm genannt. Die Schmalzgrubenalm im norderen Fotschertal war freies Eigen der Höfe Tannöben, vermutlich weil sie in den Wald hineingerodet war. Die gegenüberliegende Seigesalm besaßen die Gemeinden Ober- und Unterperfuß, die zwar nicht dem Gerichte, aber der Pfarre Grams angehörten, mit welcher sich eben in ganz alter Zeit auch ein markgenossenschaftlicher Verband gedeckt haben dürfte. Dieser Besitz fällt auch deshalb auf, weil die Gemeinden Oberperfuß und Ranggen zusammen auch die Krimpenbachalm am Fuße des Kofkogels besaßen haben; in den Jahren 1473 und 1567 schlossen sie Vergleiche mit den Inhabern der darunter liegenden Berghöfe von Ofas über deren Nutzungsanteil an dieser Alm.

Das Stift Wilten hat für seinen großen, im Eigenbetrieb befindlichen Meierhof den Berg Eisens seit etwa 1450 sich als Alm vorbehalten und den dortigen Schwaighof aufgelassen. Diese Alm Eisens hatte laut des Katasters von 1775 einen Auftrieb von 130 Röhren, 140 Galttrindern, 12 Pferden und 500 Schafen; zu ihr gehörte auch die Längentaler Alm als Hochleger, und sie war und ist wohl eine der ergiebigsten und größten Almten des Gebietes. Noch größer war in diesem nur die Alm im Senders- tal, die das Stift Wilten schon seit dem 14. Jahrhundert der Gemeinde Rematen verliehen hat und heute dieser als Eigentum gehört, daher allgemein als Remater Alm bezeichnet wird. Die Alm oberhalb Praxmar besaßen seit 1600 mehrere Bauern aus dem Dorfe Wilten. Die Gallwieser Alm oberhalb Eisens hat wohl auch von dem

Gallwieshof bei Wilten ihren Namen. Im Gleiertschtal besaßen die Alm die dortigen Höfe, die Zirnbachalm das Stift Stams, die Almen Stockach, Finstertal, Längental und Hemmerwald bei Rührtai gehörten seit jeher den Gemeinden Silz, Haiming und Silzerberg, also in das obere Zantal.

Für das Sellrain ist am frühesten aus ganz Nordtirol der Name eines einzelnen Berges schriftlich überliefert, und zwar jener seines höchsten und schönsten Gipfels, nämlich des Fernerkogels. In der Urkunde, welche die Übertragung der Grundherrschaft in Eisens an das Kloster Wilten ausspricht und um das Jahr 1260 geschrieben worden ist, wird als der Endpunkt dieses Tales der „cacumen montis, qui dicitur Verner“, d. h. eben der Gipfel des Berges Ferner, angeführt. Das ist zugleich der erste Beleg für den Gebrauch des Wortes „Ferner“ für die großen Flächen immerwährenden Schnees, während der Ausdruck „Gletscher“ erst später als Fremdwort in die deutsche Sprache gekommen ist.

Andere Bergnamen werden erstmals in Aufzeichnungen aus dem 16. Jahrhundert genannt; sie waren natürlich damals schon längst bei der Bevölkerung des Tales üblich. So werden in einem Markensbescrieb des Gerichtes Grams und im Jagdbuche des Kaisers Max aus der Zeit um 1500 erwähnt: der Kofkogel (ober Oberperfuß), die Kopfeben, das Ranggerköpfl; Pirrkogel, Geißkogel und Koter Kogel bei Rührtai; Freiheit (Freihut); Fernerkogel und Hohe Koet, wohl die Willerspize bei Eisens. Im Markensbescrieb des Gerichtes Petersberg von 1580 werden genannt: der Grieskogel (ober Riech), der Pienderlekogel, Schellenkogel und Kofkogel (im Krapes), das Gleiertschjochl, die Sonnenwand, der Plattenkogel, Stickschnee und Rübstein (für den Sebleskogel), Fernerkogel und Schrankogel. Die Karte Tirols, die Peter Anich um 1760 gezeichnet hat, gibt dann noch weitere Namen, die heute geläufig sind, nämlich den Ocherkogel (nach der dumpfen Aussprache geschrieben für den Acherkogel), Seberkogel (jetzt Sebleskogel), Brunnenkogel und Willerspize. Die Meister dieser für damals vorzüglichen Landesvermessung und Kartenzeichnung, Anich und Hueber, waren ja im Dorfe Oberperfuß (am Ausgang des Sellrain) beheimatet.

Diese Namensermahnungen der Berggipfel zeigen, daß auch deren Region in alter Zeit den Jägern und Hirten vertraut gewesen ist. Aber die besondere Naturschönheit der Bergwelt hat man doch erst später entdeckt. Gerade für den Eisenser Ferner werden die ersten Besuche aus solchen Motiven erwähnt, so 1775 durch den damaligen kaiserlichen Statthalter Grafen Sauer und 1825 durch die Erzherzogin Marie Luise, die sich in einer Sänfte auf die Oberachsel, einem Vorgipfel des Zischgeles, tragen ließ, um von dort aus den schönen Rundblick auf die Bergwelt von Eisens zu genießen; hiebei hat der Klosterhof in Eisens als angenehmer Stützpunkt gedient.

Die erste große Gipfelfahrt unternahm hier einer der ältesten Erschließer der Ostalpen überhaupt, Peter Schurwieser aus Rattenberg, Professor in Salzburg, im Jahre 1836 auf den Eisenser Fernerkogel unter der Führung des Praxmarer Bauernjägers Philipp Schöpf, der ihn schon früher bestiegen hatte. Darüber gibt Schurwieser in der Zeitschrift des Ferdinandeums, des landeskundlichen Vereins für Tirol, vom Jahre 1840 eine eingehende Beschreibung samt einem Bild des Berges, das auch zeigt, um wieviel weiter damals der Eisenser Ferner gegen das Tal herabgegangen ist als heute. Seit 1870 etwa sind die in Innsbruck anständig gewesenen Bergsteiger der „Wilden Bande“, vor allem Pock, Wechner und Galler, in den Sellrainer Bergen tätig gewesen; dieser hat als erster die Willerspize bezwungen, nach Pock und Wechner sind auch zwei Gipfel in den Rührtaiern benannt.

Um 1890 hat Ludwig Purtscheller, übrigens auch ein gebürtiger Innsbrucker und nachmals „der größte der deutschen Bergsteiger seiner Zeit“, in den Sellrainer wie allen anderen Stubaiern Bergen zahlreiche Fahrten unternommen, um die Gruppe für „Die Erschließung der Ostalpen“ bearbeiten zu können.

Aber noch immer waren die Gipfel zwar auf einzelnen Wegen erstiegen, nicht aber die vielen Grate überschritten und Wände begangen; da waren es seit 1894 die

Mitglieder des Akademischen Alpenklubs Innsbruck und der Bergsteigerriege des Innsbrucker Turnvereins, die, wie in den gesamten nördlichen Teilen der Ostaler Alpen, in diesem ihrer Heimatstadt so nahe liegenden Berggebiet diese Erschließung durchgeführt haben. Franz Hörtnagl gab hierüber in den Jahresberichten des Klubs von 1897 bis 1902 genaue Beschreibungen der Berge und aller Anstiegswege. In letzter Zeit haben dann in der „Zeitschrift“ des Alpenvereins 1932 und 1933 Adolf Wisenmann (Pforzheim) den Bergkranz des Selltainer Gleiertschtales und Ph. Ludwig (Frankfurt a. d. Oder) jenen des Winnebach nach ihren Fahrten und Erlebnissen beschrieben.

Die Entdeckung der Selltainer Stigebiete ist auch von Innsbruck aus in der Zeit des ersten Aufkommens des alpinen Skilaufes erfolgt, seit etwa 1905 sind die besten Stigebirge in dem Gebiete: der Längentaler Weiße Rogel, der Zischgeles, der Gleiertscher Fernerkogel, der Kofkogel im Krappes, der Sulz- und der Birrkogel bei Rührtai, der Rote Rogel im Fotsch, mit den nordischen Bleithölzern zum erstenmal „erfahren“ worden. Eine schön bebilderte Schilderung dieser „Stigefahrten zwischen Rührtai und Pragmar“ gibt Ernst Hanaufer in der „Zeitschrift“ von 1935.

In der Zeit der Erschließung dienten als Stützpunkte für die Bergsteiger die alten Gasthäuser zu Pragmar, Haggen, Rührtai und der Gleiertschhof und für den Eisenser Kamm auch die Franz Senn-Hütte im Alpein, die der Zweig Innsbruck des Alpenvereins bereits im Jahre 1885 erbaut und 1908 und 1928 vergrößert hat. Auch auf der Nordseite der vorderen Rührtai wurden an alpinen Schutzhütten schon 1884 die kleine Peter Anich-Hütte von der Gruppe Innsbruck des Österreichischen Touristenklubs und die Hochederhütte von der Sektion Telfs des Alpenvereins 1888 erstellt, diese 1914 von der Sektion Neuburg a. D. erweitert, jene im Jahre 1931; die Kofkogelhütte von der Gruppe Innsbruck des Österreichischen Gebirgsvereins im Jahre 1924. Im Innern der Selltainer Berge wurden dann erbaut: die Winnebachseehütte von der Sektion Frankfurt a. d. Oder im Jahre 1901; das Westfalenhaus im Eisenser Längental 1908, vergrößert 1930; die Gubener Hütte im Zwieselbachtal 1912 und 1932; die Bielefelder Hütte am Acherkogel 1922; die Neue Pforzheimer-Adolf Wisenmann-Hütte im Gleiertschtal 1928; die Dortmund-Hütte — in Wahrheit wohl Haus — bei Rührtai 1932; die Potsdamer Hütte im Fotsch 1932; alle von den entsprechenden Zweigen des Alpenvereins. Bei diesen letzten Hüttenbauten war ihre Verwendung für den Skilauf fast mehr als für sommerliche Wanderungen in Rücksicht genommen.

So haben sich verschiedene Zweige des Alpenvereins und damit der deutschen Volksgemeinschaft schon seit dreißig Jahren in den Selltainer Bergen Heimstätten nicht nur im ideellen, sondern auch im wirklichen Sinne geschaffen. Die Wiedervereinigung Tirols mit dem Deutschen Reiche im Jahre 1938 hat daher eine schon angeknüpfte Verbindung mit neuem Leben erfüllt und wird dies auch weiterhin tun. Mögen die vielen, welche nun aus allen deutschen Gauen unser Tal und seine Berge besuchen und hier Freude, Kräftigung und Erholung finden werden, sich auch der tausendjährigen Arbeit erinnern, die hier deutsche Bauern geleistet haben und weiterhin leisten werden.

Anmerkung über die Bücher und Abhandlungen, in welchen die urkundlichen Nachweise zur Geschichte des Sellrain niedergelegt sind: Otto Stolz, Polit.-histor. Landesbeschreibung von Nordtirol, 1923 bis 1926, S. 319—367 (Geschichte der Hofgerichte Wilten und Aams). — Stolz, Geschichte der Hofmark Wilten, 1924. — Stolz, Die Schwaiyhöfe in Tirol, in Veröffentlichungen des Alpenvereins, Bd. 7, 1930. — Stolz, Geschichtskunde der Gewässer Tirols (1936), S. 31, 318, 338 f. — Marie Gahner, Beiträge zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte des inneren Sellraintales, in den Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum, Heft 4, 1925. — Heinrich Hammer, Rührtai, ein landesfürstlicher Jagdsitz im Gebirge, in der „Zeitschrift“ des Alpenvereins 1933, S. 173—187. — Steinberger, Selltainer Namen, Tiroler Anzeiger 1933, Nr. 196. — Sürmann, Tiroler Volksstämme, 1877, S. 224. — Rapp, Beschreibung des Bistums Brixen, Bd. 2.

